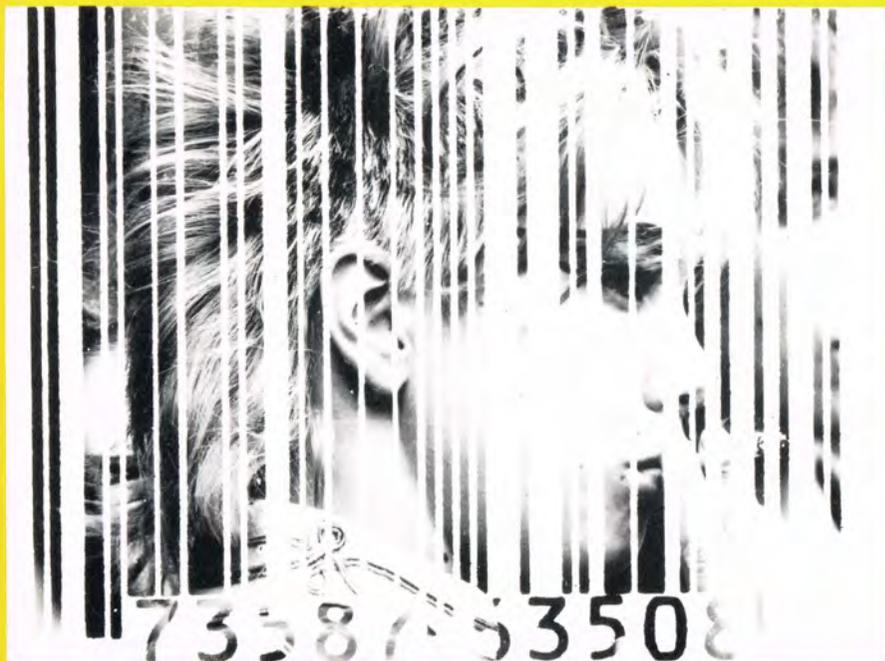


Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

168



Erich Fried: Nach siebzig Jahren / Ein Signal

Berichte über die Jugend

Hanusch, Cavalli, Heinz, Zoll, Wollmann

Sozialpolitik als Privatsache unter Thatcher

Gorbatschowsche Reformen

Modernisierungstheorie

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter

Heinz-Harald Abholz (Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Georg Auernheimer (Marburg), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Kuno Füssel (Münster), Karlheinz A. Geißler (München), Helmut Gollwitzer (Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Jutta Held (Osnabrück), Eike Hennig (Kassel), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin), Urs Jaeggi (Berlin), Baber Johansen Berlin), Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krätke (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Antje Vollmer (Bielefeld), Rainer Zoll (Bremen)

Redaktion

Dieter Borgers, Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Birgit Jansen, Peter Jehle, Helga Karl, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Erich Wulff

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Claudia Gdaniec, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Barbara Ketelhut, Nora Räthzel, Eva Stäbler

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien, Gerwin Klingner

Redaktionsanschrift

Tegelers Straße 6, 1000 Berlin 65, Telefon: (030) 461 80 49

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Werbung: Andrea Krug

Umschlaggestaltung: Johannes Nawrath *Foto:* Michael Lamberty

Verlagsanschrift

Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Telefon: (040) 45 60 18 und 45 36 80

Auslieferung für Buchhandel

Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon: (030) 692 79 34

Abo-Auslieferung

Hundertmorgen, Postfach 11 52, 6107 Reinheim 2, Telefon: (06162) 16 74

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1988 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig, 60 Anschläge) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Kosten: Postbezugsamt Berlin West 5745—108, Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00

Inhalt

Editorial	169
Raymond Williams 1921-1988	171
Günther Anders: Ultima	173
Erich Fried: Ein Signal / Nach siebzig Jahren	175
Karen Ruoff: Kaufhauswandern II	176

Berichte über die Jugend

Rolf Hanusch Fragmentierte Identität	178
Alessandro Cavalli Zeiterfahrungen. Versuch einer Typologie	187
Walter R. Heinz Selbstsozialisation zwischen Modernisierungsversprechen und Beschäftigungsrisiken	198
Rainer Zoll »Nicht so wie unsere Eltern«. Ein neues kulturelles Modell?	208
Eva Wollmann »Frei für die Arbeit«. Zur Scientology-Kirche	221
* * *	
Sarah Benton: Sozialpolitik als Privatsache unter Thatcher	228
Gerhard Hauck: Zurück zur Modernisierungstheorie?	235
Hansgeorg Conert: Die Gorbatschowschen Reformen	249
Daniel Ortega: »Ich kann nicht behaupten, daß ich den Machismus überwunden habe ...« Ein Gespräch	254
Postmarxismus?	259
<i>Interventionen</i>	
Opfer der Qualifizierungsoffensive? (M.Lacher, J.Koch)	260
<i>Kongreßberichte</i>	
Ökonomie der Endlösung; Christen in Budapest; Brecht-Dialog in der DDR; Gramsci in Tokio	262
<i>Besprechungen</i>	
Materialistische Bibellektüre, Ethik; Auto-Kultur; Berufsbildung — Weiterbildung; Hexen, Bauern, Aufklärer; Faschismus; US-Arbeiterbewegung	270
Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries	315

Besprechungen

Philosophie

<i>Kahl, Brigitte</i> : Armenevangelium und Heidenevangelium (<i>J.Rehmann</i>) . . .	270
<i>Füssel, Kuno</i> : Drei Tage mit Jesus im Tempel (<i>Th.Klein</i>)	272
<i>Ferguson, Adam</i> : Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft (<i>F.O.Wolf</i>)	274
<i>Fleischer, Helmut</i> : Ethik ohne Imperativ. Zur Kritik des moralischen Bewußtseins (<i>R.Hünlich</i>)	275
<i>Singer, Peter</i> : Praktische Ethik (<i>R.Hünlich</i>)	277
<i>Schwemmer, Oswald</i> (Hrsg.): Über Natur (<i>M.Weingarten</i>)	277

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Schirmmacher, Frank</i> (Hrsg.): Verteidigung der Schrift. Kafkas »Prozeß« (<i>H.Schlösser</i>)	278
<i>Hädecke, Wolfgang</i> : Heinrich Heine. Eine Biographie (<i>J.Jendretzki</i>)	280
<i>Asche, Susanne</i> : Die Liebe, der Tod und das Ich im Spiegel der Kunst. Die Funktion des Weiblichen in Schriften der Frühromantik und im erzählerischen Werk E.T.A. Hoffmanns (<i>R.Schmidt</i>)	281
<i>Wapnewski, Peter</i> (Hrsg.): Mittelalter-Rezeption. Ein Symposium (<i>R.Schlechtweg-Jahn</i>)	282

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Heilbut, Anthony</i> : Kultur ohne Heimat. Deutsche Emigranten in den USA nach 1930 (<i>C.Albert</i>)	285
<i>Raphael, Max</i> : Bild-Beschreibung. Natur, Raum und Geschichte in der Kunst (<i>N.Schneider</i>)	286
<i>Amar, Laure</i> : Parks und Plätze in Paris. Eine sozialpsychologische Analyse städtischer Freiraumqualitäten (<i>J.Wolschke-Bulmahn</i>)	288
<i>Armanski, Gerhard</i> : Wir Geisterfahrer e.V. (<i>D.Kramer</i>)	289
<i>Wolf, Winfried</i> : Eisenbahn und Autowahn (<i>D.Kramer</i>)	289

Erziehungswissenschaft

<i>Geißler, Karlheinz A., Hans-Joachim Petsch und Sigrid Schneider-Grube</i> (Hrsg.): Opfer der Qualifizierungsoffensive (<i>G.Zimmer</i>)	291
<i>Wittwer, Wolfgang, und Marion Pilnei</i> : Die ungleichen Partner. Berufsausbildung in der Bundesrepublik. Strukturen, Probleme, Perspektiven (<i>J.Kade</i>)	292
<i>Gesellschaft für Arbeit, Technik und Wirtschaft im Unterricht</i> (Hrsg.): Neue Technologien und technisch-ökonomische Bildung (<i>K.A.Geißler</i>)	293
<i>Balha, Georg, Martin Köck, Gregor Lingl, Rita Mayer-Maly und Kurt Winterstein</i> : Werkzeug Computer (<i>M.Schratz</i>)	295
<i>Döring, Klaus W.</i> : System Weiterbildung. Zur Professionalisierung des quartären Bildungssektors (<i>W.Wittwer</i>)	296
<i>Tausendfreund, Detlef</i> : Bildung und Kulturentwicklung. Zur kulturtheoretischen Analyse gesellschaftlich organisierter Bildungsprozesse (<i>H.G.Ebner</i>)	297

(Fortsetzung auf Seite XII)

Editorial

*»Fünfzehn war ich, da war mein Sinn gerichtet auf das Lernen; dreißig war ich, da stand ich fest darin; vierzig, da war ich hinaus über Zweifel; fünfzig, da kannte ich die Anordnung des Himmels; sechzig, da hatte ich ein achtsames Ohr; siebzig, da konnte ich, ohne über die Schnur zu hauen, den Wünschen meines Herzens folgen.«
(Konfuzius)*

Eine Initiation in die Ordnung des Mikrocomputers hätte Konfuzius besser verarbeiten können als die Tatsache, sie durch einen Fünfzehnjährigen zu erhalten. Lebenserfahrung ist ein ungemütlicher Ausruhlplatz geworden. Jüngere sind denen, die »hinaus über Zweifel« sind, oft voraus in der Aneignung der neuen Technologien. Unser gewöhnlicher Konfuzianismus versteht die Welt nicht mehr. Die Konzerne versuchen, von den Fähigkeiten der »Hacker« zu profitieren, und der Chaos-Computer-Club soll das Bundeskriminalamt computertechnisch beraten. High-Tech-Pioniere die einen, von Anfang an ausgeschlossen aus der Arbeitswelt die andern — Jugend hat einen neuen und ambivalenten Status bekommen.

Wird die Jugendforschung den neuen Fragen gerecht? Ihre Resultate sind ebenso reichhaltig wie begrenzt. An Studien zur Jugendkultur — auch im *Argument* kam einiges dazu (vgl. 220) — herrscht eher Überfluß. Jugendkulturforschung ist immer auch Jugendsubkulturforschung, und kaum regt sich etwas und wird durch äußerliche Merkmale auffällig, ist die Forschergruppe da, die das Phänomen analysiert, registriert, benennt. Die Moden der Jugendkulturen als Moden der Jugendforscher? Auch wenn das boshaft überzeichnet, ist die gesellschaftstheoretische Leerstelle in der Ethnographie der Welten von Punkern und Poppers schwer zu leugnen. Studien, die das (Symbol-)Handeln von Jugendlichen im Wirkungszusammenhang der Umbrüche von Arbeit, »Freizeit« und Bildung begreifbar machen, sind rar.

Die Beiträge zum Heftschwerpunkt sind theoretische Entwürfe auf der Basis von zum Teil umfangreichen Erhebungen. Im Zentrum steht der Zusammenhang von Arbeit und Identität. Phänomene, die als Wertverfall, Narzißmus, Freizeithedonismus und Arbeitsunlust mal mit umwölkter Stirn, mal mit Endzeiteuphorie beredet werden, erschließen sich diesem Zugang am ehesten. — *Rolf Hanusch* konfrontiert das Identitätskonzept, wie es Pädagogik und Soziologie propagierten, mit den Disco-, Kneipen-, Haartracht- und Bekleidungspraxen jugendlicher Angestelltenkulturen. Seine These: Bewahrung der Identität heißt in der komplexen Gesellschaft gerade deren Aufsplitterung in eine Fülle von Identitätsmasken. Statt darunter das alte Bürger-Leitbild des geschlossenen 'Ichs' zu vermissen, sieht er in der Fragmentierung Ansatzpunkte für eine realitätstüchtigere Jugendarbeit, die mit Adorno erkennt, daß gelungene Identitätsgewinnung Befreiung vom Identitätszwang voraussetzt. — *Alessandro Cavalli* fächert am Beispiel von Mailänder Jugendlichen die Identitätsmuster, in denen sich Strategien von Anpassung und Selbstbehauptung verschränken, zu einer Typologie auf. Den Schlüssel liefert ihm die Zeiterfahrung. — *Walter R. Heinz* und *Rainer Zoll* entziffern die meist als fertiges Phänomen bewertete »Individualisierung« (Zoll) oder »Selbstsozialisation« (Heinz) bei jugendlichen Arbeitern und Angestellten als Resultat von Widerspruchsverarbeitung. Heinz betont den Zusammenhang von Anpassungsbereitschaft und aufgeschobenen, aber nicht aufgehobenen Wünschen nach sinnvoller Tätigkeit. Zoll konstatiert einen regelrechten Bruch mit dem überkommenen 'kulturellen Modell', das junge Arbeiter noch auf das Investieren in eine gesichert scheinende Zukunft und auf Normen einer intakten Arbeiter-

kultur orientieren konnte. Die neue Fragwürdigkeit, auch des Gewerkschaftsbeitritts, müsse durch verstärkte Ausdifferenzierung kommunikativer Prozesse bewältigt werden — auf die sich auch die 'expressiven', von vorwiegend 'instrumenteller' Erwerbsarbeit frustrierten Arbeitsbedürfnisse verschieben. — In ihrer Studie zur Scientology-Sekte zeigt *Eva Wollmann*, daß es hier keineswegs bloß um ein »Aussteiger«-Phänomen geht. Mit der frohen Botschaft von Arbeit und Lernen bei gleichzeitigem Kreuzzug gegen 'Aberrationen' wie Streiks und Gewerkschaften scheint die »Dianetik« des L. Ron Hubbard das Feld eines ideologischen Do-it-yourself zu besetzen, auf dem die einzelnen sich um Identifikation mit den qualitativ neuen und zugleich knapper werdenden Arbeiten zu bemühen haben. Der Zusammenhang mit Unternehmerstrategien wird deutlich.

Alarmiert durch die in den Sozialwissenschaften modische These von der wachsenden Freizeitorientierung der Jugendlichen, bis zur totalen Absage an Arbeit — eine Diagnose, die durch das Schrumpfen der Organisationsbereitschaft bestätigt zu werden schien — hat die Hans-Böckler-Stiftung eine Untersuchung in Auftrag gegeben. Sie brachte das Ergebnis, daß nicht Arbeit als solche den Jugendlichen gleichgültig ist, daß sich aber die Vorstellungen über Arbeit verschoben haben: Sie soll sinnvoll und qualitativ anspruchsvoll sein. Untersuchungen mit ähnlicher Fragestellung kamen im gleichen Zeitraum zu ganz anderen Ergebnissen, wie der hier veröffentlichte Forschungsbericht von Rainer Zoll. Die Diskussion um die unterschiedlichen Forschungsansätze steht noch aus.

Außerhalb des Schwerpunkts führt *Sarah Benton* die Individualisierungsstrategie des Thatcherismus vor. Sie kann zeigen, daß die Attacke auf den Wohlfahrtsstaat im Kern auf die Abschaffung des »Staatsbürgers« zielt, d.h. jener sprachlich im Deutschen nicht so recht faßbaren Gestalt des *Citizen* oder *Citoyen*. *Gerhard Hauck* analysiert Modernisierungsversuche der Modernisierungstheorie, die ihr universalistisches Modell durch Abstreifen eines allzu durchsichtigen Eurozentrismus zu erneuern sucht, wobei sie von Inkonsistenzen der Dependenztheorie profitiert. *Hansgeorg Conert* gibt eine Zwischenbilanz der Bewegung, die in den »realen Sozialismus« gekommen ist. Eines der nächsten Hefte wird den Gorbatschowschen Reformen gewidmet sein.

T.L.

Verlagsmitteilungen

Armando Bauleo: Ideologie, Familie und Gruppe. Vorwort von Erich Wulff. Bauleo geht es um eine tragfähige Verbindung von Marxismus und Psychoanalyse. Zugleich gibt das Buch Einblicke in die Geschichte Psychoanalyse in Argentinien und in die Situation eines politisch engagierten Psychoanalytikers unter dem Peronismus und der Militärdiktatur.

Forum Kritische Psychologie 21 (AS 161): Ute Osterkamp schreibt über »Verinnerlichte Gewalt als 'innerliche Freiheit'«. Weitere Themen: 60 Jahre Krise der Psychologie; Subjektkonzeptionen in der Soziologie nach 1945; Gesprächs- und Urschreitherapie; Rechtsstellung klinischer Psychologen.

LHP 21/22 Frauen — Literatur — Politik (AS 172/173): Beiträge zur dritten internationalen Tagung von »Frauen in der Literaturwissenschaft«: literarische Erfahrung verborgener Gewaltzusammenhänge und kultureller, rassistischer, sexueller Ausschließungen.

Das *Kritische Wörterbuch des Marxismus* steht vor dem Abschluß. Band 7 (S-T) bringt Artikel u.a. zu Schule, Selbstverwaltung, Sowjet, Sozialdemokratie, Sozialismus, Staat/Bürgerliche Gesellschaft, Stalinismus, Theorie, Trotzismus.

Raymond Williams 1921-1988

Raymond Williams hatte unter den sozialistischen Autoren der englischsprachigen Welt eine einzigartige Stellung. Sein Werk — die Gesamtauflage beträgt allein in Großbritannien über 800 000 — umfaßt politische Interventionen, Literaturkritik, Ideengeschichte, Medienwissenschaft, daneben einige Romane, Dramen und Skripte für Dokumentarfilme. Williams stammte aus einer Labour-orientierten Waliser Arbeiterfamilie. Seine Jugend war geprägt durch die linke Aufbruchstimmung der Dreißiger, den Left Book Club und die Spaniensolidarität. 1938 gewann er eines der raren Stipendien für die Elite-Universität Cambridge. Bald nach Beginn des Studiums schloß er sich der Kommunistischen Partei an; er verließ sie, als er 1941 zur Armee eingezogen wurde. Nach dem Krieg war er in der Erwachsenenbildung tätig, seit 1961 lehrte er am Jesus College in Cambridge. Gegen Ende der fünfziger Jahre beteiligte er sich an den Diskussionen der 1956 aus der CP ausgetretenen Intellektuellen, der Neuen Linken um die Zeitschrift *New Left Review*. Darüber hinaus engagierte er sich in der Abrüstungsbewegung CND und trat in die Labour Party ein.

1958 erschien *Culture and Society 1780-1950*. Gegen den damals einflußreichen Kulturkonservatismus (T.S. Eliot, Leavis) untersuchte Williams die Reaktion britischer Schriftsteller, Dichter und Politiker gegenüber den dominanten Kräften der bürgerlich-industriellen Kultur, wobei er unerwartete Konfigurationen entdeckte. *The Long Revolution* (1961) war ursprünglich als Fortsetzungswerk geplant. Es wurde aber etwas ganz anderes daraus, nämlich die Grundlegung der modernen englischen Kulturtheorie. Kultur wird nicht als abgehobenes Phänomen, abstraktes Ideal und auch nicht als die Summe von Einzelkunstwerken thematisiert, sondern ist »a whole way of life«, eine gesamte Lebensweise. Williams attackiert die marxistische Widerspiegelungstheorie, die Kunst als passiven Reflex gesellschaftlicher Verhältnisse betrachtet, stellt auch den Dualismus von Subjekt und Objekt, Idealismus und Realismus in Frage. Kunst ist für ihn ein dynamisch-lebendiger Kommunikationsprozeß.

»Wenn Kunst Teil der Gesellschaft ist, dann gibt es keine geschlossene Gesamtheit außerhalb der Kunst, der, im Sinne unserer Fragestellung, Priorität eingeräumt werden müßte. Kunst ist vorhanden, ist Aktivität, wie die Produktion, der Handel, die Politik, die familiäre Reproduktion. Um diese Beziehung adäquat zu analysieren, müssen wir sie als aktiv betrachten ... Dann ist es nicht mehr nur eine Frage des Beziehens der Kunst auf die Gesellschaft, sondern des Studiums aller Aktivitäten und ihrer Wechselbeziehungen, ohne einer von ihnen Priorität einzuräumen.« (*The Long Revolution*, London 1961, 45; Übers. d. Verf.)

Wenn Gesellschaft in dieser Weise als Wechselbeziehung und Prozeß begriffen wird, gibt es keinen Grund, das »Materielle« als prima causa anzusehen.

Das Konzept der *Long Revolution* entwickelte Williams aus der Kritik an den technokratisch-sozialdemokratischen Vorstellungen der Labour Party. Er versteht sie als Kulturrevolution, als Kampf für eine Öffnung und Demokratisierung gesellschaftlicher Institutionen. Sie ist kein evolutionärer Entwurf, sondern langer, zäher Kampf um gesellschaftliche Kontrolle. Dieses Konzept, das angesichts der dritten Labour-Niederlage hintereinander entwickelt wurde, strahlt einen Optimismus aus, den die britische Linke heute brauchen könnte. *The Long*

Revolution, das ist nicht nur der Titel eines Werkes, es hätte das Motto vom Raymond Williams' Leben sein können. 1966 tritt er aus Überdruß an Wilsonscher Regierungspolitik aus der Labour Party aus. In den kommenden Jahren wird er zu einer führenden Persönlichkeit der Linken. Mit E.P. Thompson und Stuart Hall schrieb er 1967 das *May-Day-Manifesto*, das zur Sammlung einer post-sozialdemokratischen Linken aufrief.

Neben der politischen Persönlichkeit und dem Kulturtheoretiker darf der Literaturwissenschaftler Williams nicht unbeachtet bleiben — schließlich war er Professor für Theaterwissenschaft. Die genannten Werke enthalten auch hervorragende literaturwissenschaftliche Untersuchungen. Darüber hinaus sind *Drama from Ibsen to Brecht*, *The English Novel from Dickens to Lawrence* und besonders *The Country and the City* zu erwähnen. In seinen literaturwissenschaftlichen Schriften erarbeitet er die Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Gesellschaft sehr differenziert, im Zentrum stehen jedoch immer die Werke selbst. Williams' Verhältnis zur traditionellen marxistischen Literaturwissenschaft blieb von seiner Ablehnung der Widerspiegelungstheorie und ihrer Nachfolger geprägt. Benjamins Herangehen an die Korrespondenzen von literarischer und gesellschaftlicher Entwicklung schätzte er als fruchtbar ein, auch Goldmanns Literatursoziologie hat ihn beeinflusst (*Marxism and Literature*, 1977).

Beeindruckt hat an Williams' Beiträgen zur marxistischen Kulturdiskussion die Fähigkeit, eigene Positionen zu überdenken, neu zu formulieren oder weiterzuentwickeln. Das Basis-Überbau-Konzept spielte in diesen Debatten eine wichtige Rolle. Williams hielt es für zu schematisch und deshalb untauglich, um die komplexen Beziehungsgeflechte wirklicher Menschen zu erfassen. Auch die Hierarchisierung von Haupt- und Nebenwidersprüchen lehnte er ab. Menschliche Identität sei nicht eindimensional durch die Klassenlage bestimmt, sondern durch eine Vielzahl teils widersprüchlicher Faktoren. Die Internationalisierung der Debatte, besonders durch die in Großbritannien bereits 1967 einsetzende Gramsci-Rezeption, entschärfte die Kontroverse. Im wichtigen Aufsatz »Base and Superstructure in Marxist Cultural Theory« (*New Left Review* 82, 1973; dt. in *Innovationen*, 1977) führt Williams aus, daß Gramscis Hegemoniekonzept die Totalität gesellschaftlicher Prozesse, besonders der Bewußtseinsentwicklung, zu erfassen erlaubt und gelebte Alltagserfahrung mit einbezieht. Für seine neu entwickelte Position prägte er den Begriff des »kulturellen Materialismus« (*Marxism and Literature*, 1977; *Culture*, 1981).

Nicht nur die britische Linke hat mit Williams einen ihrer produktivsten Theoretiker verloren. Der abschließenden Aufforderung zu verstärkter Rezeption steht leider die Tatsache im Weg, daß gegenwärtig nur der Auswahlband *Innovationen* auf deutsch erhältlich ist. Eine Übersetzung wichtiger Werke zu organisieren, wäre allemal eine Aufgabe für den kulturtheoretisch interessierten Teil der bundesdeutschen Linken.

Christina Ujma (Marburg)

Günther Anders

Ultima

Notizen aus dem Hospital (I)

Der Pudel

Mein gegenwärtiger Zimmergenosse, ein alter, frommer Mann, spricht von nichts anderem als von seinem Pudel, den er offenbar heiß liebt und außer dem er offenbar niemanden liebt.

»Glaubt der ebenso fest an Gott wie Sie?« fragte ich ihn freundlich. Tableau.

Er richtet sich — was er nur stöhnend kann — halb auf. »Der?« fragte er dann zurück, so, als hätte ich Gott und auch ihn selbst geschmäht. »Der?«

Und hat seitdem kein Wort mehr mit mir geredet. Ich fragte noch, *warum* denn Gott, *der doch wohl auch die Tiere*, mithin auch seinen Pudel — »wie heißt er denn?« — Keine Antwort — mithin auch seinen Pudel *geschaffen habe, diese so geschaffen habe, daß sie nichts von ihm wüßten*. Warum Er seine eigenen Kreaturen der Kenntnis ihrer Herkunft und ihres Schöpfers für unwürdig gehalten oder ihnen dieses Wissen mißgönnt habe. Und warum er, mein Nachbar, es für gotteslästerlich halte, wenn man über die von Gott gewünschte oder geschaffene Gottesignoranz verwundert sei, wie ich es bin?

Keine Antwort.

Bis er zurückfragte oder richtiger, zurückschimpfte: »Der?« Womit er meinte: Der soll etwas von Gott wissen? Der soll gläubig sein ... dürfen? Was einen so grenzenlosen Hochmut gegenüber seinem angeblich oder sogar wirklich heiß geliebten Hunde bewies, daß auch mir die Lust auf Fortsetzung des Gesprächs verging. Soeben heißt es, daß er morgen entlassen werde. Er strahlt, weil er morgen seinem, wie er überzeugt ist, von Gott geschaffenen, aber der Kenntnis dieser Herkunft nicht würdigen Pudel wieder den Kopf wird kraulen dürfen. Aber an seiner Freude kann ich nicht teilnehmen. Solch mixtum compositum von Zärtlichkeit und Hochmut ist zum Kotzen.

Die Zeitvergeudung

Als der Primarius gestern (oder war es vorgestern?) mit feierlichem Gesicht und natürlich ohne die tabuierten Wörter wie »Gefahr« oder gar »Sterben« in den Mund zu nehmen, erklärte, er fürchte, ich verstünde wohl nicht recht den »Ernst« meines Zustandes, er fühle sich doch (warum »doch«?) dazu verpflichtet, mich auf diesen aufmerksam zu machen — schließlich läge ich auf der Intensivstation —, da schüttelte ich meinen Kopf und versicherte ihm, nicht ich sei es, der etwas nicht verstünde, umgekehrt sei *er* es, der *mich* nicht verstünde, freilich sollte er es gar nicht erst versuchen, denn derartiges zu verstehen, sei in seinem Beruf nicht vorgesehen.

Er war zu tief befremdet, um sofort empört sein zu können. »Was meinen Sie damit?« fragte er. »Mich auf eine solche Zeitvergeudung einzulassen«, antwortete ich, wie auf Totsein, das widerspräche meinem Lebensstil. Dazu seien auch

die Ziele, die zu erreichen ich gejagt würde, zu wichtig, es gebe auch keine Ersatzmänner, die meine Bücher an meiner Statt schreiben könnten — wozu noch käme, daß mir deren Niederschrift viel zu viel Spaß mache.

Da tippte er an seine Stirn. *Meine respektlose Bezeichnung des Totseins*, das schließlich, wie er wohl meinte, ausschließlich *seinem* Berufsbereich angehörte und gewiß nicht meinem inferiorem, als »Zeitvergeudung«, kam ihm wohl nicht nur als Unverschämtheit, sondern auch als Zeichen von Geistesverwirrung vor. Jedenfalls wandte er sich daraufhin ostentativ dem im Nebenbett stöhnenden jungen Ägypter zu, der im Unterschied zu mir »brav« war, nämlich gerne zu sterben schien, mindestens sein Wohlsterbenmüssen bereitwillig vom frühen Morgen an zu seinem ihm aufgetragenen full-time-job gemacht hatte. Bei dem hatte der Primarius natürlich größere Chancen, in seiner monopolistischen Autorität anerkannt zu werden.

Der abgeschaffte Konjunktiv

Seit zwei, drei Jahren erlaube ich mir, und zwar aus Zeitnot, keinen Konjunktiv mehr. Kein »jetzt könnte man vielleicht dieses oder jenes versuchen«. Weder »könnte« noch »man«, noch »vielleicht«, noch »versuchen«. Was mir als Möglichkeit einfällt, tue ich völlig hemmungslos, um nicht zu sagen: skrupellos, sofort — und siehe da: durch diese meine viel zu späte Abschaffung des Konjunktivs glückt mir mehr, als mir in den Jahren der Bedächtigkeit geglückt war. Und mißglückt ist mir dadurch kaum etwas.

Erich Fried

Ein Signal

Genossin Freiheit, komm wieder zurück, man braucht dich!
An deinem alten Platz, in der ersten Reihe,
Und übermorgen oder schon morgen uns allen voran!

Gewiß, man braucht auch andere: Alle werden gebraucht,
Denn es geht um alles. Aber ohne dich war zu spüren,
Daß etwas fehlte. Und die klugen Verwalter, Techniker, Planer
Konnten etwas nicht neu konstruieren, das da war am Anfang,
In den ersten Tagen, noch ohne Verwaltung und großen Plan,
In den einfachen Menschen, die auf die Straßen gingen
Und kämpften für das Neue und litten und siegten.

Genossin Freiheit, dann später sagten die Feinde
— und nicht nur Feinde! — du seist tot oder eingesperrt oder geflohen ...
Aber jetzt hören endlich die Völker wieder die alte Signale
Du wirst wieder gerufen, laut, am ersten Tag der Versammlung:
»Genossin Freiheit, man braucht dich, komm wieder zurück!«
Und du kommst.

Nach siebzig Jahren

»Völker, hört die Signale!«
und dann war das Signal
die Salve vom Kreuzer Aurora
und der Sturm auf das Winterpalais

Dann später war es gut, doch noch Antifaschist sein zu können
und Trost zu finden im Kampf gegen Imperialisten.
Aber besser ist es jetzt, auch wieder am Sozialismus zu bauen
und mithelfen zu können gegen alles, was ihn verzerrt hat.

»Denk dir den Sozialismus von allem befreit, was dich stört«
schrieb ich vor Jahren, um nicht nur den Kopf zu schütteln
»Frage dich, wen er dann erst recht stören würde
niemand als der ist und bleibt wirklich dein Feind«

Jetzt schüttelt der Sozialismus
sich frei, mühsam und mächtig
Da nur zustimmend zu nicken
das wäre nicht genug

Ein Signal erschien in: Ostranja Literatura 10, Moskau 1986. Die vorletzte Strophe von *Nach siebzig Jahren* erschien unter dem Titel »Nach der Korrektur« (Widmung: Für Ernst Fischer), in: Erich Fried, *Die Beine der größeren Lügen*, West-Berlin 1969 (Wagenbach) und *Die Umriss meiner Liebe*, Berlin/DDR 1986 (Verlag Volk und Welt).

Karen Ruoff

Kaufhaus-Wandern II

Auf meine Realgroteske vom Kaufhaus-Wandern* erhielt ich ein unerwartetes Echo. Und zwar war ich wieder im vorortlichen Los Angeles bei Muttern. Ihr Mann, ein gewiefter Kaufhaus-Wanderer, der meinen Mall-Walking-Text in der englischen Fassung gelesen hatte, befaßte sich gerade mit dem vollen Kilogramm Papier, das man dortzulande Sonntagszeitung nennt. Durch seitenlange Werbungspanoramen blätterte er geduldig nach Nachrichten. »Hier ist was für Dich«, sagte er. Tatsächlich, mein Kaufhaus-Wandern in der *Los Angeles Times* vom 15. November 1987. Aber weder als Nachdruck noch als Plagiat: Die Wirklichkeit selber meldete sich zu Wort, alle Ironie in den Schatten stellend. Die Schlagzeile lautete: »Walking the Mall Brings College Credit«. Eine »Gemeinde-Hochschule« in Kalifornien, das Contra-Costa-Community-College, eine jener Einrichtungen, auf denen man die ersten zwei Jahre des Hochschulstudiums abschließen kann, hat Kaufhaus-Wandern als Uni-Sport eingeführt. Eine bestimmte Anzahl von Kaufhaus-Wander-Wochenstunden werden als Bestandteil des Studiums anerkannt.

Teilnehmer der angebotenen Übung erklärten ihre »Beweg«-Gründe. Sie sprachen, wie aus der Literatur gegriffen bzw. aus meiner Glosse über das Kaufhaus-Wandern: »Früher ging ich im Staatspark spazieren. Dann aber wurden die Morgen kalt ... Hier (d.h. im Kaufhaus) gibt es eine konstante Temperatur, und man weiß, wie weit man gegangen ist«, sagte eine ältere Frau. Andere erklärten, sie fänden es schöner, in Gesellschaft statt alleine sich fit zu halten. Zusätzliche Vorteile des Kaufhaus-Wanderns nannte der »Dekan für Betriebswirtschaft und Wissenschaft« (wohl in abnehmender Bedeutung): Kaufhaus-Wandern biete älteren Bürgern eine konstante Temperatur, Sicherheit und ausreichende Parkplätze. Alles gewiß nicht gering zu schätzende kulturelle Errungenschaften.

Die Idee zu diesem Kurs stammt allerdings nicht von diesem Dekan, sondern vom Werbeleiter von Hilltop Mall, jenes Einkaufszentrums, welches der Ort des Geschehens ist (diese Zusammenarbeit zwischen Universität und Privatwirtschaft hat vielleicht Modellcharakter). Die Beweggründe des Werbemannes dürften nicht schwer zu erraten sein. Aber halt, so einfach ist das nicht. Die Spielregeln des Kurses, die der Verkaufsleiter erdacht hat, verbieten nicht nur die Benutzung von Rolltreppen, sondern auch das Einkaufen. Nur interesseloses Wohlgefallen ist erlaubt. Wenn indes das Allzumenschliche dann doch wieder durchschlägt — wer wird es verübeln? Eine Frau namens Rose gesteht: »Manchmal bleibst du stehen. Wenn dir was gefällt, kannst du später zurückkommen und es kaufen.«

Die Wirklichkeit spottet derer, die sie beschreiben.

* *Argument* 165/1987, 631f.

volks uni

9. Berliner Volksuni
Fachhochschule für Wirtschaft
Pfingsten, 20. bis 23. Mai 1988

Schöner neuer Kapitalismus?

Das Neue denken

- ▷ Zu einer Theorie des Transnationalen Kapitalismus: Otto Kreye, Thomas Hurtienne, Wolfgang Fritz Haug
- ▷ Perestroika als Durchbruchversuch zum High-Tech-Sozialismus? Hans-Georg Conert
- ▷ Politische Strategien im Übergang zum High-Tech-Kapitalismus: mit Herta Däubler-Gmelin, Jutta Ditzfurth, Roland Roth, Rudolf Scheid, Peter Glotz, Michael Krätke
- ▷ Wo stehen Gen- und Reproduktionstechnologien heute? Mit Erhard Geißler, Regine Kollek, Lothar Willmitzer, Paula Bradish

Von der »Eisenzeit« zur »Wissensverarbeitung« — wissenschaftlich-technische Revolution im Kapitalismus

- ▷ Szenarien für die Zukunft der Fabrik: Peter Brödner, Projekt Automation und Qualifikation
- ▷ »Künstliche Intelligenz« — ein Angriff auf qualifizierte Arbeit? Wolfgang Coy, Christa Hauenschild, Christof Ohm

Zwischen High-Tech und Maloche. Kämpfe um die Zukunft der Arbeit

- ▷ Rheinhausen: Stahlarbeiter kämpfen um ihre Arbeit. Mit Theo Steegmann, Peter Brandt, Pfarrer Kelp
- ▷ Gewerkschaftliche Arbeitspolitik im Umbruch. Andreas Drinkuth, Dieter Scholz
- ▷ Neue technische Strukturen schaffen Platz. Arbeitsplatz? Ulrich Briefs

Frauen verändern Politik! — Politik verändert Frauen!

- ▷ Eine neue Streitkultur für die Frauenbewegung? Christina Thürmer-Rohr
- ▷ Rosa Luxemburg — Politische Lehren über revolutionäre Realpolitik. Frigga Haug
- ▷ Niedergang der Sozialdemokratie. Auf der Suche nach feministisch-sozialistischen Politikformen. Hilary Wainwright
- ▷ Zur Verrechtlichung von Frauenfragen: Sibylle Raasch, Dagmar Schiapeit-Beck
- ▷ Frauen und Perestroika: Mechthild Jansen

Die Subversion des Mikro-Chip

- ▷ Soziale Experimente — soziale Erfindungen: mit Robert Jungk, Chaos Computer Club, Assoziation politischer Computer-Einsatz
- ▷ Künstler. Software-Freaks und Industrie: Beispiel MediaPark. Herbert Kubicek, Christiane Ziesecke u. a.
- ▷ Mikropolis oder die Informationsgesellschaft. Herbert Kubicek
- ▷ Kohle, Kaviar und keine Kinder. Neue Bilder vom Urbanen. Hartmut Häußermann
- ▷ Joystick-Sex and Crime. Die Sinne in den Netzen der Video- und Computerwelt. Bernd Wagner

Für Augen und Ohren

- ▷ San Francisco Mime Troupe: The Mozamgola Caper. Ein afrikanischer Spionage-Thriller
- ▷ Chris McGregor's Brotherhood of Breath. South African Exiles Jazz

Ein ausführliches Programmbuch (3 DM) erscheint Mitte April und ist in Berlin im Buchhandel erhältlich oder zu bestellen beim VOLKSUNI-Büro, Dominicusstraße 3, 1000 Berlin 62, zuzüglich 1,40 DM Porto (bitte den Betrag in Briefmarken beilegen).

Fragmentierte Identität

Welchen Sinn hat es noch, von der Identitätsbildung Jugendlicher zu reden?

Zur Funktionalisierung von »Identitätsbildung« in der sozialpädagogischen Praxis

Wenn Professionelle in der Jugendarbeit über ihre Erfolgchancen bei Jugendlichen reden, dann wird »Identitätsbildung« zu einem Schlüsselwort. In den Praxisberichten gibt es gewiß viele dunkle Stellen, ungeklärte Erfahrungen, Sternstunden und Niederlagen. Was immer aber auch geschehen sein mag, eins ist für Professionelle gewiß: Identitätsbildung hat stattgefunden. Daß dies einmal nicht der Fall sein sollte, daß gar eigenständige Identitätsbildung behindert oder gar zerstört worden wäre — das trifft allenfalls auf Psychokulte, auf rechtsradikale Jugendgruppen oder auf religiöse Sekten zu, nicht aber auf gute, professionell abgesicherte Jugendarbeit.

Professionelle in der der Jugendarbeit, die so reden, sind nicht vom Himmel gefallen. Sie sind Produkte von zwei Strategien zur sozial-technologischen Erfassung der Subjektwerdung Jugendlicher, die in der Bundesrepublik in den sechziger und siebziger Jahren zusammenwirkten. Einmal die Strategien der Administration einer krisenhaft gewordenen Gesellschaft, die versuchten, den Sozialisationsprozeß von Jugendlichen berechenbar so zu steuern, daß die Massenloyalität dem politischen und ökonomischen System gegenüber weiterhin gewährleistet ist. Zum anderen der Versuch engagierter Pädagogen im Zusammenhang der Studentenbewegung, mit ähnlichen und zum Teil denselben sozialwissenschaftlichen Grundlagen eine pädagogische Strategie zu realisieren, um Jugendliche in den gesellschaftlichen Zwängen zu befähigen, widerständig und eigenverantwortlich zu handeln.

Der Begriff der »Identität« spielte für beide Strategien eine bedeutende Rolle. Erik Erikson (1966) und George H. Mead (1973) entwarfen von der Psychologie bzw. der Soziologie her die Subjektentwicklung als Bildungsprozeß von Identität. Der von Jürgen Habermas, Rainer Döbert und Gertrud Nunner-Winkler herausgegebene Sammelband »Entwicklung des Ichs« (1977) unterstreicht die andauernde Wirkungsgeschichte dieses Ansatzes. Intendiert war, in einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Persönlichkeitsbegriff der geisteswissenschaftlich geprägten Bildungstheorie eine differenzierte Darstellung der Entwicklung des Ichs zu ermöglichen, die zugleich im aktuellen pädagogischen Handeln eine ständige kritische Reflexion fördern sollte.

Die Wirkungsgeschichte des Identitätsbegriffes in der pädagogischen Praxis zeigt dagegen, daß diese kritische Funktion inzwischen weitgehend verloren gegangen ist. Dies hat mehrere Ursachen:

— In den Theorieansätzen Meads und Eriksons wird eine gewisse Idealisierung des Identitätsbegriffes sichtbar. Wenn Erikson in der Adoleszenzphase die ent-

scheidende Aufgabe darin sieht, daß aus den vielen vorhergegangenen Identifikationen *eine* permanente Ich-Identität entwickelt werden muß, die der Gefahr der Rollendiffusion entgegen steht, dann legt dies ein Wertgefälle nahe, in dem die kontinuierliche, gut entwickelte Ich-Identität deutlich über einer Identitätsdiffusion steht. Ähnlich wird in Meads Theorie des symbolischen Interaktionismus eine Entwicklung beschrieben, die in einer vollständigen Identität zur Ruhe kommen soll.

— In den Köpfen und dann auch in der Praxis von Pädagogen, die diese Theorien in ihren Studiengängen gelernt haben, zeigt sich oft die Vorstellung, die erfolgreiche Steuerung einer fahrplanmäßig verstandenen Identitätsbildung sei die Aufgabe des Pädagogen. Vollkommene und entwickelte, d.h. dann auch sehr schnell in sich abgeschlossene Identität erscheint als Idealbild; Rollen- bzw. Identitätsdiffusion, abgebrochene Identitäten, widersprüchliche Identitätsmuster usw. erscheinen als störend, ja minderwertig, auf jeden Fall mangelhaft — und deshalb pädagogisch zu bearbeiten.

— Diese ohne Zweifel reduzierte Rezeption von differenzierten Theorieansätzen wird in ihrer Wirkung noch verstärkt, wenn der Fortschritt in der Identitätsbildung zum Maßstab für die Beurteilung der pädagogischen Arbeit wird. Lernzielformulierungen für einzelne Veranstaltungen, Projektphasen usw. erhalten fast immer auch identitätsbezogene Zielvorstellungen. Werden konzeptionelle Überlegungen angestellt, so sind Begriffe wie identitätsstiftend, identitätsfördernd usw. gehäuft zu finden. Identität erscheint oft als der Strohalm, an den sich resignierte Pädagogen klammern.

Insgesamt läßt sich also ein Grundmuster für die Beurteilung pädagogischen Handelns feststellen, nach dem Pädagogen dazu angestellt sind, mit Jugendlichen, die zunächst eine unentwickelte Identität haben, so zu arbeiten, daß am Ende eine entwickelte, vorzeigbare Identität entsteht. Damit ist es nicht gelungen, das kritische Potential des Identitätsbegriffes zu bewahren. Vielmehr wurde Identitätsbildung zu einem linearen Ablauf funktionalisiert.

Es liegt nahe, daß eine solchermaßen geprägte Jugendbildungsarbeit nur angstvoll auf Veränderungen in den Identitätskonzepten Jugendlicher reagieren kann. Dies gilt insbesondere dann, wenn — wie im folgenden gezeigt wird — diese Identitätskonzepte selbst in sich nicht mehr einheitlich sind, sondern vielfach gespalten und gebrochen. Die derzeit vielbeklagte Krise der Jugendbildungsarbeit, insbesondere der großen politischen Jugendverbände, der Gewerkschaftsjugend und auch der kirchlichen Jugendarbeit, die sich unter anderem in schwindenden Teilnehmerzahlen und in einer ausgesprochenen Motivationskrise der Teilnehmer zeigt, erfährt hier einen Begründungszusammenhang. Eine Jugendverbandsarbeit, die ein lineares Jugendbildungskonzept anbietet, wird für Jugendliche mit gebrochenen Identitäten irrelevant, zumindest langweilig.

»Der Identitätspanzer bricht ...«

Fragt man nach Identitätskonzepten Jugendlicher heute, so ist der Blick in die Produktionen der Jugendforschung unvermeidlich. Bei diesem Blick kann es allerdings nicht darum gehen, differenzierte Identitätskonzepte Jugendlicher als

Forschungsergebnisse zu erwarten. Damit wären auch die Methoden qualitativer Jugendforschung überfordert. Allerdings erlaubt gerade die in den letzten Jahren allgemein festzustellende vermehrte Nutzung qualitativer Methoden in der Jugendforschung doch die Erkundung von Bildern von Identitäten bei Jugendlichen heute.

Aufschlußreich erweist sich in der Shell-Studie '85 ein Kapitel, das Werner Fuchs zusammengestellt hat, mit dem Titel »Soziale Orientierungsmuster: Bilder vom Ich in der sozialen Welt« (1985, 133-194). Er kommt zu dem Ergebnis, daß sich im Selbstbild Jugendlicher zwei Dimensionen fast gleichgewichtig gegenüberstehen: Einmal die Dimension »Anpassungsbereitschaft« in einem engen Zusammenhang mit der Dimension »Privatisierung« und auf der anderen Seite die Dimension der »Selbstbehauptung« in einem gewissen Zusammenhang mit der Dimension »Träume«. Hierbei handelt es sich offensichtlich um Orientierungsmuster von Jugendlichen, da in der Paralleluntersuchung für Erwachsene gerade diese Orientierungsmuster sich nicht abgebildet haben.

Auf den ersten Blick stehen sich damit zwei fast traditionelle soziale Orientierungen gegenüber. Für die Dimension »Anpassungsbereitschaft« erhielten etwa folgende Items eine hohe Zustimmung: »Ich glaube nicht, daß alle meine Wünsche in Erfüllung gehen, denn ich muß mich der allgemeinen Lage anpassen.« Oder: »Man sollte schon versuchen, sich etwas anzupassen und nicht bei jeder Gelegenheit einen großen Aufstand machen.« Es scheint also, daß es sich hier im wesentlichen um eine konventionelle Orientierung handelt, die eben den einzelnen an die Gegebenheiten der Gesellschaft anpaßt. Eine genauere Untersuchung differenziert allerdings dieses Bild deutlich. Einmal ist der Gegensatz zwischen dem »Ich« mit seinen Wünschen und Absichten und der »Gesellschaft« sehr deutlich. Die soziale Welt, in die das Ich hineingepaßt werden soll, wird also nicht als eine dafür geschaffene Welt angesehen, sondern als »fremd und weithin unbeherrschbar gegeben, als gefährvolle, unbekannte Landschaft« empfunden, in der man eben zurechtkommen muß. Es handelt sich also nicht um eine unkritische, sondern eher um eine kritisch durchdachte Anpassung.

Die Dimension der »Selbstbehauptung« steht nun in vielem der Dimension der »Anpassungsbereitschaft« gegenüber, läßt sich aber nicht mit der Gruppe der Nichtanpassungsbereiten gleichsetzen. Hohe Zustimmung bekommen z.B. folgende Items: »Ich strengte mich an, um mich von den gesellschaftlichen Anforderungen nicht unterkriegen zu lassen, ich will leben und nicht im Strom der anderen schwimmen.« Ein typisches Votum lautet: »Ihr könnt euch eure Kleinbürgermoral an den Hut stecken. Ich will jetzt tun und sagen, was ich mag. Ich will nicht mehr passiv sein oder angepaßt und bieder. Und für das nächste Stück werde ich mein Drehbuch selbst schreiben ...« Diese Dimension ist sehr weit gestreut, und die einzig signifikante Abweichung ergibt sich dadurch, daß sie eindeutig von Jugendlichen in den Großstädten stärker ausgedrückt wird. In den übrigen Merkmalen ergibt sich ein relativ deutliches Profil, das den Erwartungen entspricht. Es gibt eine klare Präferenz für politisch-alternatives Handeln. Man geht auch weniger zum Gottesdienst, verbringt die Freizeit stärker außerhalb des Hauses und spielt lieber Gitarre als Blockflöte usw. Dennoch ist auch hier auffällig, daß es wiederum kaum zu klaren Abgrenzungen von anderen

kommt. Ja, bei bestimmten, eher konformistischen Gruppenstilen wie Fußball- und Discofans und den Fans von Videospiele ergeben sich erstaunliche Übereinstimmungen. Hier vertragen sich hohe »Anpassungsbereitschaft« mit durchschnittlicher »Selbstbehauptung«. Offensichtlich spricht Selbstbehauptung hier nicht eine Alternative zur Anpassungsbereitschaft an, sondern eine »jugendlich-alltagsrebellische Haltung«, die mit hoher Anpassungsbereitschaft kompatibel ist.

Was bedeutet nun dieses Ergebnis für die Frage nach der Identitätsbildung? Es könnte nahe liegen, den Schluß zu ziehen, daß es sich hier um zwei verschiedene Modi der Identitätsbildung handelt: Einmal den vertrauten Modus der Anpassung im konventionellen Identitätsmuster und andererseits eine Identitätssuche als Alternative zum Normalen. Diesem Befund kann aber nur eine oberflächliche Betrachtung der Ergebnisse entsprechen. Das Verwirrende der Ergebnisse ist ja, daß immer wieder erstaunliche Allianzen zwischen den verschiedenen Gruppierungen festzustellen sind.

Im Dezember 1985 zeigte das Fernsehen ein Portrait der Jugend, in dem ausführlich Jugendliche aus einer Disco aus Köln zur Sprache kamen.¹ Sie waren ausgesprochen eigenwillig gestylt und legten Wert darauf, sich in keine der großen Jugendkulturen einzufügen. Sie befanden sich geradezu in einem ständigen Abwehrkampf, um nicht von der Konsumindustrie, insbesondere der Bekleidungs- und Accessoiresindustrie eingeholt zu werden, damit es ihnen nicht auch so ginge wie den Punks. Das Erstaunliche an den Interviews war nun allerdings nicht die ausgefeilte Kostümierung, es waren Berichte über den Alltag dieser Jugendlichen. Mit der bezeichnenden Ausnahme des einzigen Gymnasiasten betonten alle, daß sie diese Art des Stylens natürlich nur für die Zeit in der Disco vornehmen. Am Arbeitsplatz — die Mehrzahl der Befragten waren Arbeiter und Angestellte — stylen sie sich selbstverständlich normal, so daß sie keine Widerstände zu erwarten haben. Dennoch war bei allen deutlich, daß sie diese Möglichkeit des Stylens am Abend oder am Wochenende unbedingt brauchen. Weiter war eine gewisse Beliebigkeit der verwendeten Stile spürbar, Hauptsache, sie waren eigenwillig.

In diesem Fernsehbeitrag, so gewiß er nicht repräsentativ ist, wurden Beobachtungen verdichtet, die sich schon seit einiger Zeit in der Analyse der Kultur von Jugendlichen finden. Insofern war dieser Beitrag in seinen zugespitzten Beispielen dennoch symptomatisch. Ganz offensichtlich ist der Drang festzustellen, den Ausdruck der eigenen Identität sehr häufig zu wechseln, mehrfach am Tage anders zu sein. Die entsprechende Bekleidungs- und Accessoiresindustrie hat längst diesen Drang aufgenommen und pflegt ihn auf ihre Weise. Die Jugendlichen antworten darauf, indem sie viel Zeit für das eigene Styling verwenden und auch ihre ganze Kraft an Kreativität hineinstecken. Dabei ist ihnen eine gesamtgesellschaftliche Perspektive von Protest und Widerstand eher fremd. Die Bewahrung der eigenen Identität scheint sich vielmehr in der Auflösung dieser Identität in viele Bruchstücke zu zeigen. Anpassung und Selbstbehauptung sind in diesen Bruchstücken nebeneinander da.

Unter diesem Gesichtspunkt wird die Discokultur als Ort, an dem dieses Styling am deutlichsten zur Schau getragen wird, symptomatisch. Das Institut für

Jugendforschung und Jugendkultur in Frankfurt hat in seinen Untersuchungen den Begriff des Milieus manieristischer Strömungen entwickelt und dabei auf interessante Traditionszusammenhänge hingewiesen (Becker u.a. 1984, bes. 114-127).² Auf dieses Milieu, zu dem auch Eisdielen und bestimmte Cafés gehören, hat schon Ernst Bloch in den dreißiger Jahren hingewiesen. Er beschrieb es im Anschluß an Kracaurs Analyse der Angestelltenkultur als eine Welt der ehemals kleinen Leute, die nun außer sich sind, abgelenkt: »die sich zerstreuen lassen« (Bloch 1979, 31). Dieser Begriff der Zerstreuung scheint mir in besonderer Weise wichtig, wenn es um die Identitätsbildung Jugendlicher heute geht. Die coole Atmosphäre vieler Scene-Cafés, in denen ständig Leute auftauchen, kurz sich zeigen und dann wieder verschwinden, oder erst recht die inszenierte Zerstreuung in vielen Discotheken durch flash-lights, Nebelbildung oder ständig wechselnde Videoclips, sind Orte solcher Zerstreuung. Hier gibt es ohne Zweifel eine Fülle von Identitätsmasken, oft nur kurzen, blitzlichtartigen Signalen, viele Vereinzelungen. Kollektive Beziehungsstrukturen sind dagegen nur schwer zu erkennen. Der innere Zusammenhang der Einzelpersonen — wenn es ihn überhaupt gibt — bleibt verborgen. Alle sind zerstreut: »Im Lande des angestellten Lächelns geht es niemanden etwas an, wie es in mir aussieht.« (Jaeggi/Faßler 1982, 156)

Damit sind auch Ergebnisse der verdienstvollen Arbeiten aus dem Umkreis des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham in Frage gestellt, die Jugendkulturen als Widerstand, als chiffrierte Ausdrucksform von Klassenbewußtsein und als eine symbolische Kritik an der herrschenden Ordnung interpretiert haben. Phil Cohen, einer der wichtigen Vertreter dieser Forschungsgruppe, leitete Ende 1984 seinen reflektierenden Beitrag zu einer deutsch-englischen Konferenz für Jugendforschung mit der Bemerkung ein:

»In einer Zeit, in der immer mehr Macht in den Kommandozentralen von Politik und Wirtschaft konzentriert ist und auch der Einfluß der Bewußtseinsindustrie unaufhörlich wächst, kann ich die übertriebenen Erwartungen nicht recht teilen, die an neue Jugendbewegungen als kulturelle, sexuelle und ästhetische Widerstandsform gegen die überkommene Klassen- und Parteienbindung gestellt werden. Dennoch ist ihre Fähigkeit, große Teile der studentischen, ethnischen und sexuellen Minderheiten in der Jugend zu mobilisieren, in der Tat beeindruckend.« (Cohen 1985)³

So bestätigen die differenzierten Ergebnisse der Jugendkulturforschung aus dem Bereich des CCCS die fragmentierten Identitätsbildungen bei Jugendlichen und stellen zugleich die Frage nach Widerstandskompetenzen jenseits, ja im Gegensatz zu einer linearen Identitätsbildung.⁴

Bezieht man diese Beobachtungen, die ja allesamt auf umfangreichen und über Jahre hinweggehenden Beobachtungen beruhen, mit der oben erwähnten überraschend weitgehenden Identität zwischen Discoanhängern und Jugendlichen, die Anpassungsbereitschaft *und zugleich* Selbstbehauptung zeigen, so liegt die These nahe, daß die Identitätsmuster Jugendlicher heute nicht von einer einheitlichen, gar in sich geschlossenen Identitätsbildung ausgehen, sondern bewußt einen bruchstückhaften Charakter haben.

Beobachtungen zum Zeitbewußtsein Jugendlicher bestätigen diese Sichtweise. Lineare Zeitabläufe, wie sie bis vor kurzem auch im Produktionsprozeß be-

stimmend waren, werden bei Jugendlichen mehr und mehr durch blitzlichtartige Vergegenwärtigungen ersetzt. Ich selbst habe unter Aufnahme von Walter Benjamins Zeit- und Geschichtsverständnis eine Interpretation versucht (Hanusch 1985, 49-58). Dabei wurde deutlich, daß die oft verwendete Parole »no future« mißverstanden wäre, wenn damit ein Abschied von Geschichte und Zukunft gemeint wäre. Vielmehr ist es ein Abschied vom linearen Zeitverständnis, von lebenslangen Abläufen, von Karrieredenken, von langwierigen Anpassungsprozessen. Im unmittelbar erlebten »Jetzt« kommt allerdings oft überraschend Geschichte und Zukünftiges zusammen. In der erwähnten Fernsehsendung wurden wie selbstverständlich auch historische Rollen und Masken bis hin zu mittelalterlichen, ja ägyptischen übernommen und zugleich zukünftige Erscheinungsbilder etwa vom computergesteuerten Menschen dargestellt. Zugleich werden räumliche Entfernungen reduziert. Es kommt zu exotischen Teilidentifikationen mit Indianern, Weltraumfahrern und Wellenreitern von Hawaii.

Insgesamt scheint mir unübersehbar, daß die Identitätsmuster von Jugendlichen heute in ihrer Zerstückelung aufs engste mit der Darstellung von Wirklichkeit in ihrer medialen Vermittlung zusammenhängen.

Die von allen erlebte, wahrhaft zerstückelte und blitzlichtartige Darstellung von Umwelt findet ja nicht nur jeden Abend in der Tagesschau statt, sondern ist darüber hinaus, insbesondere durch die Möglichkeiten der Computersteuerung, für Jugendliche fast immer präsent. Die in den Computer eingelegte Diskette liefert fast beliebig Bruchstücke jeder nur denkbaren Wirklichkeit, ob es sich nun um das U-Bahn-System von New York, die Dschungel des Amazonas, das Leben auf dem Mond oder in einer mittelalterlichen Burg handelt. Regten bisher Bücher oder Musikstücke zu Phantasiereisen an, so wird im Videoclip zur entsprechenden Musik zugleich das bildhafte Szenario mitgeliefert.

All diese Eindrücke sollen nach bisheriger Auffassung in der Pädagogik mit einem dickhäutigen Identitätspanzer abgewehrt werden. Autonomie scheint nur möglich, wenn dieser Panzer möglichst dicht ist und gleichsam einen Filter bildet, durch den dann einzelne, als wichtig empfundene Eindrücke durchdringen. Jugendliche, so scheint es, weigern sich inzwischen, einen solchen Identitätspanzer auszubilden bzw. lassen ihn zerbrechen, wenn er vorhanden ist. Sie scheinen sich sehr viel mehr selbst als Instanzen zu empfinden, in denen Bruchstücke von verschiedenen Identitäten zusammentreffen. Im Milieu der Zerstreuung tanzen sie selbst zerstreut mit.

Es erhebt sich die Frage, ob dies Ausdruck einer erzwungenen Niederlage dessen ist, was in den letzten beiden Jahrhunderten menschliche Persönlichkeit ausmachte. Dafür spricht vieles, wenn man z. B. den Zwang wahrnimmt, den Jugendliche in der derzeitigen Wirtschaftssituation erfahren. Die von Wirtschaftsvertretern seit langem geforderte Flexibilität im Blick auf das Berufsleben, in dem es keine linearen Karrieren mehr gibt, sondern nur eine Vielzahl von sehr unterschiedlichen und auch gegensätzlichen Berufstätigkeiten, aber auch von Zeiten des Ausflippens, der Lohnarbeitslosigkeit usw., zwingt Jugendlichen geradezu ein zerstückeltes Leben ohne einheitliche Identität auf.

Zum anderen scheint mir aber nicht zu übersehen, daß in diesem Aufbrechen eines einheitlichen Identitätssentwurfes für Jugendliche ganz praktisch auch viele

neue Möglichkeiten zu unterscheiden sind. Einmal könnte eine bruchstückhafte Identität bedeuten, daß die einzelnen Teile ohne Zusammenhang nebeneinander stehen und wirklich den Verlust der Ganzheit eines Lebens bedeuten. Es gibt aber auch Traditionen, die das Bruchstück als Fragment deuten. Das noch unvollständige Fragment ist dann geradezu ein Hinweis auf die noch ausstehende Ganzheit des Lebens und gerade deshalb kostbar, weil es noch nicht perfektes Leben ist. »Nur das Unvollständige kann begriffen werden — kann uns weiterführen.« (Novalis 1978, 348)

Die Freisetzung des Ichs vom Identitätszwang

Ich begreife die bisher ausgeführten Beobachtungen zu den Identitätskonzepten Jugendlicher heute als Herausforderung, Abschied zu nehmen von einer zwanghaften, in sich geschlossenen Identität. Die Selbstdarstellungen Jugendlicher geben wichtige Hinweise, wie dieser Abschied aussehen könnte. Jugendliche nehmen, offensichtlich stärker und ungeschminkter als Erwachsene, die Erfahrung der Sinnlosigkeit des bislang gesellschaftlich herrschenden Lebenskonzeptes wahr. Anfängen von der für viele sinnlichen Erfahrungen der Lohnarbeitslosigkeit und Unmöglichkeit des Vertrauens auf eine feste Karriere bis hin zur Erfahrung der Möglichkeit des ständigen Zerbrechens des Lebenszusammenhangs, z.B. durch die atomare Bedrohung oder die Zerstörung der Umwelt, ist für sie deutlich, daß das Konzept einer in sich geschlossenen linearen Identitätsentwicklung der Lebenserfahrung widerspricht.

Nimmt man diese Erfahrung grundsätzlicher auf, so verweist sie auf schon immer vorhandene Erfahrungen, die aber offensichtlich der Blick der instrumentellen Vernunft in den letzten hundert Jahren verdrängt hat. Einmal betrifft dies den Sozialisationsprozeß insgesamt. Gerade in der Adoleszenz ist überdeutlich, daß nur durch bruchhafte Erfahrungen Neues möglich wird. Nur durch den Verlust, ja die Leugnung der Kindheit wird eine Identität als Jugendlicher möglich. Diese Verlustgeschichte wird im pädagogischen Geschäft weitgehend unterschlagen oder bestenfalls so bearbeitet, daß sie sich in das Muster von Wachstum und Entwicklung einfügt.

Noch deutlicher gilt es zweitens für die Erfahrungen von Leben insgesamt, die ja die Erfahrung des Todes, des Abbruchs von Leben, einschließen müssen. Das pädagogische Setzen auf eine in Stufen durchgesetzte umfassende Identitätsbildung scheint parallel zur massiven Verdrängung des Todes in unserer Gesellschaft zu liegen. Wäre die Erfahrung des Todes in seiner individuellen und gesellschaftlichen Dimension bewußter, so wäre eine Sichtweise des Lebens als Fragment, das seine Erfüllung gerade in der Vergegenwärtigung von lebendigem Leben hat (vgl. Wolf 1983), sehr viel vertrauter und würde nicht schrecken.

Zum dritten gilt diese Sichtweise für die Geschichte insgesamt. Der Rückfall in die Barbarei, gerade im Zeichen des Fortschrittes und der Rationalität, wie er in der deutschen Geschichte so unabweisbar durch Erinnerung zu erfahren wäre, wird, wie wir alle wissen, in permanenter Weise verdrängt. Es sind also nicht nur die Beobachtungen der Identitätsentwürfe Jugendlicher, die uns nachdenk-

lich machen. Es sind vielmehr die Beobachtungen des Lebens insgesamt, die einen in sich geschlossenen Identitätsbegriff suspekt machen.⁵

Die erneute Lektüre von Adornos »Negativer Dialektik« beweist hier eine schlagende Aktualität. Im zweiten Teil kritisiert er am Idealismus dessen Identitätsbegriff: »Im Idealismus hatte das höchste formale Prinzip der Identität, vermöge seiner eigenen Formalisierung, Affirmation zum Inhalt« (Adorno 1966, 149), und er kommt dann zu dem bekannten Satz »Identität ist die Urform von Ideologie«. Und er führt weiter zur Wirkungsweise des Umgangs mit Identität aus: »Identität wird zur Instanz einer Anpassungslehre, in welcher das Objekt, nach dem das Subjekt sich zu richten habe, diesem zurückzahlt, was das Subjekt ihm zugefügt hat. Es soll Vernunft annehmen wider seine Vernunft.« (Ebd.) Gerade weil Adorno hier an einem zentralen Punkt seiner Ideologie-Kritik ist, erlaube ich mir, meine eigene Betroffenheit beim Lesen dieses Satzes mitzuteilen, den ich als eine unmittelbare und konkrete Kritik am heute üblichen pädagogischen Umgang mit Jugendlichen erfahren habe. Mit der Meßlatte von Identitätsbildung, die ihren Ursprung in einer instrumentell gebrauchten Vernunft hat, wird immer noch und oft mit bester Absicht Jugendlichen ihre eigene Vernunft, die doch das Zerbrechen jenes Vernunftbegriffes bereits praktisch aufnimmt, abgesprochen und ausgetrieben.

Praktisch gewendet heißt dies: Identitätsbildung mit der Meßlatte einer linearen Identitätsentwicklung zerstört auch noch die letzten Bestandteile von Identität, ohne sie freizusetzen. Allerdings »im Kern des Subjekts wohnen die objektiven Bedingungen, die es um der Unbedingtheit seiner Herrschaft willen leugnen muß und die deren eigene sind. Ihrer müßte das Subjekt sich entäußern. Voraussetzung seiner Identität ist das Ende des Identitätszwanges.« (Adorno 1966, 275) Erst wenn es zu dieser Entäußerung kommt, wenn Identität sich auflöst und offenliegt, und dies ist nur intersubjektiv, also zwischen Menschen möglich, kann neue, offene Identität entstehen. Mit Adorno bin ich der Meinung, daß dieser Öffnungsprozeß nur durch die Negation hindurch möglich ist. Das Leben als Fragment, als schmerzhaftes, voller Brüche, das verletzliche Leben gilt es wahrzunehmen. Ein Leben, das Geschichte hat, die in Spuren, in Ruinen erfahrbar ist, ein Leben, das auch eine Zukunft hat, die ebenfalls nur in kurzen Bildern, in Fragmenten da ist.

In den ausgeführten Identitätsentwürfen Jugendlicher scheint viel von dem freigesetzt, was für die meisten Erwachsenen unter dem Panzer einer geschlossenen Identität begraben liegt. Zugleich aber scheint für viele Jugendliche überhaupt kein Schutz einer Identität zu bestehen. Die Bruchstücke ihrer gerade erst beginnenden Identität entbehren offensichtlich den Charakter des Fragments. Versucht eine Pädagogik sich einmal auf die Suche zu machen nach den Bruchlinien in den Identitätspanzern, nach Spuren von Verdrängtem, so wird sie zugleich Hilfe geben zur Erinnerung und Interesse haben an verdichteten Erfahrungen, an Vergegenwärtigungen von Vergangenen und Zukünftigem, um Jugendlichen sagen zu können, was deren Erfahrungen bedeuten. Eine solche Pädagogik hat zwei Bedingungen: Sie muß zum einen radikal sein in der Kritik all dessen, was Bildung bisher ausmacht, sie muß radikal hindurchgehen durch alle theoretischen Konzepte, sie darf sich nicht begnügen in einer bloßen instrumen-

tellen Anwendung singulärer Einsichten. Und eine solche Pädagogik kann zum anderen beginnen, von Versöhnung zu denken, zu reden und zu handeln, auch im Blick auf die bestimmten Negationen innerhalb der erfahrbaren Realität. Ihr muß es gehen um die »Erschließung des Humanen aus seiner Verleugnung und Abwesenheit« (Sonnemann 1969, 227). Wo Lebensentwürfe immer wieder an ihre Grenzen kommen, wo sie zerbrechen, wo Schmerzen und Leiden spürbar werden, ist davon zu reden, weshalb dies noch nicht das wahre, ganze Leben ist.

Anmerkungen

- 1 Cooltur-Jugendkultur, ARD, 19.12.85, (20.15 Uhr).
- 2 Dieser Arbeit verdanke ich auch die Hinweise auf Bloch und Jaeggi.
- 3 Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auch auf John Clarke u.a. 1979; Paul Willis 1981 u. 1982.
- 4 Vgl. Michel Pêcheux' Überlegungen über mögliche Zusammenhänge von Rebellion, Widerständen und Desidentifikationsprozessen (Pêcheux 1982).
- 5 Wichtige Hinweise verdanke ich hier Henning Luther, 1985, 317-338.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W., 1966: Negative Dialektik. Frankfurt/M.
- Becker, Helmut, Jörg Eigenbrodt und Michael May, 1984: Pfadfinderheim, Teestube, Straßenleben. Frankfurt/M.
- Bloch, Ernst, 1979: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt/M., 11. Aufl.
- Clarke, John, u.a., 1979: Jugendkultur als Widerstand. Frankfurt/M.
- Cohen, Phil, 1985: Die Jugendfrage überdenken. In: Rolf Lindner und Hans-Hermann Wiebe (Hrsg.): Verborgenes im Licht. Frankfurt/M.
- Döbert, Rainer, Gertrud Nunner-Winkler und Jürgen Habermas (Hrsg.), 1977: Entwicklung des Ichs. Köln
- Erikson, Erik, 1966: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.
- Fuchs, Werner, 1985: Soziale Orientierungsmuster — Bilder vom Ich in der sozialen Welt. In: Arthur Fischer, Werner Fuchs, Jürgen Zinnecker: Jugendliche und Erwachsene 1985. Hrsg. v. Jugendwerk der Deutschen Shell. Opladen
- Hanusch, Rolf, 1985: Erinnerung, Geschichte und Zeitbewußtsein von Jugendlichen. In: Georg Christoph Tholen und Rosa-M. Winheim (Hrsg.): Zeichen ohne Botschaft. Frankfurt/M.
- Jaeggi, Urs, und Martin Faßler, 1982: Kopf und Hand. Frankfurt/M.
- Luther, Henning, 1985: Identität und Fragment. Theologia Practica 4
- Mead, George H., 1973: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Novalis, 1978: Werke. Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs. Hrsg. v. Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel. Bd. 2: Das philosophisch-theoretische Werk. München, Wien
- Pêcheux, Michel, 1982: Ideology — Fortress or Paradoxical Space. In: Rethinking Ideology, Argument-Sonderband AS 84. West-Berlin
- Sonnemann, Ulrich, 1969: Negative Anthropologie. Reinbek
- Willis, Paul, 1981: Jugendkultur. Frankfurt/M.
- ders., 1982: Spaß am Widerstand. Frankfurt/M.
- Wolf, Frieder Otto, 1983: Der Tod der Philosophen. In: ders., Umwege. Hannover

Alessandro Cavalli

Zeiterfahrungen

Versuch einer Typologie*

Die bisherigen Untersuchungen zur Lage der Jugend haben einen Mangel. Sie geben zwar Auskunft über das Verhältnis von Jugendlichen zur Arbeit, zu Familie und Schule, über ihre verschiedenen Einstellungen zur Politik, darüber, was sie mit ihrer Freizeit machen, über ihre Konsumgewohnheiten. Aber es fehlt ein diese Einzelaspekte verbindendes Element. Wir glauben, in der Zeiterfahrung ein solches Element gefunden zu haben, das sich quer durch alle einzelnen Aspekte zieht und ihnen eine besondere Physiognomie verleiht. Auf der Suche nach einem globalen Ansatz, der zugleich die historische Besonderheit und Mannigfaltigkeit erfassen könnte, haben wir uns bemüht, die Vorstellungen, die die Jugendlichen selbst haben, die subjektiven Bilder der Zeit, die verschiedenen Verhaltensweisen der Zeit gegenüber zu begreifen. Unsere Studie¹ untersucht nicht den Zeitgebrauch (wie etwa Arbeiten, die z.B. die Technik des *timebudgets* verwenden), sondern die verschiedenen Bedeutungen der Zeit, um die Lage der Jugend überhaupt zu erforschen. Gegenstand der Untersuchung ist nicht die Zeit, sondern die Jugend.

Drei Zeitdimensionen haben wir erforscht: die historische, die biographische und die des Alltags. Die Darstellung der historischen Zeit verrät die Fähigkeit des Subjekts, seine eigene Lebensgeschichte in einen größeren Zusammenhang zu stellen, zeigt das, was man gemeinhin »Geschichtsbewußtseins« nennt: das Bewußtsein, daß das eigene Dasein vor den Zugehörigkeit zu einer Welt abhängt, die sich durch jüngst und längst vergangene Begebenheiten gestaltet hat und die Grenzen der persönlichen Existenz überschreiten wird. Nicht jeder besitzt es, und wenn, dann nicht in gleichem Maße und in derselben Weise; das Geschichtsbewußtsein ist also eine Variable, die sich einem *Kontinuum* zuordnen läßt. Die biographische Zeit ist die Zeit des persönlichen Lebens, bestehend aus einer Vergangenheit, an die wir irgendeine Erinnerung bewahren, aus der Gegenwart, die wir als unser Sein hier und jetzt erkennen, und einer Zukunft, die sich aus Erwartungen, Plänen, Hoffnungen und Ängsten zusammensetzt. Unsere Identität besteht in der Art und Weise, wie wir die Erinnerung an das, was wir waren, das Bewußtsein dessen, was wir sind, und die Erwartung dessen, was wir sein werden, miteinander verbinden. Das Band, das die biographische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verknüpft, kann mehr oder weniger stark, mehr oder weniger ausgedehnt, mehr oder weniger artikuliert sein, auch dies ist eine Variable, die wir einem Kontinuum zuordnen. Die Zeit des Alltags schließlich enthält die verschiedenen Segmente, in die sich unser Handeln im Laufe des Tages aufteilt. Sie kann mehr oder weniger einem Programm oder

* Gekürzter Vorabdruck aus: Rainer Zoll (Hrsg.): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit. Mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlags.

einer Routine unterworfen sein, Leerläufe, Überschneidungen, Verflechtungen und Wechsel von Zeitsegmenten und von verschiedenen Zeitebenen oder auch, im Gegenteil, deutliche Einschnitte, Trennungen und Isolierung der einzelnen Abschnitte und Aktivitäten enthalten. Auch diese Zeitdimension kann als Variable behandelt werden.

Diese drei variablen Dimensionen stehen in einem Zusammenhang; sie lassen sich längs einer Achse von *Strukturierung* und *Destrukturierung* der Zeit anordnen. Aus der theoretischen Überlegung und der Beobachtung hat sich als allgemeine Hypothese dieser Untersuchung ergeben, daß bei einer konsistenten Minderheit von Jugendlichen ein Syndrom der Zeitdestrukturierung feststellbar ist; es ist erkennbar am Fehlen oder der Zersplitterung der historischen Erinnerung, an der Instabilität des Zeithorizonts hinsichtlich jener Pläne, welche die persönliche Identität definieren, am Fehlen von relativ dauerhaften Kriterien für die Aufteilung der Zeit des Alltags.²

Die Destrukturierung der Zeit kann im Rahmen einer allgemeinen Typologie der Zeiterfahrungen betrachtet werden. Die folgende Typologie gewinnt ihre Gestalt in Zusammenhang mit der biographischen Dimension und somit in Zusammenhang mit der Identitätsbildung. Vier Typen entstehen durch die Korrelation von zwei Variablen: 1. Autonomie oder Abhängigkeit in der Vorstellung von sich selbst; 2. eine strukturierte oder destrukturierte Orientierung gegenüber der persönlichen Lebenszeit.

Wir sprechen von Autonomie, wenn ein Subjekt im wesentlichen sich selbst zuschreibt, was es ist, und sich mit seinen Entscheidungen identifiziert, mögen diese nun positiv — als Erfolge — oder negativ — als Irrtümer und Fehler — zu werten sein. Die äußere Wirklichkeit (Ereignisse, Umstände, Situationen) kann natürlich seine Entscheidung beeinflussen haben, aber nur als Bedingungen für das Handeln und die Wahl der Mittel, deren sich das Subjekt bedient. Das Subjekt versteht sich also selbst als aktives Element, als handelnde Person innerhalb einer Situation.

Von Abhängigkeit sprechen wir, wenn das Subjekt seine Existenz im wesentlichen äußeren Umständen zuschreibt, wenn es einer vorgeschriebenen Weg folgen mußte, ohne irgendwelche Alternativen auch nur ahnen zu können. Es sieht sich in jeder Situation von äußeren Kräften angetrieben, es bewegt sich wie ein Objekt in einem magnetischen Kraftfeld, von den Polen bald angestoßen, bald abgestoßen.

Die zweite Variable bezieht sich auf den Begriff der Strukturierung der biographischen Zeit. Es handelt sich in erster Linie um den Umfang der zeitlichen Horizonte, der vergangenen Zeit (Erinnerung) wie der zukünftigen Zeit (Erwartungen, Projektionen), und um den Grad ihrer Verbindung. Eine hochgradige Strukturierung der biographischen Zeit haben wir dann, wenn die Gegenwart nicht so sehr für sich allein, sondern im Hinblick auf die Zukunft und mit Rücksicht auf die Vergangenheit betrachtet wird.

Destrukturierung der biographischen Zeit bedeutet dagegen Konzentrierung auf die Gegenwart und Wertung dieser Zeit als einzigartiger, einziger, unwiederholbarer, immer wieder anderer Augenblick. Die Vergangenheit wird nicht in Zusammenhang mit der Gegenwart gesehen, nicht als Etappe eines Prozesses

und als Augenblick eines Werdens, sondern als eine Reihe schon erlebter Gegenwarten; die Zeit ist eine Abfolge von Gegenwarten. Die Zukunft erscheint als das, was einmal Gegenwart sein wird, sie ist in Unbestimmtheit und Unvorhersehbarkeit gehüllt. — Die Korrelation dieser Variablen ergibt folgendes Schema:

	Vorstellung von sich selbst	
	autonom	abhängig
strukturierte Zeitvorstellung	eigenstrukturierter Typ	fremdstrukturierter Typ
nicht strukturierte Zeitvorstellung	eigendestrukturierter Typ	fremddestrukturierter Typ

Diese typischen Verhaltensweisen der Zeit gegenüber trifft man jedoch nie in unvermischter Gestalt an, sie können im selben Subjekt gleichzeitig oder in sukzessiven Phasen vorkommen oder bald latent, bald manifest sein.

A. Der eigenstrukturierte Typ

Zu diesem Typ gehören Jugendliche, die sich in einem selbst gesteckten Ziel erkennen (d.h. darin ihre Identität sehen). Dieses Ziel besteht meist in einem Beruf oder, seltener, in einer Berufung, wenn es mit einem starken ethischen, religiösen oder politischen Engagement verbunden ist. So geht das Ziel auf eine persönliche Entscheidung zurück, und im allgemeinen behandeln diese Jugendlichen das Leben als eine Reihe bewußter Entscheidungen. Was einer ist oder sein wird, ist nicht das Ergebnis der Verflechtungen von Umständen, in denen er sich einmal befunden hat, sondern das Ergebnis seiner eigenen Entscheidung. Die äußeren Umstände stellen Bedingungen dar, die nur das Feld der verfügbaren Entscheidungsmöglichkeiten eingrenzen, nicht aber die schließlich getroffenen Entscheidungen, denn diese entsprechen dem Willen des Subjekts.

Wenn ein Jugendlicher seine Identität mit einer beruflichen Perspektive verknüpft, die dadurch zum Mittelpunkt seines Planens wird, dann neigt er dazu, den vor ihm liegenden Weg durch eine Einteilung in Etappen zu strukturieren; er legt sich gewissermaßen eine »Marschtabelle« an, an die er sich zu halten hat, die er aber nicht als Fessel oder Zwang empfindet, da er sie sich selbst auferlegt hat. Die Zukunft wird programmierbar und läßt sich auf die kurze, mittlere und lange Sicht klar ins Auge fassen. Der Weg und die zur Verfügung stehenden Mittel sind transparent, d.h. das Subjekt fühlt sich als »handelnde Person« und nicht von unkontrollierbaren Kräften gesteuert. Seine Erfolge, selbst seine eventuellen Mißerfolge oder Fehler schreibt es seinen eigenen Entscheidungen und seinem eigenen Handeln zu und übernimmt auch die Verantwortung dafür.

»Sicherlich«, sagt Emilio, aktives Mitglied einer Partei und Jurastudent, »besteht eine Kontinuität zwischen meiner Gegenwart, meiner Vergangenheit und meiner Zukunft. Selbstverständlich habe ich in der Vergangenheit Fehler gemacht und falsche Entscheidungen getroffen. Ich glaube aber nicht, daß sich das entscheidend und bedeutungsvoll auf mein Leben ausgewirkt hat. Wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte, würde ich alle wichtigen Entscheidungen wieder genauso treffen.«

Bei diesem Typ kommt sehr deutlich eines der fundamentalen Muster der Handlungsmotivation zum Ausdruck, die den abendländischen Individualismus geprägt haben: das Muster der aufgeschobenen Belohnung. Das in der Gegenwart

gebrachte Opfer gewinnt seinen Wert und seinen Sinn nur im Hinblick auf ein Ergebnis, das sich erst in der Zukunft einstellen wird. Es handelt sich, freilich auf einer anderen Ebene, um dieselbe Logik wie bei der Akkumulation, wo der Profit als Resultat einer Investition betrachtet wird, die durch Sparen, also durch einen aufgeschobenen Konsum, ermöglicht wurde.

Die Jugendlichen, die sich diesem Typ nähern, gehören allen Schichten der sozialen Hierarchie an, obwohl selbstverständlich Art und Reichweite der Ziele durch das Niveau der Familienherkunft bedingt sind.

B. Der fremdstrukturierte Typ

Während der erste Typ vor allem auf ein Bedürfnis nach Selbstverwirklichung («achievement») antwortet, reagiert der zweite Typ eher auf ein Bedürfnis nach Sicherheit. Planen verwandelt sich Anpassen. Die Zukunft wird nicht als ein Ergebnis persönlicher Entscheidungen angesehen, sondern als Ergebnis äußerer Umstände, die das Subjekt kaum beeinflussen kann. Alles, was es tun kann, ist nichts weiter, als die Vorhersehbarkeit aufs äußerste zu steigern und auf normalen und bekannten Wegen allgemein akzeptierte und konkrete Ziele anzugehen.

Seine Arbeit soll sicher (nicht »prekär«) sein, würdig (nicht erniedrigend oder schmutzig) und so einträglich, daß sie einen als normal akzeptierten Konsumstandard garantiert. Die einzige Art, sich vor Mißgeschicken zu schützen, besteht darin, Ehrgeiz und Pläne realistisch einzugrenzen und nicht die Bahn zu verlassen, die als »normal« betrachtet wird. Häufig tragen die Jugendlichen dieser Gruppe schwer an der Last der elterlichen Einmischung; die Eltern haben ihre Entscheidungen (z.B. die Schulausbildung betreffend) bestimmt und können auch die zukünftigen Entscheidungen beeinflussen. Bei diesen Jugendlichen besteht ein starkes Bedürfnis, sich von der Familie zu lösen; es läßt sich verwirklichen, indem man frühzeitig eine sichere Arbeit annimmt, heiratet und seinen eigenen Hausstand gründet.

Während beim Typ A eine Zukunftsorientierung vorherrschte, durch die die Zukunft so lange wie möglich offengehalten werden sollte, und die einmal getroffenen, für irreversibel gehaltenen Entscheidungen durch eine Strategie der Verzögerung hinausgeschoben werden, versucht dieser Typ, so bald als möglich eine stabile, sichere Lebenslage zu erreichen. Diese Art der Zukunftsorientierung trifft man häufiger bei Jugendlichen der mittleren und unteren Stufen der sozialen Hierarchie an. Dieses primäre Streben nach Sicherheit ist auf die soziale Lage der Ursprungsfamilie zurückzuführen, die noch keine dauerhafte Sicherheit erreicht hat und sich immer noch von der Möglichkeit, bedroht fühlt, »tiefer zu sinken«.

C. Der eigendestrukturierte Typ

Die subjektiven Zeitdimensionen werden leichter faßbar, wenn wir sie durch räumliche Metaphern veranschaulichen. Die Lebenszeit kann als ein Territorium betrachtet werden, auf dem sich das Subjekt bewegt und auf dem Punkte (die Ziele) liegen, die ein Netz von Bahnen miteinander verbindet (die Mittel). Der eigenstrukturierte Typ entscheidet sich für ein Ziel und trifft danach weitere Ent-

scheidungen, sobald er zu Scheidewegen und Kreuzungen kommt, um den kürzesten Weg zum Ziel festzulegen. Der fremdstrukturierte Typ folgt der Hauptstraße, da diese sicherlich zu irgendeinem wichtigen Ziel führt. Für den eigendestrukturierten Typ ist das Territorium (die Zeit) dagegen ein zu erforschender Raum. Um ihn erforschen zu können, ist es wichtig, sich eine Landkarte anzulegen — aber nicht, um auf die beste und bequemste Weise an einen Ort zu gelangen, sondern um keinen Teil des Territoriums unerforscht zu lassen. Die Punkte auf der Karte sind lauter mögliche Ziele, keines ist jedoch ein Endziel. Es ist ein Weg, auf dem alle Etappen provisorisch, vorläufig sind.

Wenn man diesen Weg auf die Landkarte zeichnet, erscheint er vielleicht sinnlos gewunden und zusammenhangslos. Jede Station hat, da sie provisorisch ist, ihren Wert nicht als Endpunkt einer Etappe und als Ausgangspunkt für die nächste, sondern ihr Wert liegt in ihr selbst, in ihrer momentanen Bedeutung für das Subjekt. Es kommt auch vor, daß man den Weg wieder zurückgeht, auf dem man gekommen ist. Die Umkehr hat jedoch nicht die Bedeutung einer Wiederholung; denn wer unterwegs viele Erfahrungen gesammelt und ausgedehnte Gebiete des Möglichen durchforscht hat, kehrt nie an denselben Ort zurück. In der Umkehr liegt keinerlei Sehnsucht nach der Vergangenheit oder das Verlangen, sie wieder zu erleben; die Rückkehr an einen Ort, an dem man schon einmal war, ist nur eine Gelegenheit, um eine neue Erfahrung mit der Erinnerung an die vergangene zu vergleichen.

Dieser Typ sucht sorgfältig zu vermeiden, daß die Verfolgung eines Zieles andere Ziele ausschließt, jeder Verzicht wird als Verarmung betrachtet. Daß es unmöglich ist, gleichzeitig mehrere Ziele zu verfolgen, bringt jedoch keinen Verzicht mit sich, wenn man es für möglich hält, die Verwirklichung anderer Ziele auf die Zukunft zu verschieben. Dieser Aufschub aber darf nicht von der Gegenwart ablenken, die Zukunft enthält nicht den Sinn der Gegenwart, wie die Gegenwart nicht auf die Zukunft ausgerichtet ist. Die Zukunft ist nicht die Zeit der Ernte, in der die Früchte der gegenwärtigen Mühe reif werden, sondern eher ein Lagerraum, in dem noch viele mögliche Gegenwarten gestapelt sind.

»Ich habe das Gefühl, mir ist in der Zukunft kein Weg versperrt«, sagt Renato, 22 Jahre, Student der Politikwissenschaft, »wenn ich an meine Zukunft denke, spüre ich ein Gefühl der Erwartung von etwas Neuem, von etwas ganz anderem.«

»Warum soll ich überhaupt an die Zukunft denken?«, sagt Mattia, 23 Jahre, ebenfalls Student der Politikwissenschaft. »Im Moment bin ich dabei, auf ein paar Monate nach Indien zu fahren, und dann wollen wir mal sehen ... Die Zukunft ist Zukunft, und ich lebe jetzt in der Gegenwart. Die Gegenwart ist hier, und wenn man anfängt, an die Zukunft zu denken, dann ist die Gegenwart schon vergangen.«

Für diesen Typ ist es wichtig, keine Entscheidungen zu treffen, die absolut unwiderrufflich sind, die den Fächer der Möglichkeiten einschränken würde, keine Entscheidungen, die man später bereuen könnte. Das »gute« Leben bringt für diesen Typ weder Reue mit sich über das, was man nicht gemacht hat und hätte machen können, noch Gewissensbisse wegen etwas, das man getan hat und nicht hätte tun sollen. Die Vergangenheit ist keine Last negativer oder positiver Bestimmungen, die die Gegenwart bedingen und Hypotheken für die Zukunft sind, sondern sie ist voll und ganz als Repertoire von Erlebnissen und Erfahrungen zu

bewerten. Die Vergangenheit ist der erforschte Teil des Territoriums, die Zukunft der zu erforschende. Die Lebenszeit wird als eine Folge von Augenblicken und Erlebnissen betrachtet, die alle samt und sonders in der Gegenwart erlebt werden. Die Gegenwartsgebundenheit, die diesen Typ kennzeichnet, besteht aber nicht darin, daß Vergangenheit und Zukunft völlig abwesend sind. Die Horizonte sind lediglich verschwommen, unbestimmt.

Während der eigenstrukturierte Typ seine Identität in einem Lebensplan findet und der fremdstrukturierte Typ seinem Schicksal folgt, sieht der eigendestrukturierte Typ in jedem Lebensplan eine Bedrohung seiner Identität. Er lebt nicht in einer Dimension, in der jegliches Planen fehlt; denn alles, was er tut, ist die Frucht von Überlegung und Entscheidung; es handelt sich aber um ein Planen, das keine fernen oder allzu genau definierten Horizonte haben darf. Eine frühzeitige Entscheidung für einen Beruf wird beispielsweise als Einengung der möglichen Horizonte empfunden, eine Entscheidung also, die sich sofort in ein »berufliches Schicksal« umwandeln würde. Jede Arbeit erscheint annehmbar, jede Erfahrung hat ihre interessanten Seiten, wenn sie sich nicht in eine lebenslange Perspektive verwandelt.

Die Jugendlichen dieses Typs empfinden ihre Lage nicht als vorläufig, denn die unbestimmten Lebensumstände sind das Ergebnis ihrer eigenen, freien Wahl, nicht einer Unfähigkeit oder Unmöglichkeit, sich zu entscheiden. Sie wissen, daß es sich um eine provisorische Phase handelt und daß früher oder später der Augenblick kommen wird, in dem sie sich für eine bestimmte Richtung entscheiden müssen. Dieser Augenblick aber wird in die Zukunft verschoben: wenn die gesamte Skala der persönlichen Fähigkeiten und der von der äußeren Wirklichkeit gebotenen Möglichkeiten einmal erforscht sein wird, dann lassen sich auch relativ irreversible Entscheidungen treffen. Die Gegenwart bleibt hingegen das Feld der widerrufbaren Entscheidungen, das zu erforschende Territorium.

Diese Jugendlichen befinden sich in einer Lage, in der sie nicht zwangsläufig unwiderruflich und irreversibel ihre Zukunft, vor allem ihre berufliche Zukunft bestimmen müssen, und das deutet darauf hin, daß dieser Typ vor allem in den mittleren und höheren Gesellschaftsschichten vorkommt. Im allgemeinen verfügen ihre Familien über konsistente wirtschaftliche und kulturelle Mittel, lassen den jungen Leuten sehr viel Freiheit und üben keinen »Druck« aus, um die Loslösung von der Familie zu beschleunigen. Man kann in diesem Zusammenhang von einer Art des Planens sprechen, die eine »fortgesetzte Fristverschiebung« mit sich bringt. Solche Jugendliche finden wir häufig am humanistischen Gymnasium, an den geisteswissenschaftlichen Fakultäten, unter den Architekturstudenten, aber auch in vielen Zeitarbeitsbeschäftigungen.

Die historische Zeitdimension ist bei diesem Typ schwach ausgeprägt. Die Gegenwartsbindung, die ihn kennzeichnet, besteht darin, daß die Gegenwart nicht als verbindendes Glied zwischen Vergangenheit und Zukunft begriffen wird, sondern als etwas, das außerhalb der Geschichte liegt. Ein Geschichtsbewußtsein jedoch fehlt nicht völlig, wie es bei der Fremdstrukturierung der Fall ist. Bisweilen wird die Geschichte als die Summe vieler Mikro-Geschichten betrachtet, die für sich allein bedeutungslos sind, während sie zusammengenommen die wahre geschichtliche Wirklichkeit bilden: den Gegenpol zur offi-

ziellen Geschichte, die für und von den Mächtigen geschrieben wird. Ein andermal wird als Geschichte nur empfunden, was zeitgenössisch und mit den persönlichen Lebensläufen (z.B. bewaffneter Kampf, Terrorismus) verflochten ist, aber auch davon versucht man sich nun zu distanzieren. In wieder anderen Fällen zeigen die Jugendlichen dieses Typs größeres Interesse an der Vorgeschichte, an einer Geschichte, die außerhalb der Zeit liegt oder in einer anders gearteten Zeit als die der Geschichtsbücher, an einer Zeit, die der Vorstellungskraft und Experimentierfreude keine Grenzen setzt.

In der Dimension des Alltags wird die Destrukturierung der Zeit noch offensichtlicher. Der gesellschaftlich gültigen Zeiteinteilung steht man fern. Häufig werden die Kriterien, die den Zeitrhythmus des Lebens der Gesellschaft bestimmen, vollkommen umkehrt. Der destrukturierte Typ, ob fremd- oder eigendestrukturiert, neigt z.B. stark dazu, seine Tätigkeiten in die Nachtstunden zu verlegen und in den Tag hineinzuschlafen. Selbst das physiologische Bedürfnis der Ernährung, das den destrukturierenden Tendenzen am hartnäckigsten widersteht, wird schließlich häufig ohne einen längerfristig stabilen Zeitrhythmus befriedigt. Die verschiedenen Tätigkeiten folgen ohne Plan und ohne Ordnung aufeinander, ihre Dauer verkürzt oder verlängert sich je nach äußeren oder inneren Umständen, in denen sich das Subjekt befindet und die sich auf keinen Fall im voraus abschätzen lassen. Wenn man etwas anfängt (man ruft z.B. einen Freund an), kann es fünf Minuten oder eine Stunde dauern, die Dauer hängt ausschließlich vom Hier und Jetzt ab. Was in der unmittelbaren Umgebung des Subjekts geschieht (eine Begegnung, ein Anruf, eine Gelegenheit irgendwelcher Art), grenzt die einzelnen Zeitabschnitte des Tages voneinander ab und füllt sie von Mal zu Mal mit Inhalten. Der destrukturierte Typ ist nicht im geringsten bereit, seine Zeit der sozialen Zeit anzupassen. Er hat nie Zeit für Dinge, zu denen er keine Lust hat, dafür ist er jedoch stets bereit für Dinge, Menschen und Situationen, in denen oder mit denen er sich wohlfühlt. Jeder Tag ist somit anders als alle anderen, aber gleichzeitig sind alle Tage einander ähnlich; auch Samstag und Sonntag unterscheiden sich weit weniger als für die anderen Typen von den restlichen Wochentagen, eigentlich nur durch die unvermeidlichen Auswirkungen der Tatsache, daß diese beiden Tage für die »normalen« Leute anders sind.

Im Bereich der Destrukturierung gibt es keine Zeitknappheit, aber das hängt für den Eigendestrukturierten nicht davon ab, daß er zuviel Zeit, also auch tote Zeit hat, sondern vielmehr von der schier unbegrenzten Möglichkeit, etwas auf morgen zu verschieben, was man heute nicht tun kann. Dieser Typ entzieht sich nicht völlig den Bedürfnissen und Kontakten der sozialen Zeit. Er neigt eher dazu, die Beziehung zur sozialen Zeit selbst in die Hand zu nehmen und selbst zu bestimmen, wann er sich an die sozialen Zeit anhängen und wann er sich von ihr loslösen will. Er versucht gewissermaßen, die soziale Zeit den Bedürfnissen der individuellen Zeit unterzuordnen und nicht umgekehrt, auch wenn das bisweilen zu der Entscheidung führt, von Gelegenheitsarbeiten zu leben.

D. Der fremddestrukturierte Typ

Beim Syndrom der Eigenstrukturierung und der Eigendestrukturierung behält das Subjekt in hohem Grade die Kontrolle über seine Biographie, es ist sicher, deren Herr und Schöpfer zu sein. Beim Syndrom der Fremdstrukturierung hat das Subjekt die Kontrolle über seine eigene Lebenszeit der Macht der Institutionen überlassen; es beschreibt seinen Lebenslauf, als wäre er die natürliche Geschichte irgendeines Menschen. Beim Syndrom der Fremddestrukturierung haben sowohl das Subjekt wie die Institutionen die Kontrolle über die Lebenszeit verloren. Während bei den vorher besprochenen Typen in irgendeiner Form immer noch ein Zusammenhang zwischen individueller und der sozialen Zeit bestehen blieb, besteht in diesem Fall eine tiefe Kluft zwischen beiden.

Das Subjekt hat das Gefühl, sich in einem unentwirrbaren Labyrinth voller Sackgassen zu befinden. In welche Richtung es auch gehen mag, es trifft immer auf gesperrte Straßen oder auf Strecken, die alle gleich sinnlos sind. Auf seinem unsicheren Gang kommt es mehr als einmal an seinen Ausgangspunkt zurückkommt, und jedesmal, wenn es erkennt, daß es die Strecke wieder zurückgegangen ist, bemerkt es, daß es ihm auch diesmal nicht gelungen ist, den richtigen Weg zu finden. Es macht sich nicht die Mühe, eine Landkarte des Territoriums zu zeichnen, in dem es sich befindet; das Straßengeflecht scheint ihm eigens dazu gemacht zu sein, daß man sich verirrt — die Welt ist feindlich oder sinnlos. Nur ein unvorhersehbarer und unbeeinflußbarer Glücksfall kann das Subjekt aus dem Labyrinth herausführen, wenn es überhaupt einen Ausgang ins Freie gibt.

Alle Metaphern, die man sich ausdenken könnte, um diese Haltung der persönlichen Lebenszeit gegenüber intuitiv darzustellen, vermitteln, wie das Bild des Labyrinths, ein Bild der Unfähigkeit/Unmöglichkeit, Anhaltspunkte zu finden, nach denen man seinen Lebenslauf ausrichten könnte: das gilt für den Schiffbrüchigen, der auf hoher See dahintreibt, oder auch für den Wanderer, der sich in der Wüste verirrt hat. Der fremddestrukturierte Typ wird von einer Gegenwart, die er nicht überblickt und in der ihm jede Entscheidung kurzlebig und belanglos erscheint, heimgesucht und überwältigt. Seine Zukunft liegt einzig und allein in den Händen des Geschicks, das ihm günstig oder ungünstig gesinnt sein kann, das ihn retten oder vernichten kann, ohne daß er auf irgendeine Weise dessen Lauf beeinflussen könnte. Auch seine Vergangenheit ist von Glücksfällen und Launen des Schicksals gezeichnet, die Zeit wird durch den Zufall »geregelt«. Der Gedanke an die persönliche Vergangenheit und die Zukunft wird also als Quelle der Angst zensiert und verdrängt, das Leben in der Gegenwart ist eben deshalb möglich und erträglich, weil es hier auf irgendeine Weise gelingt, die Idee der Zeit zu narkotisieren.

Diesen Typ kennzeichnet das Fehlen jeglichen Planens. Die Zukunft ist nicht der Ort der Bestrebungen, Ziele, Hoffnungen, sondern der Ängste und Träume. Das Subjekt lebt nur auf die Gegenwart beschränkt, aber diese ist nicht einmal der Ort, an dem sich Erfahrungen ansammeln, an dem ein, wenn auch zweckfreies, Reiferwerden stattfindet, wie bei dem zuvor besprochenen Fall, sondern sie zeigt sich eher als ein Geflecht von Fesseln, ein Käfig, aus dem man sich allem Anschein nach nicht befreien kann. Zu diesem Typ gehört häufig ein nega-

tives Bild von sich selbst, das Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit, Entscheidungen zu treffen, der Mangel an Willen und Mut, es mit der Wirklichkeit aufzunehmen. Die Zukunft fürchtet man ebenso wie einen Zusammenstoß mit der Wirklichkeit. Bisweilen ist auch eine Art messianischen Denkens gegenwärtig; man wartet auf etwas oder jemanden, der wie ein *deus ex machina* von außen kommt, um Bewegung in die erstarrte Situation zu bringen.

Die Dimension der Geschichte fehlt in den Vorstellungen des fremddestrukturierten Typs. Die einzige Geschichte, die zählt, ist seine eigene Lebensgeschichte. Auch wenn das Nachdenken über die geschichtliche Zeit nicht ausdrücklich abgelehnt wird, erscheint sie doch wie der eigene Lebenslauf als von den blinden Mächten des Zufalls und des Geschicks beherrscht oder auch von objektiven und unpersönlichen Tendenzen, die außerhalb der Willensbestimmung der handelnden Personen liegt.

Wenn jedoch Ereignisse, die sich als historisch klassifizieren lassen, einmal wahrgenommen werden, dann werden sie im allgemeinen auf einzelne Personen zurückgeführt und mit den Kategorien interpretiert, mit denen man sich das alltägliche Handeln erklärt: Wahnsinn, Neid, Machthunger, Grausamkeit, Egoismus, Gewalttätigkeit oder auch ihre Gegenteile, Nächstenliebe, Opfermut, Mitleid, Toleranz. Es zeichnet sich ein anthropomorphes Bild ab, in dem auch die Gemeinwesen als Individuen betrachtet werden, die ihre Instinkte, ihre Interessen, ihre Motivierungen und ihren Willen haben; das Handeln der einzelnen Individuen, aus denen die Gemeinwesen bestehen, wird dabei völlig außer Acht gelassen. Die Geschehnisse verlieren ihre historische Dichte und werden nach ihren allgemein menschlichen Merkmalen und nicht nach ihrer Zugehörigkeit zu einer spezifischen geschichtlichen Zeit klassifiziert. Aber abgesehen von dieser Reduktion des Historischen auf das allgemein Menschliche und der Interpretationskategorien auf eine ziemlich grobe Individualpsychologie, ist die Destrukturierung der Zeit in den meisten Fällen einfach mit der Abwesenheit der geschichtlichen Dimension der Zeit verbunden oder noch öfter mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit dieser Dimension gegenüber.

In der Zeitdimension des Alltags sind viele Aspekte der Destrukturierung, die wir beim vorangegangenen Typ festgestellt haben, auch diesem Typ eigen. Während aber der eigendestrukturierte Typ die Beziehung zur sozialen Zeit nicht radikal ausschließt, wird hier eine möglichst totale Lösung von ihr angestrebt. Die Welt der »normalen« Menschen bewegt sich nach anderen Rhythmen, denen man nicht im geringsten folgen will. Diese Situation des Unbeteiligtseins kann mit Genugtuung oder schmerzlich erlebt werden, sie wird auf jeden Fall häufig als unumgänglich betrachtet, als etwas, an das man sich nur anpassen kann. Die Zeit der Gesellschaft ist die Zeit der anderen.

»Mein ganzes Leben ist Freizeit«, sagt Giordano, 17 Jahre, *drop-out*, »ich habe keine Verpflichtungen, die ganze Zeit, die ich habe ist Freizeit ... manchmal stoße ich auf leere Zeit. Das ist, wenn ich nicht weiß, was ich tun soll: das ist wahnsinnig und mein Kopf geht weißgottwohin. Aber ich sag dir das nur, weil du mich fragst. Sonst denke ich überhaupt nicht an sowas, weil ich weiß, so ist es, und ich kann nichts dagegen tun.«

Dem Syndrom der Fremdstrukturierung lassen sich einige der häufigsten Erscheinungsformen des abweichenden Verhaltens von Jugendlichen in der heuti-

gen Gesellschaft zuordnen. Die Metapher des Labyrinths z.B. beschreibt die Lebenserfahrung eines drogenabhängigen jungen Menschen ziemlich gut. Man muß jedoch vermeiden, in diesem Typ von vornherein einen abweichenden Typ zu sehen. Die Sphäre der Drogenkultur und die Sphäre der Destrukturierung überschneiden sich, aber die erstere ist nur ein begrenztes Gebiet der letzteren. Die Destrukturierung der Zeit ist ohne Zweifel ein Anzeichen für gesellschaftliches Außenseitertum, sie muß jedoch nicht unbedingt und nicht ausschließlich zu abweichendem Verhalten führen.

In Wirklichkeit hat jeder Typ seine »spezifische Pathologie«: Der Eigenstrukturierte kann sein Ziel auf zwanghafte und totalisierende Weise verfolgen, dabei seine Kräfte überschätzen und durch Scheitern und Enttäuschung verwundbar bleiben. Der Fremdstrukturierte, der die Ebenen der Vorstellungswelt und der Wirklichkeit streng auseinander halten muß, ist anfällig für Depressionen, wenn er bemerkt, daß es unmöglich ist, seine Wünsche in die Wirklichkeit umzusetzen. Den Eigendestrukturierten schließlich kann seine Ruhelosigkeit so weit bringen, daß er unfähig wird, eine Initiative zu Ende zu führen, die sich sowohl im Hinblick auf den persönlichen Einsatz wie im Hinblick auf das Erreichen des Zieles über längere Zeit erstreckt. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die zeitliche Destrukturierung leicht zu Formen abweichenden Verhaltens führen kann, wenn sie von der Unmöglichkeit/Unfähigkeit herrührt, mit einem Minimum an Vertrauen in die Zukunft zu blicken, wenn also eine A-Krasie (im Sinne einer Willensschwäche) vorherrscht.

Schlußbetrachtung

Diese Untersuchung über die Zeiterfahrungen der Jugendlichen sollte vorwiegend beschreibender Art sein. Wir wollten analysieren, ob und wie in einer Gesellschaft wie der unseren, der es an Formen kollektiver Mobilisierung der Jugendlichen fehlt, erneuernde kulturelle Tendenzen bei der Jugend auftreten, die durch die verschiedenen Verhaltensweisen der Zeit gegenüber erkennbar werden. Sehr allgemein ausgedrückt läßt sich sagen, daß die »strukturierten« Typen die *traditionellen* Verhaltensweisen der persönlichen biographischen Zeit gegenüber darstellen: der eigenstrukturierte entspringt aus einer voluntaristischen Haltung zu sich selbst und zur Welt, während der fremdstrukturierte das Ergebnis eines wohl gelungenen Anpassungsprozesses an die äußeren, die gesellschaftlichen Vorschriften ist. Beide Typen spiegeln Lebensorientierungen wider, die mit den Normen der protestantischen Ethik, wie sie Max Weber beschreibt, zusammenhängen. Die Typen der Destrukturierung zeigen hingegen von dieser Normalität abweichende, neue Tendenzen. Die Abschwächung des »Geschichtsbewußtseins«, die Einengung der zeitlichen Horizonte und die Distanz, die viele Jugendliche zwischen ihrer eigenen individuellen und der sozialen Zeit bewahrt wissen wollen, sind Signale dieser Neuerungstendenzen. In der Lebensphase, in der die Grundlagen für die Bildung einer Erwachsenenidentität gelegt werden, definieren diese Tendenzen eine neue Art von Identität, die man als offen für Veränderung und Modernität bezeichnen könnte und in deren Umkreis sich eine Art Ausweitung der Jugendzeit vollzieht.

Die Tendenzen sind jedoch ambivalent: auf der einen Seite, wie gesagt, die Öffnung zum Neuen, die Erforschung möglicher Horizonte, der Wille, die Möglichkeiten der Selbstdefinition nicht frühzeitig in ein streng berufliches Schicksal einzusperren, auf der anderen Seite aber auch das Risiko einer Diffusion der Identität, eines Verlustes an Orientierungen und somit ein exklusives Befähigtsein und Sicheinschließen in die Gegenwart, bar jeglicher Erinnerung und jeglicher Zukunftsperspektive.

Auch wenn wir nicht in der Lage sind zu erklären, warum ein Jugendlicher mehr zum einen oder anderen der beiden Pole tendiert, so scheint es uns doch, daß eine Orientierung an der Gegenwart als einem Ort, an dem man die verschiedenen Lebenswege erforscht (Eigendestrukturierung), das Vorhandensein wirtschaftlicher, aber auch kultureller Mittel erfordert, die imstande sind, diese Vorläufigkeit zu unterstützen, während das Fehlen dieser Mittel eine Haltung begünstigt, in der die Gegenwart als prekäre Zufluchtsstätte vor den Unsicherheiten und Gefahren der Existenz erlebt wird.

Aus dem Italienischen von Marianne Schneider

Anmerkungen

- 1 Die folgenden Überlegungen sind das Ergebnis einer Untersuchung aus den Jahren 1980-1983, bei der etwa 200 Mailänder Jugendliche befragt wurden. Diese Untersuchung wurde von einer Forschungsgruppe durchgeführt, zu der folgende Personen gehörten: A. Calabrò, A. Cavalli, C. Colucci, C. Leccardi, M. Rampazi und S. Tabboni. Die Ergebnisse wurden in A. Cavalli (Hrsg.), *Il Tempo dei giovani*, Bologna 1985, veröffentlicht.
- 2 Auf Grund unserer qualitativen Verfahrensweise läßt sich nicht ermitteln, wie groß die Zahl der Jugendlichen ist, die ein destrukturiertes Verhältnis zur Zeit hat. Sicherlich wird es mehr Fälle dort geben, wo der schulische Zusammenhalt geringer, die Arbeitslosigkeit der Jugendlichen größer, Einfluß und Überwachung der Eltern schwächer sind.



Fremde Nähe

Zur Reorientierung des psychosozialen Projekts Festschrift für Erich Wulff

Diskutiert werden die Perspektiven demokratischer Psychiatrie und kritischer Psychologie (Ongaro Basaglia, Pirella, Elgeti, Keupp, F.Haug, Pfefferer-Wolf, Thom, Uhle, Weise,), die Verrechtlichung sozialer Konflikte (F.Sack) und das Spannungsfeld von Ideologie, Psychiatrie und Politik (W.F.Haug). In einem ungewöhnlichen Briefwechsel zwischen Oskar Negt und Erich Wulff werden Fragen der persönlichen Haltung und der psychiatrischen Arbeitsweise besprochen. Der Band enthält eine Bibliographie der Schriften Erich Wulffs und seinen wichtigen neuen Aufsatz: »Zementierung oder Zerspielung — Zur Dialektik von ideologischer Subjektion und Delinquenz«.

Argument-Sonderband 152
160 S., DM 18,50/15,50 f. Stud.

Walter R. Heinz

Selbstsozialisation und Arbeitsmarkt

Jugendliche zwischen Modernisierungsversprechen und Beschäftigungsrisiken*

Einleitung

Der wirtschaftliche und politische Strukturwandel hat besonders seit Beginn der achtziger Jahre zu Umbrüchen und Verzögerungen in den Übergängen zwischen Schule, Berufs- und Hochschulausbildung und Berufstätigkeit geführt. So verlagert sich durch die anhaltende Arbeitsmarktkrise für eine zunehmende Zahl von Jugendlichen die individuell erstrebte und gesellschaftlich erwartete soziale und ökonomische Selbständigkeit bis ans Ende des dritten Lebensjahrzehnts. Dieser Entwicklung trägt zum Beispiel die geplante Anhebung des Alters für die betriebliche Ausbildungs- und Jugendvertretung von 18 auf 24 Jahre Rechnung. Es gibt also viele Anhaltspunkte dafür, daß die Lebensphase Jugend ihre Grenzlinien verliert.

Wenn die aus strukturellen Veränderungen entstehenden Problemlagen von Jugendlichen sozialwissenschaftlich betrachtet werden, dann ist es eine vordringliche Aufgabe, den Beziehungen zwischen Bildungs- und Arbeitsverhältnissen einerseits und dem Bewußtsein und Handeln der Jugendlichen andererseits auf die Spur zu kommen. Dabei würden wir aber zu kurz greifen, wenn wir die Strukturen der Ausbildung, des Arbeitsmarktes und des betrieblichen Personaleinsatzes nur als Rahmenbedingungen für das Handeln der Jugendlichen verstehen würden. Meine These ist, daß hier zwiespältige Sozialisationsprozesse in Gang kommen, in denen »Selbstsozialisation« an Bedeutung gewinnt und neue Handlungsstrategien entwickelt werden, die Arrangements mit und Selbstbehauptung gegenüber den Strukturen der Arbeitswelt beinhalten.

Entwicklungstendenzen der Erwerbsarbeit:

Höherqualifizierung und Flexibilisierung bei steigenden Arbeitsmarktrisiken

Die Entwicklung der Produktions-, Verwaltungs- und Dienstleistungsarbeit wird durch Rationalisierungsformen bestimmt, die Bestandteil der Arbeits- und Personalpolitik von Betrieben sind. Diese sind eng verkoppelt mit den Möglichkeiten und Grenzen der Höherqualifizierung der Belegschaft. Es geht dabei um neue Strategien der Umsetzung ökonomischer Ziele in betriebliches Handeln, um »Neue Produktionskonzepte« (Kern, Schumann 1984). Es werden solche Arbeitskräfte besonders gefragt sein, deren Berufsausbildung und Arbeitserfahrungen zu Qualifikationen geführt haben, die garantieren, daß in der »Fabrik der Zukunft« zeitökonomisch und flexibel, d.h. den Marktschwankungen und neuen Technologien angepaßt produziert werden kann. Dies verlangt, daß Fachkräfte

* Gekürzte Fassung eines Vortrags beim Symposium »Zukunft der Arbeit — Zukunft der Jugend« des DJI in München. Die Langfassung erscheint im Jahresbericht 1987 des DJI.

über ein umfassenderes Produktionswissen als bisher, über eine ganzheitliche Arbeitsauffassung und über Weiterbildungsbereitschaft verfügen. Für einschlägig qualifizierte Berufsanfänger heißt dies, daß ihnen durchaus neue Spielräume für die Anwendung und Weiterentwicklung von fachlichen Kompetenzen eingeräumt werden. Dies gilt jedoch nur für solche jungen Arbeitskräfte, denen es gelingt, die Selektionsprozesse zu überwinden, die mit der Aufnahme in die Stammebelegschaft von Betrieben verbunden sind. Trotz der neuen Produktionskonzepte gibt es weiterhin zerstückelte und rigide Jedermanns-Arbeit an unsicheren Arbeitsplätzen, die für diejenige Realität ist, denen der Sprung in moderne Betriebe bzw. in Stammebelegschaften nicht gelingt.

So ergeben sich höchst problematische Folgen aus dem Rationalisierungstypus der »Neuen Produktionskonzepte«. Dieser Typus verfestigt die in der Gesellschaft schon angelegten Spaltungstendenzen und trägt zur Abschottung der Beschäftigten von den Erwerbslosen und vor allem von den Berufsanfängern bei. Deren berufliche Eingliederungschancen können somit trotz einer Berufsausbildung auf Grund von Rationalisierungsprozessen schwinden. Noch entscheidender als der Wandel der Qualifikationsanforderungen in der Produktion sind für die Zukunft der Jugendlichen, insbesondere der jungen Frauen, Veränderungen der Beschäftigungsstruktur und -inhalte in den öffentlichen und privaten Dienstleistungsbereichen. So weisen Baethge und Oberbeck (1986) nach, daß nach einer Phase punktueller Rationalisierung einfacher Büro Tätigkeiten heute durch den verstärkten Einsatz von Informations- und Kommunikationstechnologien vor allem systemische Rationalisierungsprozesse ablaufen. Diese erfassen die Organisation des gesamten Betriebsablaufs durch zentrale Steuerung verschiedener Funktionsbereiche. Hier sind in Zukunft durch überbetriebliche Vernetzungsmöglichkeiten noch erhebliche Rationalisierungsreserven vorhanden. Dies bedeutet, daß bei den kaufmännischen und Büroberufen in den nächsten Jahren starke Beschäftigungseinbrüche einsetzen könnten. Durch die Stagnation von qualifizierten Arbeitsplätzen im Dienstleistungsbereich wird sich aber auch die Chance für Fachangestellte reduzieren, durch einen Betriebswechsel ihren Beschäftigungsstatus zu verbessern.

Dies trifft vor allem junge Frauen, die von qualifizierten Tätigkeitsfeldern wieder in traditionelle Frauenarbeitsplätze im Büro, Verkauf, Gastronomie- und Körperpflegebereich abgedrängt werden — Arbeitsbereiche mit unsicheren Arbeitsplätzen und einem hohen Anteil an Teilzeitbeschäftigung unter 20 Wochenstunden. Diese Tendenz steht im Widerspruch zu den neuen Konzepten des Personaleinsatzes, die auf flexible und lernbereite Arbeitskräfte mit hoher allgemeiner und beruflicher Bildung setzen — Qualifikationen, die immer mehr junge Frauen erwerben!

Im Hinblick auf die Arbeitszukunft der Jugendlichen und jungen Erwachsenen hat die qualifizierungsorientierte Personalpolitik also erhebliche Konsequenzen. Bei der Selektion von Auszubildenden und bei Übernahmeentscheidungen nach der Berufsausbildung werden die Auswahlkriterien besonders hoch angesetzt. Da die großen Firmen seit mehreren Jahren bei ihrer Rekrutierungspolitik vom Reservoir der in Klein- und Mittelbetrieben ausgebildeten Fachkräfte auf die Selbstrekrutierung über hauseigene Aus- und Weiterbildung übergegangen sind,

kann dies in Zukunft fatale Auswirkungen selbst für qualifizierte Jugendliche, vor allem aber für solche ohne ausreichende formale und berufliche Ausbildung mit sich bringen.

In diesem Zusammenhang erweisen sich neben dem Qualifikationsniveau der Jugendlichen und der Personalpolitik der Betriebe die regionalen Arbeitsmarktunterschiede als entscheidender Faktor. So haben auch ausgebildete junge Erwachsene in großstädtischen Krisenregionen (Stahl, Kohle, Werften) und in ländlich kleinstädtischen Gebieten längerfristig deprimierende Berufsaussichten. Eine tiefgreifende sozialstrukturelle Differenzierung unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen zeichnet sich ab. Flexibilität in der Fabrik und im Büro der Zukunft verlangt Arbeitskräfte, die in der Lage sind, sich neues »know how« schnell anzueignen. Für Facharbeiter, Angestellte und Ingenieure wird die Weiterbildung zur persönlichen Aufgabe: Sie sollen sich wie freiberuflich Tätige verhalten, die als Selbständige im Interesse ihres eigenen Betriebes in Weiterbildung investieren! Dazu kommt noch, dies mit besonderer Bedeutung für die beruflichen Sozialisationsprozesse von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, eine Flexibilisierung von Beschäftigungsverhältnissen, so zum Beispiel durch Teilzeitarbeit, zeitlich begrenzte Verträge oder Leiharbeit und Personalüberlassung. Meine These ist nun, daß die Zauberformel »Flexibilität« dazu führt, daß die Ausbildungs- und Beschäftigungsrisiken, die sich durch die betrieblichen Rationalisierungsstrategien ergeben, auf die Jugendlichen abgewälzt werden. Dadurch werden Auszubildende und junge Fachkräfte zu Prozessen der »Selbstsozialisation« veranlaßt, mit denen das Bewußtsein entsteht, für die »Flickschusterei« beim Zusammensetzen von Qualifizierungs- und Erwerbsmöglichkeiten selbst verantwortlich zu sein. Flexibilität geht aber zu Lasten der biographischen Planung: Berufsverläufe und Kontinuitätserwartungen werden zu aufgeschobenen Projekten.

Übergangsprozesse:

Bewältigungsweisen von Bildungs- und Beschäftigungsrisiken

Die Arbeitsorientierungen von Jugendlichen weisen mehr Kontinuität als Wandel auf. Vergleichsuntersuchungen über die Bedeutung der Arbeit bei Jugendlichen in den fünfziger, sechziger und achtziger Jahren zeigen, daß es wenig Veränderung gibt (vgl. Heinz 1985). Es ist keine Zurückweisung der Erwerbsarbeit, allenfalls eine Distanzierung festzustellen. Heute sind immer mehr junge Erwachsene der Ansicht, daß die Arbeit sich nicht in ihr Privatleben einmischen dürfe. Während junge Männer kritischer geworden sind, haben junge Frauen eine starke Berufsorientierung entwickelt; die Kriterien für Berufswahl haben sich bei beiden Geschlechtern angenähert. Für die meisten Jugendlichen ist eine Berufsausbildung und die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit also von unveränderter lebensgeschichtlicher Bedeutung. Die anhaltende Arbeitsmarktkrise unterminiert aber eine wichtige Bedingung für die Ausbildung persönlicher, sozialer und politischer Handlungspotentiale. Ein hinausgezögerter bzw. diskontinuierlicher Übergang in den Erwachsenenstatus kann für junge Erwachsene persönliche Krisen heraufbeschwören.

Es ist eine offene Frage, wie die Probleme des Berufsstarts die Lebenspläne und Selbstkonzepte von Jugendlichen beeinflussen. Gemäß der Sozialisations-
theorie wäre anzunehmen, daß sich die Bewältigungsstrategien je nach sozialer
Herkunft, Wertorientierung und Qualifikationsniveau unterscheiden. Mit der
anhaltenden Arbeitsmarktkrise stellen aber die Chancenstruktur des Übergangs-
systems und die jeweilige Nachfrage nach Arbeitskräften entscheidende Weichen
für die Berufsbiographien der Jugendlichen. So wäre zu erwarten, daß Berufs-
pläne und Arbeitsorientierungen, z.B. im Verlauf wiederholter erfolgloser Be-
werbungen, brüchig würden. Allerdings zeigen qualitative Studien, daß Jugend-
liche, die mit begrenzten Optionen konfrontiert sind, nicht aufgeben, sondern
ihre Berufsinteressen umdefinieren, ohne dabei ihre Kriterien für eine gute Be-
schäftigung zu ändern. Sie sind zu kurzfristigen Arrangements mit dem Arbeits-
markt bereit, um der Gefahr der Ausgrenzung zu entgehen. Ihre Bewältigungs-
strategien lassen sich nicht mehr allein aus ihrer Sozialisation erklären. Sie sind
vielmehr eine Folge des »versteckten Lehrplans« der Arbeitsmarkterfahrungen,
die die Übergänge vom Bildungs- ins Beschäftigungssystem begleiten. Wie sich
die Problemkonstellationen, denen sich Jugendliche in den drei wesentlichen
Etappen des Übergangs in das Beschäftigungssystem gegenübersehen, auf ihre
Handlungsorientierungen und -strategien auswirken, tritt in qualitativen Studien
deutlich zutage.

Erfahrungen bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz

Die Arbeitsmarkterfahrungen lassen die Arbeitsorientierungen der Jugendlichen
nicht unberührt; sie führen zu einer Spaltung zwischen den eigentlichen Ansprü-
chen an eine zufriedenstellende Tätigkeit einerseits und einer pragmatischen,
flexiblen Handlungsstrategie zur Sicherung von Ausbildungsplatz- und Beschäf-
tigungschancen andererseits. Die Ergebnisse unserer Studie in Bremen (Heinz/
Krüger u.a. 1985) legen die Annahme nahe, daß trotz der Brüche im Übergangs-
prozeß junge Leute ein Gefühl biographischer Kontinuität aufzubauen versu-
chen. Sie tun dies, indem sie Umlenkungen und Verzögerungen mit persönlichen
Wünschen und sozialen Handlungsbedingungen in Verbindung bringen. Ihre
Pläne und Handlungsweisen führen sie nicht vordringlich auf ökonomische Not-
wendigkeiten zurück, sondern auf *selbst*gewählte oder *selbst*abgelehnte Ausbil-
dungs- oder Beschäftigungsmöglichkeiten. Sie verlangen von sich selbst, alles zu
tun, um die Barrieren auf dem Arbeitsmarkt zu überwinden. So betonen sie, daß
ihre Entscheidungen für einen bestimmten Ausbildungsberuf ohne Beeinflussung
der Eltern, der Lehrer oder des Arbeitsamts getroffen wurden. Obwohl die
Mehrheit der von uns befragten Hauptschulabgänger sich entweder mit Berufen
zweiter Wahl im dualen System oder mit einer Ausbildung in schulischen Über-
gangsmaßnahmen zufrieden geben mußte, entwickeln sie eine Kontinuitätsver-
sion zwischen persönlichen Interessen und den Ergebnissen der Berufssuche.
Wir werten dies als ein Indiz für die Wirksamkeit von Selbstsozialisation. Die
Suche nach einem Berufsfeld wird mit Blick auf die Restriktion des Arbeits-
marktes immer realistischer bzw. flexibler: Je länger Jugendliche erleben
müssen, daß ihre Ausbildungsplatzsuche aussichtslos ist bzw. in schulische Aus-

bildungsprogramme umgeleitet wird, desto stärker mischt sich die Bereitschaft zur Flexibilität mit Ratlosigkeit.

Erfahrungen während der Berufsausbildung: Investitionen in eine unsichere Zukunft

Die begrenzte Möglichkeit, nach abgeschlossener Berufsausbildung von der Firma übernommen zu werden oder in die Stammbelegschaft zu gelangen, bestimmt im Verlauf der Ausbildung immer stärker die Strategien der Jugendlichen. So werden schlechte Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen nicht offen kritisiert, sondern in der Hoffnung auf eine unabhängigere Arbeitssituation nach Abschluß der Berufsausbildung hingenommen. Die meisten Auszubildenden praktizieren Wohlverhalten, um nicht die Möglichkeit zu gefährden, doch noch als Fachkraft in ihrem Betrieb übernommen zu werden. Diejenigen, die reale Möglichkeiten sehen, zur Belegschaft der Ausbildungsfirma zu stoßen, bemühen sich besonders um einen guten Ausbildungsabschluß, um gegenüber Bewerbern von außen Vorteile bei der Personalauswahl zu haben (vgl. Sfs 1984, Kärtner u.a. 1983).

Aber auch die Jugendlichen, die nicht übernommen werden, zweifeln nicht daran, daß ihre Ausbildung nützlich war: Überhaupt einen Ausbildungsabschluß zu haben, wird mehr denn je als Ausgangspunkt für eine eigenständige Berufsbiographie betrachtet. Auch diejenigen Jugendlichen, insbesondere Mädchen, die nur noch die Option wahrnehmen konnten, sich in Vollzeitschulen beruflich ausbilden zu lassen, betrachten ihre Qualifikation als Startkapital. Sie haben diese Ausbildungsprogramme nach der Schule akzeptiert, um der drohenden Arbeitslosigkeit zu entgehen. Wie Ergebnisse aus Untersuchungen in Hamburg (Friebel 1983, 1985) und unsere Studie in Bremen (Heinz/Krüger u.a. 1985) zeigen, sehen die Jugendlichen diese Option immer noch als vorteilhafter an, als Gelegenheitsarbeiten zu übernehmen oder von der Sozialhilfe abhängig zu werden.

Angesichts dieser Situation überrascht es nicht, wenn eine Untersuchung der Sozialforschungsstelle Dortmund (Sfs 1984) feststellt, daß unter Auszubildenden, Facharbeitern und arbeitslosen Jugendlichen eine starke Diskrepanz vorhanden ist zwischen Ausbildungs- und Arbeitserfahrungen einerseits und Arbeitsorientierungen andererseits. Die meisten Jugendlichen betonen die Nützlichkeit eines Ausbildungszertifikats. Sie betonen aber auch — weitgehend unabhängig von den Möglichkeiten, bestimmte berufliche Präferenzen zu realisieren —, daß ihnen sinnvolle Arbeit wichtiger ist als Einkommen und Arbeitsplatzsicherheit. Sie wünschen sich eine Berufssituation, die nicht auf Kosten ihres Privatlebens geht; sie formulieren damit den Anspruch, daß die Identifikation mit einer sinnvollen Arbeit nicht zu Lasten des gesamten Lebenszusammenhangs gehen darf. Diese Ansprüche widersprechen jedoch den objektiven Arbeitsmarktbedingungen, die zu Lasten des Privatlebens gehen.

Erfahrungen mit Arbeit und Arbeitslosigkeit: Die Auswirkungen der Arbeitsmarktkrise

Die subjektive Bedeutung der Arbeit hängt sowohl vom Spektrum der Optionen für eine Berufsausbildung und Erwerbstätigkeit als auch von den Lebensvorstellungen ab, die Jugendliche während ihrer Statuspassage zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem entwickelt haben. Wie Baethge u.a. (1985) durch qualitative Interviews mit jungen Frauen und Männern herausgefunden haben, dominieren bei beschäftigten jungen Erwachsenen — im Gegensatz zu den Ergebnissen von Umfragestudien, die von einer Erosion der Arbeitsorientierung sprechen — Lebenskonzepte, die auf Arbeit und Beruf zentriert sind. Diese Konzeptionen hängen eng mit dem bisherigen Verlauf der Ausbildungs- und Berufsbiographie zusammen. Die meisten Jugendlichen mit einem »arbeitsorientierten Lebenskonzept« rekonstruierten ihren Übergang von der Schule in die Beschäftigung als eine gradlinige Entwicklung; jene, die sich eher auf Familie und Freizeit orientieren, blicken auf eine diskontinuierliche und wenig erfolgreiche Ausbildungs- bzw. Erwerbsbiographie zurück. Naheliegender ist, die Dominanz einer auf Familie oder Freizeit bezogenen Lebenskonzeption als Ergebnis enttäuschender Arbeitsmarkterfahrungen zu interpretieren — nämlich als Rückzug von der Identifikation mit der vorgefundenen Arbeitssituation. Einen anderen Erklärungsversuch machen die Verfasser der Sfs-Studie (1984): sie vermuten, daß heute die Jugendlichen Arbeit immer auch aus der Blickrichtung ihres Privatlebens beurteilen. Beide Argumentationslinien zusammengenommen lassen vermuten, daß die Lebenskonzepte der jungen Erwachsenen nicht eindimensional sind, sondern eine widersprüchliche Kombination von Bezügen zur Arbeit und Qualifizierung und zum privaten Lebenszusammenhang enthalten. Jugendliche aus unterschiedlichen sozialen und bildungsbezogenen Lebenszusammenhängen unterscheiden sich also nicht so sehr im Hinblick auf ihre Arbeitsansprüche, sondern in den Möglichkeiten und Strategien, ihre Erwartungen zu realisieren.

Obwohl die herangezogenen Untersuchungen nicht statistisch repräsentativ sind, umfassen sie insgesamt mehr als 700 junge Männer und Frauen verschiedener sozialer Herkunft, unterschiedlicher Bildungs- und beruflicher Position, die in verschiedenen Arbeitsmarktregionen der Bundesrepublik interviewt wurden. Wir können daher davon ausgehen, daß wir damit über ein recht realistisches Bild von den Problemsituationen und Orientierungsmustern von Jugendlichen an verschiedenen Stationen ihres Übergangs von der Ausbildung in die Beschäftigung verfügen. Daraus ziehe ich die Folgerung: Anstatt Erklärungen beim Wertewandel oder bei Defiziten der Jugendlichen zu suchen, muß sich arbeits- und berufsbezogene Jugendforschung auf das Zusammenspiel zwischen ökonomischen und sozialen Bedingungen einerseits und individuellen Orientierungen und Handlungsweisen andererseits konzentrieren. Ein Konzept, das sich auf die Chancenstruktur bezieht, die die Ausbildungs- und Beschäftigungsperspektiven der Jugendlichen beeinflußt, ist für ein Verstehen der Übergangsprobleme angemessener als Begriffe wie »Arbeitsmotivation«, »arbeitsbezogene Fähigkeiten« oder »Berufsreife«. Unter dem Gesichtspunkt der tatsächlichen Erfahrungen der jungen Leute sind die Ausbildungs- und Rekrutierungsstrategien der Unter-

nehmen und nicht ein Mangel an beruflichen Zielsetzungen oder Qualifikationen für ihre Berufslaufbahn entscheidend. Den meisten von ihnen sind die Risiken des Arbeitsmarktes bewußt, und daher versuchen sie, ihre Statuspassage in das Beschäftigungssystem mit einer Handlungsorientierung zu bewerkstelligen, die Realismus und Flexibilität kombiniert.

Selbstsozialisation und der Umgang mit Ausbildungs- und Beschäftigungsrisiken

Vor beinahe zehn Jahren hat Lutz (1979) die nicht intendierten Folgen der Bildungsexpansion als eine »kaskadenhafte Entwertung von Bildungsabschlüssen« bezeichnet, die sich aus dem starken Anstieg von Realschul- und Gymnasialabschlüssen ja auch ergeben hat. Heute hat sich diese Situation auf die Entwertung der Abschlüsse im beruflichen Bildungssystem ausgeweitet. Diese »Verwertungskrise der Facharbeit« (Kloas 1985) kann zu Einbrüchen in den subjektiven Qualifizierungs- und Berufsplänen der Jugendlichen führen. So können wir mit Bourdieu (1987) von einer »geprellten Generation« sprechen, da sich in den achtziger Jahren der Tauschwert der Bildungszertifikate der Jugendlichen für qualifikationsentsprechende Arbeitsmöglichkeiten und Berufsverläufe stetig verschlechtert hat. Desillusionierung, Verweigerungstaktiken und Arbeitsunlust von Jugendlichen in den siebziger Jahren wurden von Bourdieu als Ergebnis des strukturbedingten Auseinanderklaffens von Aspiration und Chancen erklärt. Heute dominieren Reaktionsweisen der Jugendlichen, die eine Mischung aus Anpassungsstrategien und Qualifikationsbemühungen darstellen. Die anhaltende Arbeitsmarktkrise macht die Verwertung schulischer und beruflicher Bildungsabschlüsse immer schwieriger und veranlaßt die Jugendlichen zu individuellen Handlungsstrategien. Jedoch haben die sozialen Herkunftsmilieus die Jugendlichen mit unterschiedlichen Strategien ausgestattet: Diejenigen aus den mittleren und oberen Sozialschichten versuchen, einem sozialen Abstieg dadurch zu entgehen, daß sie durch weiterführende Bildungsprozesse an die spezifischen Laufbahnen ihrer sozialen Herkunftsschicht Anschluß bekommen. Anders die Jugendlichen aus den unteren Sozialschichten, deren Verhalten durch individuelle Abwehrstrategien gegen die drohende soziale Marginalisierung gekennzeichnet ist.

Die strukturbedingte Instabilität der beruflichen Werdegänge erschwert jedoch letztlich für eine zunehmende Zahl von Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Entwicklung einer sozialen und personalen Identität, wie dies in der Prosperitätsphase durch die realisierbaren Normalbiographien möglich war. Diese Situation verweist »die Akteure kraft einer Bewegung, der nichts Persönliches anhaftet, vom Boden der Krise und Kritik der Gesellschaft zurück auf den Boden der Kritik und Krise der Person.« (Bourdieu 1987, 260f.)

Wie verträgt sich diese Einschätzung mit dem in den diskutierten Jugendstudien verzeichneten Bedeutungsgewinn der Kriterien »Arbeitsinhalt« und »privater Lebenszusammenhang«? Bourdieu verweist auf eine Antwort: Der in diesen Ansprüchen an die Arbeit eingelagerten Kritik an den Arbeitsverhältnissen wird durch die Erfahrungen der Ausbildungs- und Arbeitssuche die Spitze

abgebrochen. Die vielfachen Umlenkungen und Sackgassenausbildungen, die qualifikationsfremden und häufig nur kurzfristigen Beschäftigungsmöglichkeiten und nicht zuletzt die permanent steigenden Qualifikationsanforderungen vermitteln vielen Jugendlichen äußerst zwiespältige Sozialisationserfahrungen: Es wird von ihnen Anpassung und *gleichzeitig* Selbstbehauptung verlangt.

Die Entwertung von Bildungsabschlüssen und die Arbeitsmarktlage führen nicht nur zu einer Verlängerung der Jugendphase, sondern auch zu einer verschärften Konkurrenz um ausbildungsangemessene Arbeitsplätze. Diese strukturellen Problemlagen eröffnen nun ein Spektrum von risikobehafteten Handlungsoptionen, für die es erst ansatzweise sozial vorgezeichnete und kulturell legitimierte Entscheidungsregeln gibt. Für das Bewußtsein und Handeln der Jugendlichen bringen diese Konstellationen höhere Anforderungen an eigenverantwortliches Handeln mit sich, wodurch geschlechts- und schichtabhängige Muster der Erfahrungsverarbeitung allmählich an Orientierungswert verlieren dürften. Dies ist der sozialpsychologische Aspekt der gesellschaftlichen Individualisierung, die nach Beck (1986) mit sich bringt, für die Lebensgestaltung selbst zuständig zu werden und Entscheidungen zu treffen, deren Konsequenzen nicht zu antizipieren, aber individuell zu verantworten sind. Diese Individualisierungstendenz kommt einerseits den Ansprüchen nach Selbständigkeit und Selbstverwirklichung entgegen, belastet andererseits aber mit den Folgen fehlgeschlagener Reparaturversuche diskontinuierlicher Ausbildungs- und Berufsverläufe. Die wachsenden Risiken, die aus der Labilisierung der Übergänge entstehen, haben bislang noch nicht zum Abschied von beruflichen Lebensplänen und zu Einbrüchen des individuellen Selbstvertrauens geführt. Die Ergebnisse der diskutierten Untersuchung lassen vielmehr vermuten, daß sich die Mehrheit der Jugendlichen nicht auf eine resignative Haltung zurückdrängen läßt, sondern durch ihre Handlungsweisen gleichsam einen Mikrokosmos psychosozialer Reparaturen von Strukturbrüchen aufbaut, in dem ein breites Spektrum von Anpassungs- und Innovationsstrategien vorhanden ist.

Jugendliche entwickeln persönliche Zuständigkeit, führen Entscheidungen auf den eigenen Antrieb zurück und schreiben sich damit auch die Verantwortung für deren Konsequenzen zu. Somit entstehen vor allem pragmatische Handlungskonzepte, die mit einem subjektiven Aufschub von Lebensplänen und beruflichen Karriereerwartungen vereinbar sind: Arrangements mit den Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt und im Betrieb werden eingegangen, ohne aber die Ansprüche auf eine sinnvolle, mit dem Privatleben vereinbare Arbeitstätigkeit aufzugeben.

Diese pragmatische Lebenseinstellung scheint mir ein Ergebnis von Prozessen der *Selbstsozialisation* zu sein. Mit dieser Konzeption ist eine gleichsam vorbildlose subjektive Verarbeitungsform sozialer Anforderungen und Optionen gemeint, in der sich Strategien der materiellen Selbstreproduktion und der Selbstbehauptung kombinieren. Sie führt zu gedanklichen und affektiven Neutralisierungen objektiver Abhängigkeit, schafft ein subjektives Unabhängigkeitsgefühl und erhöht die Handlungsfähigkeit auf dem Arbeitsmarkt und im betrieblichen Arbeitszusammenhang. Durch Selbstsozialisation gelingt es, ein Verhältnis zu Arbeit und Betrieb zu entwickeln, das ich durch folgende fünf Merkmale kennzeichnen möchte:

- Es dominieren Arrangements zwischen subjektiven Wünschen und Interessen einerseits und den Anforderungen von Arbeitsmarkt- und Berufsverläufen andererseits. Dies beruht auf einer realitätsbezogenen Abwägung von Risiken und Chancen arbeitsbezogener Handlungsweisen im Kontext des gesamten Lebenszusammenhangs.
- An die Stelle langfristig geplanter Qualifizierungs- und Berufsverläufe treten kurz- und mittelfristige Strategien zur Optimierung des individuellen Ertrags bzw. zur Minimierung von Risiken. Im Mittelpunkt steht dabei die Anwendung von Heuristiken, also von Problemlösungsverfahren und weniger die Aufstellung und systematische Verfolgung von Plänen. Dabei werden individuelle Lösungen ausprobiert und keine vorgefertigten Lösungswege beschritten.
- Im Interesse der Selbstbehauptung werden Fähigkeiten zur flexiblen Chancenwahrnehmung entwickelt; dies bedeutet, daß das spezifische Interesse an Arbeitsinhalten nur auf Zeit zugelassen und affektive Distanz gegenüber Arbeitstätigkeit und Betrieb gehalten wird.
- Als zentrales Verarbeitungsmuster der Arbeitsmarkt- und Berufsanforderungen wird durch Selbstsozialisation die Eigenverantwortung, der Anspruch auf Autonomie und Selbstverwirklichung verankert.
- Diese Form der beruflichen Identitätsbildung ist allerdings stets gefährdet, da ihre Kehrseite die Zuschreibung von Selbstverantwortung für Mißerfolge ist.

Wir erinnern uns, daß die neuen Produktions-, Büro- und Verwaltungskonzepte bei anhaltender Massenarbeitslosigkeit Chancen auf individuelle Selbstverwirklichung nur für einen Teil der Berufsanfänger eröffnen. So erweist sich für die Mehrzahl der Jugendlichen die Individualisierung als formales, ideologisches Modernisierungsversprechen, da sich auf der konkreten Ebene von Arbeit und Betrieb die Widersprüche zwischen Handlungschancen und Eigenverantwortung zuspitzen. In dieser Situation führt die Selbstsozialisation zur Aneignung von ad-hoc-Handlungsstrategien, die der Risikominimierung dienen sollen. Sie ersetzt damit tendenziell die schicht- und familienspezifischen Sozialisationsprozesse, die auf die Verinnerlichung des kulturellen Erbes und lebenslang wirksamer moralischer Überzeugungen angelegt sind. Berufliche Selbstsozialisation führt demgegenüber zu einer säkularisierten Form der personalen Arbeitsethik; sie ist nicht mehr durch die Anerkennung der sozialen Gemeinschaft und durch die Erfüllung von ethischen Lebensprinzipien motiviert, sondern durch die individuelle Bewältigung der Anforderungen einer Risikogesellschaft. Diese Aneignungsform der Arbeitswirklichkeit breitet sich dann aus, wenn die Kontinuität gesellschaftlicher Deutungs- und Wissensvorräte zwischen und innerhalb von Generationen für die Lösung von Arbeits- und Berufsproblemen nicht mehr unterstellt werden kann. Damit wird aber eine erfolgreiche Persönlichkeitsentwicklung im Jugendalter, die Ausbildung einer stabilen sozialen Identität, gefährdet. Die Kontinuität des Selbsterlebens ist von Lebensbedingungen und Erfahrungsmustern abhängig, die zu einem selbständigen, die biographische Vergangenheit und soziale Zukunft integrierenden Handeln befähigen. Die Handlungsbedingungen, die die Jugendlichen auf dem Arbeitsmarkt und im Betrieb vorfinden, stellen jedoch hohe Anforderungen an eine Identitätskonstruktion auf der Basis

von Berufsarbeit; sie können sogar der Entstehung stabiler psychosozialer Identität abträglich sein.

So fördern die allgemeinen Lebensumstände und die Unwägbarkeiten der Arbeitsexistenz eine pragmatische Handlungsorientierung, die die Flexibilitätsanforderungen von Arbeitsmarkt und betrieblichem Arbeitskräfteeinsatz spiegelt. Dies kann unter den Jugendlichen zu einer narzißtischen Mentalität distanzierter Anpassung und überhöhten Selbstwertgefühls führen. Dieser Gefahr wird von denjenigen Jugendlichen begegnet, die trotz Bildungs- und Beschäftigungsrisiken nach Kontrollmöglichkeiten über ihre Handlungsbedingungen suchen, um sich zu verselbständigen und berufliche Kontinuitätsperspektiven aufzubauen. Diese Tendenz kommt in den Beschäftigungspräferenzen junger Fachkräfte zum Ausdruck (vgl. Herget u.a. 1987). Als ideale Arbeitssituation stellt sich die Mehrheit von ihnen eine Halbtags­tätigkeit mit der Möglichkeit gezielter beruflicher Weiterbildung vor. So erweist sich die Durchsetzung einer qualifikationsorientierten Arbeitszeitverkürzung auch im Hinblick auf die Zukunft der Jugendlichen, insbesondere für die Realisierung ihrer Ansprüche nach Selbstverwirklichung und Lebensqualität, als ein zentraler Hebel.

Literaturverzeichnis

- Baethge, M., u.a.: 1985: Arbeit und Gewerkschaften. Erste Ergebnisse aus dem Projekt »Jugend und Krise«. Göttingen
- Baethge, M., und H. Oberbeck 1986: Zukunft der Angestellten. Frankfurt/M., New York
- Beck, U., 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.
- Bourdieu, P., 1987: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.
- Friebel, H. (Hrsg.), 1983: Von der Schule in den Beruf. Opladen
- ders. (Hrsg.), 1985: Berufliche Qualifikation und Persönlichkeitsentwicklung. Opladen
- Heinz, W.R., H. Krüger u.a., 1985: Hauptsache, eine Lehrstelle. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim, Basel
- Heinz, W.R., 1985: Jugend und Arbeit: Kontinuität und Diskontinuität. In: D. Baacke/W. Heitmeyer (Hrsg.): Neue Widersprüche: Jugendliche in den 80er Jahren. Weinheim
- Herget, H., u.a., 1987: Berufsausbildung abgeschlossen — was dann? West-Berlin
- Kärtner, G., u.a., 1983: Anpassungsprozesse in der beruflichen Erstausbildung. In: dies. (Hrsg.): Ausbildung und Arbeitsplatzrisiko Jugendlicher. München
- Kern, H., und M. Schumann, 1984: Ende der Arbeitsteilung? München
- Kloas, P., 1985: Nach der Lehre arbeitslos — Konsequenzen für die Berufsorientierung. In: Kaiser, M., u.a. (Hrsg.): Berufliche Verbleibsforschung in der Diskussion. Bd. 1. Nürnberg
- Lutz, B., 1979: Die Interdependenz von Bildung und Beschäftigung und das Problem der Bildungsexpansion. In: Matthes, J. (Hrsg.): Sozialer Wandel in Westeuropa. Frankfurt/M., New York
- Sfs 1984 = Sozialforschungsstelle Dortmund: Jugend, Ausbildung und Beruf. Projektbericht, 2 Bde., Dortmund

Rainer Zoll

»Nicht so wie unsere Eltern«

Hypothese eines neuen kulturellen Modells

Die Untersuchung der »Arbeitsorientierungen von Jugendlichen«* endet mit einer empirisch und theoretisch begründeten Hypothese, die lautet: Bei den Jugendlichen sind die Umrisse eines neuen kulturellen Modells sichtbar, das sich im Laufe seiner Durchsetzung noch verändern wird, aber dessen Strukturen im Großen heute schon erkennbar sind. Diese Hypothese gewinnt erheblich an Gewicht durch ähnliche Ergebnisse von parallel durchgeführten Forschungsprojekten in Belgien und Italien sowie durch den Vergleich mit sozialwissenschaftlichen Untersuchungen in den USA und Kanada.

Daniel Yankelovich spricht für die USA von einer »kulturellen Revolution«, deren wesentliche Strukturmerkmale mit dem neuen kulturellen Modell übereinstimmen, das wir bei den Jugendlichen in der Bundesrepublik festgestellt haben. Er beschreibt den sozialen Austausch im alten kulturellen Modell als unter anderem durch einen impliziten Kontrakt des »Gebens und Nehmens« gekennzeichnet, dessen Regeln in etwa auch für das alte kulturelle Modell in Deutschland gelten:

»Ich arbeite hart, gebe Loyalität und Beständigkeit. Ich schlucke meine Frustration und unterdrücke meinen Impuls, das zu tun, was ich gern tun würde, und tue statt dessen, was von mir erwartet wird. Ich stelle mich nicht an die erste Stelle. Ich stelle die Nöte und Bedürfnisse anderer vor meine eigenen. Ich gebe eine Menge, aber was ich bekomme, ist es auch wert. Ich

* Den Kern des empirischen Materials bilden 53 Interviews mit männlichen und weiblichen Jugendlichen in den Jahren 1984 bis 1986. Unsere Zufallsstichprobe umfaßt: männliche und weibliche Jugendliche, die als Angestellte im öffentlichen Dienst arbeiten, die an Arbeitsplätzen mit neuer Technologie tätig sind, die in sogenannten alternativen Betrieben arbeiten und die in der Metallindustrie als angelernte Arbeiterinnen und Arbeiter tätig sind. Facharbeiterinnen sind in der Metallindustrie noch so selten, daß wir uns auf eine Gruppe von Facharbeitern beschränkt haben. Drei weitere kleine Gruppen bestehen aus »Prekären«, d. h. im Prinzip arbeitslosen Jugendlichen, die sich aber zum Teil in Ausbildungsmaßnahmen des Arbeitsamtes befinden. Es handelt sich um männliche Jugendliche mit abgeschlossener Berufsausbildung und um männliche und weibliche Jugendliche ohne Berufsausbildung. — Die Interviews waren freie Gespräche mit in etwa den folgenden Themenschwerpunkten: Arbeit, Freizeit, schulischer und beruflicher Werdegang, kurz: im wesentlichen soziobiographische Interviews. Im Zentrum der Auswertung stand die kollektive tiefenhermeneutische Interpretation von knapp 20 Interviews. Dieses Interpretationsverfahren orientierte sich an der von Ulrich Oevermann entwickelten objektiven Hermeneutik (Oevermann u. a. 1979). — Die Forschergruppe hatte sich dieses Verfahren während der Arbeit an dem Projekt »Arbeiterbewußtsein in der Wirtschaftskrise« angeeignet (Zoll 1981 und 1984a) und in einen eigenen Bezugsrahmen gestellt. In der Arbeit an dem Projekt »Arbeitsorientierungen von Jugendlichen« haben sich die theoretischen und methodologischen Reflexionen, die im Rahmen des Projekts »Arbeiterbewußtsein in der Wirtschaftskrise« angestellt wurden, als überaus fruchtbar erwiesen (vgl. Zoll 1984b). — Die Forschergruppe bestand aus Henri Bents, Heinz Brauer, Hans-Hermann Braune, Jutta Flieger, Enno Neumann, Mechtild Oechsle und Rainer Zoll. Der Untersuchungsbericht erscheint im Westdeutschen Verlag, Opladen/Wiesbaden 1988.

habe einen ständig wachsenden Lebensstandard und ein Familienleben mit einer ergebenen Gattin und lieben Kindern. Unsere Kinder werden sich um uns in unserem Alter kümmern, wenn wir das wirklich brauchen, was Gottseidank wahrscheinlich nicht der Fall sein wird. Ich habe ein schönes Heim, einen guten Job, erfahre die Anerkennung meiner Freunde und Nachbarn. Ich habe das Gefühl, etwas in meinem Leben erreicht zu haben.« (Yankelovich 1981, 9)

Die Krise des alten kulturellen Modells wird von Soziologen unter dem Stichwort »Krise der Normalität« diskutiert. Diese Diskussion geht von der Deregulierung objektiver Strukturen wie zum Beispiel der Normalarbeitszeit und dem Normalarbeitsverhältnis aus. Fragmentierung, Flexibilisierung und Differenzierung verändern diesen Aspekt der Normalität. Die Krise der Normalbiographie bezeichnet den subjektiven Aspekt der Auflösung von Normalität: Zwar werden immer noch Söhne von angelernten Arbeitern Facharbeiter, und Söhne von Facharbeitern werden Techniker oder Ingenieure. Aber was gestern als allgemeine Regel galt, ist heute keine Norm mehr: Der Fächer der beruflichen Möglichkeiten ist weit geöffnet, und zugleich sind die Chancen eines beruflichen Erfolges außerordentlich prekär geworden.

Die meisten Jugendlichen sind heute nicht mehr in der Lage, einen Beruf zu wählen, akzeptieren ihn mehr oder minder widerwillig, weil das Arbeitsamt, die Eltern oder eine andere Instanz ihnen rät, diesen Beruf zu lernen oder/und auszuüben. Vor der Krise der Normalität war die Perspektive einer beruflichen Entscheidung in der Regel langfristig. Es herrschte die Vorstellung vor, daß es eine Entscheidung für das Leben war. Heute sagen uns die Jugendlichen, daß sie in einigen Jahren einen anderen Beruf ausüben wollen.

Frage: »Aber können Sie sich vorstellen, daß Sie das das ganze Leben machen?«

Antwort: »Also mit Schrecken hab ich da schon dran gedacht; das noch 30 Jahre zu machen, finde ich schrecklich. Bis jetzt kann ich mir das noch nicht so vorstellen.«

Das hängt natürlich auch damit zusammen, daß nur eine kleine Minderheit in der Lage ist, ihren Traumberuf auszuüben.

Ein anderes Beispiel stammt aus unserer Untersuchung über die Reaktion von Arbeitern auf die Wirtschaftskrise (Zoll 1981 und 1984). Zur Normalität der Lebenswelt der Arbeiter gehörte im alten kulturellen Modell die Gewerkschaft. Das bedeutete keineswegs, daß alle Arbeiter sich gewerkschaftlich organisierten — im Gegenteil. Aber sie hielten fast immer die Gewerkschaft für eine Notwendigkeit. Die Gewerkschaft gehörte zu ihrer Welt. So war es für einen Arbeitersohn, der selbst als Arbeiter tätig war, normal, in die Gewerkschaft einzutreten, wenn er in einer mittleren oder großen Fabrik arbeitete und daraufhin angesprochen wurde. Er mußte nicht erst lange überzeugt werden.

Das Verhältnis der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter zur Gewerkschaft war durch »Loyalität« bestimmt. Loyalität nannten wir eine kollektive Interessenorientierung, die die Vertretung der eigenen Lohnarbeiterinteressen an den gewerkschaftlichen Apparat delegiert, mit einer spezifischen Konflikt- und Folgebereitschaft, die für die praktische Gewerkschaftspolitik außerordentlich bedeutsam war. Die Haltung der westdeutschen Arbeiter zur Gewerkschaft wurde in den sechziger und siebziger Jahren im wesentlichen durch diese spezifische Form von Konflikt- und Folgebereitschaft bestimmt.

In der Wirtschaftskrise haben wir einen bedeutsamen Niedergang der Loyalität, ihre Reduktion auf die einfache Delegation beobachtet, d.h., daß für viele Arbeiter die Gewerkschaft nichts anderes mehr ist als — wie schon in den frühen sechziger Jahren beschrieben — ein Versicherungsverein. Im Rahmen unserer Studie über »Arbeiterbewußtsein in der Wirtschaftskrise« haben wir diesen Verfall der Loyalität vor allem als eine Reaktion auf die Wirtschaftskrise, auf die Arbeitslosigkeit erklärt. Heute fügen wir dieser Erklärung einen weiteren Aspekt hinzu: Wir betrachten die Loyalität als die Normalität des Verhältnisses von Mitgliedschaft und Gewerkschaft im alten kulturellen Modell; die Krise der Loyalität ist also ebenfalls ein Element der Krise der Normalität. Ebenso müssen wir feststellen, daß für die Jugendlichen die Gewerkschaft nicht mehr unhinterfragt zur Lebenswelt gehört. Es ist nicht mehr normal, daß ein junger Arbeiter fraglos, diskussionslos in die Gewerkschaft eintritt. Er muß erst von der Notwendigkeit der Gewerkschaft überzeugt werden.

Im Kern des alten kulturellen Modells stand — hier stimmen wir wiederum mit Yankelovichs Analyse für die USA überein — der Begriff der Selbstverleugnung. »Ich opfere mich. Meine Kinder sollen es einmal besser haben!« Im Zentrum des neuen kulturellen Modells steht dagegen ein neues Verhältnis der Individuen zu sich selbst — eine neue Form dessen, was Michel Foucault »die Sorge um sich« nennt. Selbstverleugnung wird durch Selbstverwirklichung ersetzt. Feld der Selbstverwirklichung ist nicht mehr — oder nur noch in einem spezifischen Verhältnis zum Selbst — die äußere Welt, sondern die eigene Person, Seele und Körper. Eine solche Suche nach Selbstverwirklichung ist uns nicht unbekannt. Die große Literatur hat immer wieder Beispiele beschrieben. Das Neue, Überraschende ist aber der Massencharakter der Suche nach Selbstverwirklichung, ist ihre Verallgemeinerung, die vor allem, aber keineswegs nur bei den Jugendlichen, festzustellen ist. — Im alten kulturellen Modell fanden die Jugendlichen in der »Normalität« ein Bezugssystem, das für sie in der Phase der Ausbildung der Ich-Identität überaus wichtig war. Heute fühlen sie sich in der Suche nach einer eigenen Identität auf sich selbst zurückgeworfen. Die Schwierigkeiten der Identitätsfindung wurden oft thematisiert; heute ändern sie ihren Charakter und werden durch das Fehlen von Normen, die zuvor durch die Lebenswelt, zum Beispiel durch die Arbeitskultur, bereitgestellt wurden, enorm gesteigert. Ulrich Beck hat mit Nachdruck auf das Fehlen solcher Bezugssysteme in seinem Beitrag »Jenseits von Stand und Klasse« hingewiesen (Beck 1986).

Die wichtigste Konsequenz ist die Individualisierung. Selbstverwirklichung bedeutet ja, daß das Individuum die Suche nach der Identität und damit auch die Ausbildung der Individualität im ständig erneuerten Bezug auf sich selbst vorantreibt.

»Ja, daß sich das generationsmäßig entwickelt ... Daß es eben nicht mehr so ist, daß man eben nur für die Familie da ist, wie es eben früher war. Daß man heute schon mehr an sich selber denkt. Ich glaube, das ist gesellschaftlich auch schon irgendwo mitbedingt oder so, nicht ... Daß das nicht nur in einigen sondern heute im allgemeinen schon abläuft.«

»Nur für die Familie dasein« — dies beschreibt die Lebensform der Eltern, ein kulturelles Modell, dessen Selbstverständlichkeit (»wie es eben früher war«) obsolet geworden ist. Anstatt nur für die Familie dazusein, rückt die Pflege der

eigenen Individualität ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Zu den neuen Selbstverständlichkeiten gehört, »daß man mehr Zeit für sich selber hat«, »daß man schon mehr an sich selber denkt«, daß jeder »irgendwo seine Freiheiten braucht«.

Yankelovich und Beck weisen beide darauf hin, daß im Kern der Suche nach Selbstverwirklichung eine neue Ethik steht, die unter anderem beinhaltet, daß das Individuum Pflichten gegenüber sich selbst hat. Die oberflächliche journalistische und oft auch politische Interpretation dieser »Pflicht gegenüber der eigenen Person« als Egoismus, Narzißmus — oder sehr verbreitet: als egoistischer Individualismus — geht an der eigentlichen Problematik vorbei, denn sie mißachtet die Notlage der Individuen, die eine Identität ohne ein soziales Bezugssystem ausbilden müssen; sie verkennt auch, daß die neue Art des Selbstbezugs ein neues Verhältnis der Individuen zur Gesellschaft einschließt, daß nur die Perspektive sich geändert hat, daß Selbstverwirklichung eine andere, vielleicht sogar eine bessere Grundlage für dieses Verhältnis darstellt als Selbstverleugnung. Unter diesem Blickwinkel erhält die Individualisierung eine ganz andere Bedeutung als diejenige, die ihnen die neokonservative Philosophie und Politik zuschreibt.

Die sozio-kulturelle Entwicklung, die mit dem Stichwort »Suche nach Selbstverwirklichung« bezeichnet wird, bewirkt, daß die Jugendlichen eine kritische Generation in einem neuen Sinn sind. Ihre Kritik ist nicht mehr direkt politisch wie in der Studentenbewegung 1968 und danach, es ist vielmehr eine Kritik des Alltagslebens. Diese Kritik zeigt sich auch darin, daß nur noch Minderheiten Ersatzlösungen in der Form von traditionellen kollektiven Identitäten akzeptieren, wie sie von religiösen und politischen Sekten angeboten werden. Wichtiger für unsere Untersuchung ist aber, daß diese Kritik Teil der Dynamik ist, die zur Auflösung der Normalität führt.

Sie bezieht sich u.a. in besonders intensiver Weise auf die Muster beruflicher und sozialer Rollen. So ist die Kritik des Politikers, den seine Jugendfreunde nicht mehr wiedererkennen, schon fast ein Stereotyp der neuen Kultur. Die meisten Jugendlichen lehnen vehement solche Rollen ab, denn sie spüren, durchaus nicht unberechtigt, die Gefahr, daß deren Übernahme zu einer Veränderung ihrer Identität führen würde. Häufig ist die Ablehnung solcher Rollenmuster mit der Kritik ihrer Eltern verbunden. Einige Jugendliche ziehen es sogar vor, in beruflich prekären, ja marginalisierten Situationen zu leben, um nicht ihre Träume und Selbstentwürfe aufgeben zu müssen. Hier zeigt sich wiederum das existentielle Auf-sich-selbst-Zurückgeworfensein der Jugendlichen in der Suche nach Ich-Identität. Was sie hierin von früheren Generationen unterscheidet, ist das Bewußtsein ihrer Lage, die Selbstreflexivität.

Ein Interviewter sagt zum Beispiel, daß sie »die erste Generation sind, die sich selbst erzogen hat«, das heißt, er drückt mit dem Widersinn der Selbsterziehung die Ablehnung der elterlichen Bezugssysteme und das Auf-sich-selbst-Zurückgeworfensein aus. Der Bruch mit den Eltern erhält andere kulturelle Bedeutung, weil er sich nicht mehr nur auf die unmittelbaren Wünsche, Vorstellungen und Befehle der Eltern bezieht, sondern auf die hinter diesen liegenden Sinnstrukturen des alten kulturellen Modells. Yankelovich sieht darin, daß die Jugend-

lichen die Träume ihrer Eltern verwirklichen, auch ein Moment von Kontinuität, aber das bedeutet natürlich für die Lebenspraxis einen Bruch.

Dieser Bruch und das Neue, Nichttradierte ihrer Lebenssituation zeigen sich auch in der Notwendigkeit, die die Jugendlichen verspüren, alle Formen der Lebenspraxis zunächst auszuprobieren; das betrifft Beruf oder berufliche Arbeit ebenso wie Lebensstile, Beziehungen ebenso wie Freizeitaktivitäten. »Ausprobieren« ist ein Topos der Jugendlichen. In ihrer Lebenswelt ist nichts mehr selbstverständlich gegeben, außer vielleicht die Form, in der und durch die sie ihre Probleme bearbeiten. Diese Form ist die Kommunikation. Sie ist eine Grundhaltung geworden, ein Grundbedürfnis, das viel dringlicher ist als früher.

Die neue kommunikative Kultur kann jedermann leicht testen. Wenn wir Eltern von Jugendlichen im Alter von 16 bis 25 Jahren fragen, wie es war, als sie sich abends mit ihren gleichaltrigen Freunden treffen wollten, dann werden die Eltern zuerst die Frage nicht verstehen, weil die Art des Treffens für sie völlig selbstverständlich war, und dann doch antworten, daß sie sich, meist problemlos und schnell, auf eine Uhrzeit und einen Ort geeinigt haben und sich dann halt zum Beispiel um 20 Uhr in einem Café getroffen haben. Dann aber werden die Eltern schildern, wie eine solche Verabredung bei ihren Kindern abläuft, und sie werden erstaunt entdecken, daß alles anders ist. Heute findet ein intensiver kommunikativer Prozeß mit vielen Ungewißheiten statt. Irgendwann am Nachmittag, manchmal früher, beginnt in der Clique, der Peer-group, ein Prozeß des Telefonierens, der Vermutungen, des Andere-Aufsuchens, der Vereinbarungen, kurz: der Kommunikation, der meist nach Stunden abends damit endet, daß sich die Gruppe endlich trifft. Kommunikation, die früher eher problemlose Verständigung war, ist nun schwierig, ist mühsam geworden, macht aber Spaß, wenn sie dann doch klappt.

Alles ist zum Gegenstand der Kommunikation geworden, weil nichts mehr sicher ist. Alles muß sich in und durch die Kommunikation legitimieren — ob es sich nun um ein Treffen am Abend oder den Beitritt zur Gewerkschaft, um eine berufliche Entscheidung oder den Glauben an Gott handelt. So sagt uns zum Beispiel ein Jugendlicher, daß er sehr lange und sehr intensiv mit jemandem sprechen, mit ihm über alles reden muß, um eine Vertrauensbasis zu finden.

»Aber was mir halt immer wichtig ist, das ist der Kontakt zu den Leuten. Also mit denen zu reden, mit denen zu spielen, mit denen also irgendwas zu machen, um die ganz genau kennenzulernen. Das ist für mich wirklich wichtig, weil ich dann weiß, dem kann ich was erzählen, und die können mir was erzählen und so, daß eine totale Vertrauensbasis da ist.«

In den Subsystemen der vorhergehenden Lebenswelt, zum Beispiel in der Lebenswelt einer bestimmten Sportart oder in der gewerkschaftlichen Welt, war eine Vertrauensbasis von vornherein gegeben; sie war der Kommunikation gewissermaßen vorgelagert. Heute muß sie erst in der Kommunikation selbst erarbeitet werden.

Die Kommunikation ist ein so starkes Bedürfnis geworden, weil sie nicht mehr selbstverständlich ist, weil die menschlichen Beziehungen diffiziler und prekärer geworden sind. Es genügt, an die steigende Scheidungsrate zu denken. Wenn heute das englische Wort »Single« in viele Sprachen eindringt, dann einfach deshalb, weil das gesellschaftliche Phänomen des Alleinlebens sich ausbreitet. Die

intakte Familie des alten kulturellen Modells ist in der Krise. Eine Beziehung zwischen Frau und Mann muß sich im neuen Modell immer von neuem legitimieren. Dazu kommt in der augenblicklichen Phase, daß sich die Partner selten im selben Stadium des Übergangs von einem Modell zum anderen befinden, was die Notwendigkeit der Kommunikation verstärkt, aber sie auch erheblich erschwert. In den Berichten der Jugendlichen zeigen sich solche Schwierigkeiten in vielen Diskussionen über das Verhältnis von Berufsarbeit und Hausarbeit oder auch über einen Kinderwunsch. So schildert Roswitha die Beziehung zu ihrem Verlobten, in der sie trotz zahlreicher Konflikte am Ideal der kommunikativen Verständigung festhält.

»Also ich kann da ohne weiteres meine Position darlegen und er auch seine, und ich kann das auch akzeptieren; aber trotzdem behalte ich auch meine Position und er seine. Wir ziehen da also keinen Kompromiß. Das ist dann wirklich eine Frage der Akzeptanz, ob man den andern da anerkannt und sagt, gut, du denkst so darüber, du weißt, wie ich darüber denke, und das ist halt so.«

Allerdings setzt die Verständigung gegenseitige Anerkennung voraus. Wenn diese nicht gegeben ist, ist das Scheitern des Ideals oder der Beziehung unvermeidlich.

Da nichts mehr sicher ist, nimmt die Lebenspraxis der Jugendlichen oft den Charakter des Spiels an. Spielerische Version der Kommunikation ist das »Klönen«. Themen auszuprobieren, sich selbst auszuprobieren, stellt ein geringeres Risiko dar, wenn die Kommunikation ein Spiel ist. Das schließt jedoch keineswegs aus, daß das Spiel ernst wird oder umgekehrt.

»Wir sitzen auch ganz gerne in Cafés, das ist also eine Vorliebe von uns. Wir sitzen irgendwo, zum Beispiel im Mauercafé, klönen wir, und weil halt die Atmosphäre gut ist, die Leute sind nett, und man kann viel machen.«

Frage: Und was sind das so — worüber klönt Ihr da?

Antwort: »Ja, das geht erstmal um die Probleme, die man so im Alltag hat. Das heißt auch, über'n Betrieb, was da schiefgelaufen ist, was man falsch gemacht hat, wer wen anschwärzt oder so. Ja, und worüber unterhalten wir uns noch? Ach, eigentlich über Gott und die Welt, wirklich. Das letzte Mal hab ich vier Stunden nur über Gott geklönt und also, also das ist manchmal, das macht einfach Spaß, dazusitzen und sich halt auseinanderzusetzen.«

Ausgangspunkt unserer Forschungsarbeit war die Frage, ob es wirklich das gibt, was in den Massenmedien gern als Wertewandel bezeichnet wird. Die Dynamik der von uns untersuchten Sinnstrukturen, der sozialen Deutungsmuster, erzwingt eine differenzierte Antwort. So impliziert das alte kulturelle Modell einen Begriff von Beruflichkeit, der im neuen kulturellen Modell keineswegs aufgegeben wird, im Gegenteil. Das Ideal von Beruf und Berufung ist noch wichtiger als vorher. Aber ein doppelter Prozeß hat den Ort und die Bedeutung der Lohnarbeit bei den jungen Frauen und Männern verändert: Einerseits hat die technologische Entwicklung und die Rationalisierung die »ordinäre Lohnarbeit« ihrer Inhalte beraubt. Der klassische Facharbeiter ging mit einem bestimmten arbeitsinhalteichen Interesse an seine Arbeit, und dieses Interesse findet heute in den Inhalten der Arbeit fast keine Antwort mehr. In einzelnen Bereichen hat der Inhalt der Arbeit sogar eher eine Aufwertung erfahren, aber diese Bereiche stellen nur einen begrenzten Ausschnitt dar. Andererseits sind die Ansprüche der Jugendlichen erheblich gestiegen. Die sozialwissenschaftliche und gewerkschaftliche, ja die kul-

turelle Kritik der monotonen Arbeit hat die in irgendeiner Form kreative oder sozial nützliche Arbeit erheblich aufgewertet. Das Problem ist heute nicht mehr ein Mangel an Interesse der Jugendlichen — das Problem ist vielmehr der Kontrast zwischen den Erwartungen der Jugendlichen und der Realität der Lohnarbeit.

»Je länger man arbeitet, desto konservativer wird man. Und deswegen möchte ich halt auch 'nen Beruf haben, wo ich mich wohlfühlen kann, wo ich mich selbst verwirklichen kann ... Denn irgendwo hab ich auch Angst, erwachsen zu werden, also so richtig erwachsen zu werden. Erwachsen heißt für mich, konservativ zu werden, d.h., so wie meine Eltern zu werden.«

Die Idee der Selbstverwirklichung durch den Beruf sieht der Interviewte implizit durch die Entwicklung der Lohnarbeit als zerstört an. Er hält also im Prinzip an der Idee der Beruflichkeit fest, sieht aber, daß die Praxis des Berufs die Selbstverwirklichung zerstört (»man wird konservativer«). Das Wichtigste ist also das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung, an ihm wird der Beruf, an ihm wird die Lohnarbeit gemessen. Die Enttäuschung wird rationalisiert mit der Bemerkung, wenn er da »auch nicht gut« sei, daß das dann seinen »Traum zerstört«, so daß er lieber den Traum behält und den Beruf nicht ergreift. Während früher die Träume aufgegeben und die Zwänge verinnerlicht wurden, so hat man den Eindruck, daß jetzt die Träume verinnerlicht und die Zwänge aufgegeben werden; d.h. ihnen wird einerseits nachgegeben, indem sie als bestehend anerkannt werden, andererseits wird ihnen mit Verweigerung begegnet.

Angesichts solcher Ansprüche ist aber Selbstverwirklichung über Lohnarbeit nur in einer verschwindend kleinen Zahl von Fällen möglich. Voraussetzung dafür ist eine relative Autonomie der Arbeit, sind Dispositionsspielräume, sind Ansätze zur Selbstbestimmung in der konkreten Ausführung, sind bestimmte Inhalte. Diese Voraussetzungen finden sich nur in einem eng umgrenzten Bereich: künstlerische Berufe, journalistische Arbeit, Berufe mit künstlerischen Aspekten wie zum Beispiel Fotograf, Berufe mit hoher wissenschaftlicher Qualifikation und entsprechenden Dispositionsmöglichkeiten wie Hochschullehrer, Entwicklungsingenieure und natürlich auch Berufe mit hoher technisch-wissenschaftlicher Qualifikation wie Computer-Fachleute. Dazu kommen noch auf Grund ihrer gesellschaftlichen Nützlichkeit viele helfende Berufe. Aber nur wenige können diese Berufe ergreifen. Für die große Mehrheit bleibt keine Hoffnung, die beruflichen Träume zu verwirklichen. Da sie arbeiten müssen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, bleibt den Jugendlichen nur die ordinäre Lohnarbeit. So kann sich ein Jugendlicher dafür interessieren, die Elektrokabel in einem alten Alfa-Romeo zu verlegen, den er wieder aufbaut, aber dasselbe 173mal am Tag in einem neuen Auto zu machen, das ist nur ein Job und nicht mehr.

Die »alte« Arbeitsorientierung war durch ein bestimmtes Verhältnis von instrumentellen und expressivem Bezug zur Arbeit charakterisiert. Dieses Verhältnis war zwar jeweils ein spezifisches, enthielt aber immer beide Bezüge. Heute findet eine Aufspaltung statt. Die einen, die die Chance haben, in ihrem Traumberuf zu arbeiten, haben in der Regel ein sehr stark expressives Verhältnis zu ihrer Arbeit. Es kommt ihnen gar nicht so sehr auf das Geld an, das sie dabei verdienen. Für die anderen, und d.h. wahrscheinlich für die große Mehrheit, stellt sich das Problem ganz anders dar. Da sie ihren Traumberuf nicht erreichen

können, machen sie irgendeine Arbeit, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihr Verhältnis zur Lohnarbeit ist vorwiegend instrumentell. Die expressive Seite ihrer Arbeitsorientierung wird dagegen für diejenigen Tätigkeiten reserviert, die sie in ihrer Freizeit ausüben.

Angesichts der Alternative zwischen Lohnarbeit und Spielen, Träumen, spielerischem Lernen, künstlerischer Kreativität entscheidet sich Kurt, der als prototypisch für das neue kulturelle Modell gelten kann, eindeutig für letzteres. Spielen meint bei ihm einen sehr weiten Bereich des Tätigseins vom klassischen Brettspiel Schach bis hin zu Computerspielen, vom Spielen mit Tönen und Farben bis hin zum spielenden Lernen und Denken, von der Kommunikation als Spiel bis zum Spielen als Ausprobieren, was angesichts der Unsicherheit seiner Situation für ihn sinnvoll, wenn nicht notwendig ist. Einen Teil dieses weiten Bereichs spricht die folgende Interviewpassage an:

»Ich habe früher Baßgitarre gespielt, und zeitweise habe ich auch gesungen; aber das war dann nichts, und die Gruppe hat sich auch aufgelöst. Und was ich sehr gern gespielt habe, war Synthesizer, weil halt auch die Variationsmöglichkeiten da *unbegrenzt* sind. Die verschiedenen Töne, die sich da entwickeln lassen, das war toll für mich. Da könnte ich *stundenlang* dransitzen und irgendeine Taste drücken und also das variieren. So da irgendwo Möglichkeiten zu finden, das ist halt alles, was mich begeistert, Spiele, wo ich variieren kann, wo ich nachdenken muß, wo ich konzentriert sein muß, um wirklich alles mitzukriegen wie jetzt Schach oder die adventures auf dem Computer oder halt diese Musik, wo man wirklich genau hinhören muß, um das Wichtige überhaupt mitzukriegen. Und Kunst ist für mich wichtig, d.h. Farben, nicht bunt, aber Farben.«

Kurt sucht in den künstlerischen Spielen eigenen Ausdruck. Sie zeigen, daß er für seine inneren Spannungen eine kreative, nicht destruktive Verarbeitungsmöglichkeit gefunden hat. »Variieren« von Tönen und Farben, das bedeutet auch Variieren der inneren Spannungszustände; damit also auch von Unterschieden in der Ich-Identität, was zugleich eine — notwendige — Stärkung der Identität mit sich bringt. Dieses Variieren, Spielen mit Spannungszuständen setzt Distanz zur Spannung, setzt die Fähigkeit zur Distanzierung voraus. Das ist, wie die Verhaltensforschung lehrt, eine generelle Voraussetzung: Ohne Distanzierung vom Ernst der Situation gibt es kein Spiel. Spielen ist also eine zivilisatorische Fähigkeit, die auch bestimmte Tierarten besitzen. In dem zitierten Interview finden wir eine klare Entgegensetzung von Spiel und Lohnarbeit; Spielen ist deshalb eine so eindeutige Alternative zur Lohnarbeit, nicht zur Arbeit überhaupt, weil Lohnarbeit immer zweckrational ist, Spielen dagegen nicht.

Es bleibt das Problem der psychischen Beziehung zur Arbeit, das im alten kulturellen Modell durch die Identifizierung mit der Arbeit als Quelle von Sinn gelöst wird. Aber da die Lohnarbeit für die Mehrheit der Jugendlichen nicht mehr sinngebend ist, d.h. nicht mehr dem Leben seinen Sinn gibt, müssen sie ein psychisches Arrangement finden. Es kommt zu einer Kompromißbildung. Wenn Selbstverwirklichung unmöglich ist, dann — so die Jugendlichen: »Wollen wir wenigstens Spaß haben bei der Arbeit«. »Spaß haben« ist der Topos, in dem sich die Kompromißbildung zeigt. Bedeutsam ist, daß sie den Spaß nicht *in* der Arbeit suchen, denn der Inhalt der Arbeit macht in aller Regel keinen Spaß, sondern *bei* der Arbeit, allenfalls *an* der Arbeit, also vor allem in der Kommunikatikon mit den Kollegen. Die Utopie der Jugendlichen ist auch hier die kommunikative Be-

wältigung des Notwendigen. — Die Allgemeinheit des Problems zeigt sich in der internationalen Verbreitung des Topos »Spaß«. Als Beleg sei auf die Forschungsergebnisse des belgischen Soziologen Paul Grell hingewiesen, der in einer Untersuchung im französischsprachigen Kanada die Soziobiographien von Arbeitslosen und prekär Beschäftigten analysiert. In den Interviews benutzen diese sehr oft den Begriff Spaß, und zwar genau in dem definierten Sinn, wenn sie ihr Verhältnis zur Arbeit beschreiben. Da das Französische kein Wort dafür hat, die Interviewten aber über eine zweite Sprache verfügen, die diesen Begriff kennt, benutzen sie den englischen Ausdruck und sagen: »Je veux avoir du *fun* pendant mon travail.«

Der Wunsch nach Selbstverwirklichung nimmt bei vielen Jugendlichen die Form des Wunsches nach Selbstbestimmung in allen Bereichen des Lebens an. Die Wirklichkeit der Lohnarbeit steht jedoch den Vorstellungen selbstbestimmter Arbeit entgegen, so daß einige Jugendliche ihren Wunsch in alternativen Kooperationen zu verwirklichen suchen. Ein ausgeprägtes Beispiel findet sich bei Ulrich, der »echt keinen Bock auf diese abhängige Arbeit«, auf diese »nicht selbstbestimmte Arbeit« hat. Nach der Erfahrung der selbstbestimmten Arbeit in einer Kooperative sagt er:

»Ich kann mir das heut' gar nicht mehr vorstellen, daß irgendwie in irgendeinem Betrieb irgendjemand zu mir sagt, ich soll das und das machen. Und ich merke irgendwie, außer daß der 'ne Autorität ist oder daß der meint, das ist richtig, kapiert ich das überhaupt gar nicht. Ich könnt das auch schon gar nicht mehr oder will das dann auch nicht mehr. Sondern will irgendwie auch begreifen, was da passiert.«

Ulrich kann sich heute unter gar keinen Bedingungen mehr vorstellen, daß er eine bloß hierarchische Autorität akzeptiert. Die Arbeit bei B. war nicht durch ihn selbst beeinflussbar, es gab keine persönliche Beziehung zur Arbeit, ja sogar die funktionalen Bestimmungen der Arbeit waren für ihn nicht durchschaubar, sie waren ihm entfremdet. Das führte dann dazu, daß es ihm »bei B eigentlich ... scheißegal (war), was ich gemacht hab«. Wenn der Chef nicht da war, hat Ulrich »Bier getrunken... , weil, das ist ja nicht mein Bier gewesen«. Gleichgültigkeit, ja Nichtverantwortlichkeit ist das Ergebnis: »(ich) bin der Arbeitnehmer also total«.

In einigen Fällen wird dieses Bedürfnis sogar von der Arbeitgeberseite gesehen und in einem, wenn auch beschränkten Ausmaße berücksichtigt. Je stärker Jugendliche diesen Anspruch in die Lohnarbeit einbringen, desto schwieriger fällt es ihnen, rein hierarchische Autorität zu ertragen; alle Anweisungen sollten sich in ihrem Verständnis kommunikativ legitimieren. Deshalb trifft ein kommunikativer Führungsstil bei vielen auf ein positives Echo. Das kann bis zum »Vergessen« eigener Interessen gehen: So sagt in einem Interview ein Auszubildender, daß er es nicht wagt, die ihm versprochene Rotation der Arbeitsplätze im Betrieb anzumahnen, weil sein Chef sich so kommunikativ zeigt. In der kommunikativen Grundhaltung steckt also eine tiefe Ambivalenz:

»Und mein Chef ist auch von daher ganz in Ordnung. Also wir verstehen uns ganz gut, und das läuft auch sonst alles ganz gut im Betrieb, und von daher möchte ich da auch ganz gerne bleiben. Und mich dagegen aufzulehnen oder halt zu sagen, das hab ich schon mal versucht, also, daß ich gesagt habe, wie ist das und so, ich hab noch nie in der Buchhaltung gearbeitet.

Und da meinte er, ja, gut, das kommt nach einem Jahr dran. Jetzt ist 'nen Jahr vergangen, ich war immer noch nicht in der Buchhaltung.«

Unter den Bedingungen guter Kommunikation ist für Kurt offenbar eine Auflehnung nicht möglich. Hauptsache, die Kommunikation mit dem »Chef« klappt, alles andere ist zweitrangig. Die Vertretung von Lohnarbeiterinteressen wird unter diesen Bedingungen außerordentlich erschwert, ja, sie werden zum Teil einfach nicht wahrgenommen. Der Gedanke der Auflehnung veranlaßt den sonst so beredten Kurt zum Stottern, er resigniert, paßt sich an. Kurts Ideal ist das einer kommunikativen Bewältigung des Notwendigen, zum Beispiel auch der Lohnarbeit zur Existenzsicherung. Dabei übersieht er die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse, ignoriert den Interessengegensatz von Kapital und Arbeit. Das wird besonders deutlich in seiner Idealisierung der korporativistischen Betriebsführung im westdeutschen Zweigbetrieb eines japanischen Unternehmens.

»Die treffen sich morgens erst alle und dann wird so erzählt, wer krank ist, okay, das läuft alles im bestimmten Rahmen ab und alles irgendwo diszipliniert, aber irgendwo ist der Kontakt da. Und die haben also auch die Erfahrung gemacht, daß die Leute viel besser arbeiten, daß die zufriedener nach Hause gehen, daß die mehr leisten. Die haben da zum Beispiel eine betriebseigene Schwimmhalle gleich mitgebaut mit der Halle.«

Hier feiert die human-relations-Bewegung fröhliche Urstände. Ein Medienbericht dient Kurt zur Explizierung seines Ideal-Bildes von Lohnarbeit. Lohnarbeit als Herrschaftsverhältnis kommt erst in den Blick, wenn die Kommunikation nicht klappt. Das kommunikative Leitbild beinhaltet immer zugleich Kritik an der Konkurrenz der Lohnarbeiter untereinander (»mehr ein Gegeneinander statt ein Miteinander«), aber die Kommunikation verdeckt die allgemeine Konkurrenz (»die machen mit dem Chef zusammen da den Frühsport«). Allerdings, wenn die Kommunikation nicht klappt, dann wird sogar die Funktion des Chefs überhaupt der Kritik unterworfen.

»Deswegen verurteil' ich das sogar irgendwo, daß da so ein Chef ist, den man respektieren muß, dem man nichts zu sagen hat, der recht hat und der absolut unantastbar ist.«

Der »Chef« soll eigentlich keiner sein, soll ein »Chef zum Anfassen«, mehr der Erste unter gleichen sein, als wirklich Herrschaft auszuüben. Die Utopie der Selbstverwaltung scheint hier nur auf, an anderer Stelle wird sie jedoch explizit geäußert.

»So ein Job in einer kooperativen Arbeitsgemeinschaft, wo keiner richtig Chef ist, sondern wo jeder auf den anderen hört, und wer die besten Ideen hat, das wird gemacht und abgestimmt.«

Erst die Extremisierung der in der kommunikativen Grundhaltung angelegten Ideen führt zum Wiederfinden der alten sozialistischen Utopie; die kommunikative Grundhaltung selbst ist erst einmal fungibel für die neue kapitalistische Betriebsführung, wie sie sich durch den Einsatz der neuen Technologien und den Einfluß des Erfolgs japanischen Managements als Kombination von Logistik und human relations herausbildet.

Die Arbeitsorientierungen von jungen Frauen können als ein Rückzug auf Positionen des alten kulturellen Modells erscheinen. Es gibt nämlich in den Arbeitsorientierungen einen klaren Unterschied zwischen Frauen und Männern. In der Vergangenheit haben sich die Frauen in der Lohnarbeit nicht »eingrichtet«; während sie jung waren, haben sie sich gesagt, sie werden bis zur Heirat arbeiten, und wenn sie danach doch weitergearbeitet haben, haben sie sich gesagt, sie werden bis zum ersten Kind arbeiten und so weiter. Heute hat sich ihre Perspektive radikal geändert. Sie suchen die Lohnarbeit, weil sie ihnen eine gewisse Autonomie zuerst im Verhältnis zu den Eltern, danach zum möglichen Ehemann verleiht. Um diese Autonomie zu erreichen, machen alle jungen Frauen in unserer kleinen Stichprobe beträchtliche Anstrengungen, um eine gewisse Beruflichkeit zu erlangen. Die einzige, die uns sagt, daß sie lieber Hausfrau wäre, fügt zugleich hinzu, daß sie einen Beruf sucht, weil sie einen benötigt.

Die Veränderung in den Arbeitsorientierungen der Frauen stellt also keine Rückkehr zum alten kulturellen Modell dar, weil die meisten jungen Frauen die Beschränkung auf die reproduktive Rolle ablehnen, die ihnen dort zugewiesen war.

»Ja, ich bin der Meinung, ich hab' schließlich 'n Beruf gelernt, und immer nur Hausfrau wird mich bestimmt nicht ausfüllen: sicher, Mutter und Hausfrau, es ist ja erstmal was, aber auf Dauer glaube ich nicht, daß mich das unheimlich befriedigen würde.«

Wenn sie in einer dauerhaften Beziehung zu einem Mann stehen, dann berichten sie über ihre Diskussionen, die sie über die Aufteilung der häuslichen Aufgaben führen. Sie bestehen auf ihrem Wunsch, weiterhin Lohnarbeit zu verrichten, wenn sie Kinder haben werden. Der Kinderwunsch tritt hier zu dem Wunsch, Lohnarbeit zu verrichten, wie bei allen Frauen, die sich in ähnlicher Weise auf den Beruf orientieren, in Widerspruch:

»Ich möchte bestimmt später mal Kinder haben und auch vielleicht nur halbtags arbeiten. Dann ist klar, daß mehr im Haushalt für mich übrig bleibt, aber solange wir beide abends erst nach Hause kommen, bin ich also der Ansicht, man sollte das aufteilen, daß es nicht einer alleine machen muß.«

Als Lösung für die sich ergebenden Probleme der Aufteilung zwischen Lohnarbeit und Hausarbeit erwägen sie häufig eine Teilzeitarbeit. Daß sich die jungen Frauen in der Lohnarbeit »einrichten«, zeigt sich auch darin, daß sie in wachsendem Ausmaß bereit sind, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Allerdings wollen auch sie in einem kommunikativen Prozeß überzeugt werden. Irene zum Beispiel wollte zunächst nicht in die Gewerkschaft eintreten, ist aber zum Zeitpunkt des Interviews seit anderthalb Jahren Mitglied.

»Erst wollt' ich nich', und dann hatte man mir das auseinandergesetzt, was das für Vorteile bringt. Da hab' ich gesagt, okay, geh' ich rein.«

Die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft ist für Irene nie eine lebensweltliche Selbstverständlichkeit gewesen, sie hatte ihre Konflikte vielmehr allein ausgetragen. In einem argumentativen Prozeß ließ sie sich jedoch überzeugen und arbeitet jetzt sogar als Vertrauensfrau.

* * *

Weil Kommunikation die Form ist, in der die Jugendlichen die Welt verarbeiten und eine neue Kultur schaffen, ist sie nicht nur Verarbeitungsform, sondern auch Kreation. Kreation von sich selbst und Kreation von Kultur gehen Hand in Hand. Die Selbstschöpfung zeigt sich darin, daß ein Teil der Kommunikation Identitätsrhetorik ist, Rhetorik einer Identität, die sich ausprobiert, die sich herausbildet. Selbstverwirklichung über Kommunikation.

Naturgemäß ist Kommunikation nicht der einzige Weg zur Selbstverwirklichung, aber Selbstverwirklichung geschieht heute im Gegensatz zu früher im wesentlichen durch selbstreferentielle Aktivitäten. Die Theorien über den Narzißmus der Jugendlichen (Christopher Lasch in den USA, Thomas Ziehe in der Bundesrepublik) finden in diesen Untersuchungsergebnissen eine teilweise Bestätigung. Aber sie ist nur partiell, weil die Kommunikation immer die Suche nach dem anderen impliziert. Zwar ist diese Kommunikation ambivalent, was sich zum Beispiel in der Hypostasierung der verbalen Kommunikation zeigt, aber sie beinhaltet doch das Bemühen, über sich selbst hinauszugehen, ein Vertrauensverhältnis zum anderen herzustellen, ja, in ein wechselseitiges Verhältnis zum anderen einzutreten. Es wird durch die Eigenschaften der Kommunikation bestätigt, die die Jugendlichen zu verwirklichen suchen — Eigenschaften, die fast unmittelbar der Kommunikationstheorie von Habermas zu entstammen scheinen.

So sagt Frank von der Austragung eines Konflikts in einem Motorradclub, die ihn so beeindruckte, daß er dem Verein beiträt:

»... der Konflikt wurde dann so ausgetragen, daß man dann offen und ehrlich gesagt hat, was einem da gestunken hat. Und die jeweils anderen haben sich das dann immer angehört, haben sich das so überlegt und darauf geantwortet. Und das ging alles ab ohne diese persönliche Schiene, nicht. Alles ganz korrekt, ohne Anmache und ruhig, und man fand relativ schnell so zu einem Friedenschluß. Und dann lief das. Obwohl die natürlich immer noch zusammenhängen, aber die haben sich dann nicht mehr so abgekapselt. Ich fand das so Klasse, wie die das gelöst haben, daß ich mir gesagt hab, gut, da guckst du mal öfter mit hin.«

Für Frank ist es selbstverständlich, daß Alters- und Geschlechtsunterschiede in der Frage der Rechte der Individuen keinen Unterschied begründen:

»So bei uns im Verband sind Frauen gleichberechtigt, nicht. Also da braucht es keine Grundsatzdiskussion und keine Beschlüsse für geben, das ist so, nicht.«

Ganz ähnlich äußert sich Ulrich zur kommunikativen Entscheidungsfindung:

»... das Gefühl zu haben, daß es auch 'ne paritätische, also gleichberechtigte Auseinandersetzung ist. Also lebenswichtig ist, daß Entscheidungen gemeinsam getroffen werden und daß nicht einer entscheidet ...«

Kurt, Frank und Ulrich unterscheiden sich von vielen anderen nur durch die größere Selbstreflexivität, durch die Fähigkeit zur expliziten Definition eines Kommunikationsideals, das in dieser Generation weit verbreitet zu sein scheint. Für die Jugendlichen muß die Kommunikation offen und wechselseitig sein. Sie darf keine bloße Autorität respektieren, sucht aber Authentizität.

Die implizite Logik dieser Kommunikation ist die der Nichtkonkurrenz der Individuen, denn sonst würde das Kommunikationsverhalten das Kommunikationsideal zerstören. Das heißt aber, daß eine solche Form ein Ideal von Alltags-solidarität enthält, das die Ambivalenz der Arbeitersolidarität aufhebt. Anzei-

chen für eine solche Alltagssolidarität finden wir in der Lebenswelt der Jugendlichen.

Literaturverzeichnis

- Beck, Ulrich, 1986: Die Risikogesellschaft. Frankfurt/M.
- Oevermann, Ulrich, u.a.. 1979: Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: H.G. Soeffner (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart
- Yankelovich, Daniel, 1981: New Rules. Searching for Self-Fulfillment in a World Turned Upside Down. New York, Toronto
- Zoll, Rainer (Hrsg.). 1981: Arbeiterbewußtsein in der Wirtschaftskrise. Erster Bericht: Krisenbetroffene und Krisenwahrnehmung. Köln
- ders., 1982: Krise und Alltagssolidarität. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 4
- ders. (Hrsg.), 1984a: »Die Arbeitslosen, die könnt' ich alle erschießen.« Arbeiterbewußtsein in der Wirtschaftskrise II. Köln
- ders. (Hrsg.), 1984b: »Hauptsache, ich habe meine Arbeit.« Krisenangst und Identität von Arbeitern. Frankfurt/M.
- ders., 1988: Von der Arbeitersolidarität zur Alltagssolidarität. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 6

Weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Tillner, Christiane, 1986: Horror-Videos. Argument 160
- Cunneen, Chris, 1986: Arbeiterjungen und »Verbrechen«. Argument 157
- Klönne, Arno, 1985: Bündische Jugend, Nationalsozialismus und NS-Staat. Argument 150
- Zimmer, Gerhard, 1985: Selbsteinordnung in die Berufswelt. Argument 1985
- Zimmer, Jochen, 1983: Jugendkulturen und Jugendstile. Argument 139
- Rotermund, Hermann, 1981: Das Potential der Jugendkultur. Argument 129
- Enderwitz, Ulrich, 1979: Phänomene neuer Religiosität: Die Gurus von der Stange. Argument 113
- Rohwer, Jens, 1979: Revolutionäres Potential in der heutigen Jugend. Argument 113

Eva Wollmann

»Frei für die Arbeit«

Zur Scientology-Kirche

Der Spiritualismus ist auch ein Befreiungsversuch, ein Ja im Nein, ein Bemühen um Alternativen, um eine sinnhafte Existenz. Er bietet den Versuch einer Erklärung menschlichen Leids und eines Weges zur Befreiung in der Regel durch Ausformulierung einer Weltanschauung, in der die Wirklichkeit als Manifestierung eines Prinzips begriffen wird. In einer Verknüpfung von Naturwissenschaften, Kybernetik, christlicher und/oder fernöstlicher Religion und Therapie suchen spiritulistische Autoren nach einer Moral, aus der sie Verhaltensregulative für den einzelnen ableiten. Zumeist tritt uns der neue Spritualismus in sogenannten Psychosekten gegenüber, hinter denen sich oft multinationale religiös-therapeutische Organisationen verbergen, mit eigenen Zeitschriften und Buchreihen in etablierten Verlagen und mit einem Umfeld von z.T. renommierten Wissenschaftlern. Eine solche Organisation ist auch die Scientology-Kirche.

In meiner Analyse möchte ich mich nicht einseitig auf Form und Inhalt der Doktrin beschränken, sondern die darin eingeschlossenen Befreiungsversuche ernst nehmen.

Grundannahmen der Dianetik

Die Scientology-Lehre führt alles individuelle oder gesellschaftliche Leiden auf eine einzige Ursache zurück, auf Aberration. Damit wird ein Zustand bezeichnet, in dem die Menschen die Kontrolle über sich und ihre Umwelt verloren haben, weil dem bewußt denkenden Teil ihrer Person, dem »analytischen Verstand«, wesentliche Daten abhanden gekommen sind. Sie seien von einer primitiveren Denkinstanz, dem sogenannten »reaktiven Verstand«, in Zuständen der Bewußtlosigkeit — verursacht durch Schmerz- oder Schockerlebnisse wie auch durch Betäubungszustände bei Drogeneinfluß — in die menschliche Zellstruktur, die »reaktive Datenbank«, hineinverlagert worden, wo sie als »Engramme« abgespeichert sind. Diese enthalten, so der Begründer der Lehre, L. Ron Hubbard, alle irgendwann durch Wahrnehmung aufgenommenen Informationen. In Gleichungsketten verknüpft entzögen sich diese Engramme dem Zugriff des analytischen Verstandes; jedoch gebe es Situationen — ähnlich den der Engrammbildung vorausgegangenen —, in denen der gesamte Engramminhalt hervorbricht und den Menschen zu irrationalen Handlungen verleitet. Auf diese Weise werde der analytische Verstand mehr oder weniger unterwandert. Zudem neige der Aberrierte dazu, sich oder andere Menschen mit Aberration zu infizieren.

Faschismus, Kommunismus, Diktaturen, Kriminalität, Subversion, Konservatismus, Revolutionen — alles läßt sich für Hubbard auf Aberration zurückführen (vgl. *Die Wissenschaft des Überlebens*, Kopenhagen 1983, 33, 79, 98, 103, 105, 136ff., 143f.). Der Zustand allgemeiner Aberration tendiert zur totalen Vernichtung der Menschheit, denn »unten in den Arsenalen lauert die Atombombe, jederzeit bereit, gezündet zu werden« (*Dianetik — Die moderne Wissenschaft der*

geistigen Gesundheit, Kopenhagen 1978, 15). Abhilfe sei durch eine Art Gesprächstherapie und durch Herstellung eines restimulationsärmeren Umfeldes. Der »Gekläрте«, dessen reaktiver Verstand gelöscht ist, wird befreit sein von allen Leiden (ebd., 18, 130), er wird seine Brille nicht mehr benötigen (23), seine Fähigkeit und seine Vernunft werden ihn »weit über den Durchschnitt heben« (19).

Arbeit, Geld und Ware

In seinem Buch *Die Probleme der Arbeit* (Kopenhagen ²1973) greift Hubbard Unsicherheiten und Ängste auf. Unter der Frage: »Wovon hängt das Halten einer Arbeitsstelle ab«, entwickelt er das Bild, das sich nach seiner Auffassung die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung macht: Berufliche Sicherheit ist abhängig von familiären Verbindungen, persönlichen Beziehungen, persönlichem Charme bzw. einer guten äußeren Erscheinung, nicht aber von einer guten Ausbildung, von Fleiß oder Interesse, ebensowenig von Intelligenz. Der einzelne scheint ohnmächtig zu sein, bringt sich täglich an den Arbeitsplatz, tut seine Arbeit so, daß man es ihm hoffentlich durchgehen läßt und erwartet abends den nächsten Tag stumpfsinnigen Schaffens. Den Fernkurs besteht er nicht, er wird krank, fühlt sich überfordert, wird zu alt für seine Arbeit. Technologische Neuerungen machen Stellen knapp, Reichtum scheint nicht mehr erstrebenswert, denn auch die Reichen leiden zunehmend unter Steuerlasten. Täglich preist die Werbung den Besitz von bestimmten Sachen an und »wir, die Leute, die sie herstellen, können sie nicht besitzen« (13). Aber um zu leben, muß der Mensch arbeiten, die Arbeit macht zwei Drittel des Lebens aus: »Wenn wir sie nicht mögen, mögen wir das Leben nicht.« (15) Die Sicherung des Lebens scheint vom Glück abhängig, aber auf »das Glück zu zählen, bedeutet, die Kontrolle aufgeben« (25). Kontrolle dagegen erhöht die Sicherheit. Und »das Chaos der Unsicherheit lebt in dem Chaos der Daten über Arbeit und über Menschen« (14).

Ordnung in dieses Chaos bringt Hubbard durch Erörterung der Frage »Ist Arbeit notwendig?«. In Wirklichkeit sei nicht der Zwang zur Arbeit die Wurzel allen Unglücklichseins, sondern die »ständige Weigerung der Gesellschaft, uns Arbeit zu geben«; denn »Arbeit bedeutet Teilnehmen am Leben der Gesellschaft« (32). Ohne Arbeit ist man von ihr ausgestoßen, dem Wahnsinn ausgeliefert. Die Forderung nach Befreiung von Arbeit führt in die Revolution. »Hüten Sie sich vor diesen Leuten, die wollen, daß sie eine Petition zur Verkürzung der Arbeitszeit unterschreiben. Denken Sie daran, daß die Firma z.T. Ihnen gehört, auch wenn man Ihnen morgen kündigen sollte.« Wir sind »Teil einer Mannschaft ... , die den Namen Mensch trägt und sich im Wettbewerb mit wer weiß was für anderen Dingen befindet, um zu überleben« (37). Streiks haben ihre Ursachen weniger in den Arbeitsbedingungen als in der Unfähigkeit der Arbeiter, ihr Arbeitsgebiet und die Arbeitsumgebung zu kontrollieren (96). Doch ebenso wichtig wie Kontrolle sei kontrollierte Nicht-Kontrolle. »Man muß den Willen haben, gewisse Teile der Welt unkontrolliert zu lassen.« (63) »Warum? Weil das Leben ein Spiel ist, ein Spiel mit Freiheiten, Grenzen und Zielen« (58ff.). Das Verbot der Kinderarbeit hält Hubbard zwar für einen humanen Grundsatz, es führe aber den

Jugendlichen zu der Ansicht, daß die Welt ihn nicht will (85). — Andererseits sollte jedes Management schon anständige Löhne zahlen, wenn es »nicht schrecklich aberriert« sein will (96). Überhaupt müßten die Tätigkeiten abwechslungsreicher sein, denn ist die Aufmerksamkeit des Arbeiters immer auf ein Ding in stets unverändertem Abstand zum Auge gerichtet, dann läßt er, wenn er fortgeht, die Aufmerksamkeit genau dort, wo sie bei der Arbeit war. »Mit anderen Worten, seine Aufmerksamkeit verläßt eigentlich nie die Arbeit« (91), was letztlich zu chronischen Erschöpfungszuständen und Leistungsabfall führe. — Demjenigen, der seine Fähigkeit im Umgang mit Werkzeugen steigern will, ohne einen Scientologen aufzusuchen, empfiehlt Hubbard, seine Werkzeuge immer wieder zu berühren und loszulassen, bis sein Enthusiasmus für die Maschine zurückkehrt und er wieder Kontrolle über sie gewonnen hat. Für das Freizeitverhalten empfiehlt Hubbard, die Aufmerksamkeit auf Dinge zu richten, die nicht den gleichen Abstand zum Auge haben wie die Werkzeuge.

Aus diesem Konglomerat von berechtigtem Protest von unten, Managementstrategien, antigewerkschaftlicher Mobilisierung und systematischer Entnennung von Profit und Produktionsverhältnissen ergibt sich die klare Botschaft: Die Probleme der Arbeit liegen beim einzelnen, nicht im Arbeitsinhalt oder -prozeß, nicht im Arbeitsmarkt. In der Gleichsetzung von Arbeit und Leben wird Kritik an Arbeit und ihren Bedingungen und Verhältnissen zur Krankheit. Jede Arbeit ist sinnvoll — Aufgabe des Einzelnen ist, den Sinn zu erkennen. Das Gesellschaftliche wird Privatsache. Indem Arbeit danach unterschieden wird, ob sie Kontrolle über Dinge oder Menschen ist, hat sie sogleich in der Kontrolle wieder ein Gemeinsames, wird sie Arbeit schlechthin (39ff.). Die Frage nach der Funktion von Kontrolle reduziert sich auf die Frage, wie gut sie ausgeübt wird — hier schließt sich der Kreis wieder, denn Kontrollverlust war Aberration. Belanglos wird, was, für wen, wie produziert wird.

Die Scientologen

Eine solche Auffassung von Arbeit schien mir so leicht in ihren Herrschaftsaspekten zu durchschauen, daß ich es um so wichtiger fand, herauszubekommen, wie Menschen diese Lehre verbreiten und leben. Ich führte mehrstündige, zum Teil mehrtägige Gespräche mit zwei jugendlichen Mitgliedern (R und O) der Scientology-Kirche und einem Ehemaligen (N).

R ist 23 Jahre alt, hat Abitur, abgeschlossene Berufsausbildung und ist vollzeitbeschäftigt. Bei der Scientology ist er seit einem guten Jahr. Er kam mit ihr das erste Mal vor ca acht Jahren durch eine Postwurfsendung in Berührung — »Wir nutzen nur 10 Prozent unseres geistigen Potentials . . . Die moderne Wissenschaft der geistigen Gesundheit zeigt, wie man diese schlafenden 90 Prozent erschließen kann.« Das fand schon damals sein Interesse, »weil ich das Gefühl hatte, irgendwas muß ich machen, irgendwie reiche ich mir so nicht, wie ich bin«. — Nach einer Orientierungsphase, bedingt durch einen Ortswechsel und einen Studienabbruch, verbunden mit Alkohol- und Drogenproblemen, traf er viel später zufällig auf einen Informations- und Verkaufsstand der Scientology und erinnerte sich des vor Jahren notierten Buchtitels. Zusammen mit seiner

ebenfalls 23 Jahre alten Freundin O beschloß er, das Buch zu kaufen und begann, es mit ihr gemeinsam zu lesen. »Das war für mich das reinste Aha-Erlebnis. Viele Ideen, die ich damals so hatte, die fand ich da plötzlich in diesem Buch wieder.« Er versuchte, die im Buch enthaltene Therapie umzusetzen, wobei er schon bald auf Schwierigkeiten stieß. Gerade zu diesem Zeitpunkt bekam er Post von dem lokalen Dianetik-Zentrum: »Leute, die sich Bücher auf der Straße kaufen, werden auch persönlich angeschrieben ... und dann habe ich denen sofort zurückgeschrieben, ja sofort, und am nächsten Tag war ich dann hier.« Heute ist R neben seiner regulären Berufstätigkeit »Auditor« in der Dianetik-Zentrale, d. h., daß er ehrenamtlich mindestens 30 Stunden pro Woche zur Hälfte »studiert«, zur Hälfte »Auditing« praktiziert.

Seine Freundin O, die nach zwei abgebrochenen Berufsausbildungen vorübergehend arbeitslos war, hat sich während ihrer Arbeitslosigkeit entschlossen, für die Scientology zu arbeiten, und tut dies als »Empfangsdame«, Testauswerterin, Beraterin und Zuständige für technische Dienste (Post, Einschreibungen, Buchverkauf, Zeitplanerstellung etc.). Ihre Beschäftigung im Dianetik-Zentrum umfaßt 60 bis 65 Stunden, wobei ihre Entlohnung sich »je nach dem, was da ist«, richtet — im Moment zwischen 40 und 100 DM pro Woche.

N ist 29 Jahre alt und ebenfalls mit 23 das erste Mal mit der Scientology in Berührung gekommen. Er wurde auf der Straße angesprochen und zu einem Persönlichkeitstest eingeladen. Danach fand das übliche Auswertungsgespräch statt. Man bot ihm ein Kommunikationstraining an. Anfänglich wußte er nicht, daß es sich um eine Sekte handelte, sondern ging von der Annahme einer psychologischen Gemeinschaftspraxis aus. Insgesamt »studierte« er vier Jahre bei der Scientology. Die Gründe für seinen Austritt waren in seinen Worten die überhöhten Kurskosten und Buchpreise, die Verbissenheit, mit der dort studiert und praktiziert wurde, der somit fehlende Spaß am Lernen und das außerordentlich hohe Maß an Kontrolle durch die anderen Mitglieder.

Im Gespräch mit R versuche ich, Widersprüche in der Arbeit, Profit und Produktionsbedingungen zu thematisieren. R übergeht alles mit Hinweis auf »falsche Denkansätze«, »Entwicklungen und Möglichkeiten«, die verloren gingen und die den »überlebensfeindlichen Interessen«, die er als persönliche vermutet, hätten Einhalt gebieten können. Er konstruiert den Fall eines Fließbandarbeiters, der unter der Monotonie seiner Arbeit leidet, unter Rationalisierungsdruck steht, dazu Alltagslangeweile empfindet, zufällig von Dianetik gehört hat, das Buch zu lesen beginnt und sich zu einem Besuch ins Zentrum entschließt: »... kommt also hier rein mit einigermaßen gemischten Gefühlen, weil er schon ziemlich oft beschissen wurde, weil ihm schon unheimlich viele Leute irgendwas angedreht haben, was er unbedingt braucht, und er irgendwann feststellte, daß er es überhaupt nicht brauchte.« »Von welchen Dingen sprichst Du?« »Verkäufer — was meinst Du, was Du alles aufgeschwatzt bekommst; ich weiß nicht, ob Dir das passiert, aber ein normaler Mensch kriegt in seinem Leben ständig Sachen aufgeschwatzt, die er gar nicht haben will.«

Die Waren, von denen R hier spricht, haben keinen direkt »überlebensfeindlichen Charakter«, stehen jedoch den Interessen der Menschen entgegen. Offen bleibt, in welchem Interesse dies geschieht und warum die einzelnen den »Auf-

schwatzungen« erliegen. Dafür kommt R zum Aspekt »Arbeit«: Sein konstruierter Fließbandarbeiter hat sich zu einer Therapie entschlossen, ein Reinigungsprogramm (für mehrere tausend DM) gegen den Alkoholkonsum mitgemacht und jetzt »... hat er die absoluten Gewinne dabei. Dem geht es auf einmal sagenhaft viel besser. Er kann auf einmal wieder anständig atmen und so. Und die ganze Zeit geht er natürlich, um sein Leben zu finanzieren, weiter zu seiner Arbeit. (...) Die kann er jetzt natürlich noch viel besser machen. Jetzt, wo es ihm ziemlich gut geht und er ziemlich wach ist bei der Arbeit, stellt er fest, daß ihn die Arbeit absolut nicht auslastet. Was wird er also tun? Er wird sich 'ne neue Arbeit suchen. Der ist auf einmal sagenhaft fähig geworden, im Gegensatz zu früher.« »Aber bei dem Arbeitsmarkt wird er wohl so leicht keine andere Arbeit finden.«

R gefällt diese Verbindung seines Einzelfalls mit gesellschaftlichen Hintergründen nicht: »Wir reden über zwei verschiedene Sachen. Ich unterhalte mich mit Dir über einen ganz bestimmten Fall, und Du unterhältst Dich mit mir über Arbeitslosenstatistiken.« »Also wenn er nichts findet, dann verfällt er doch in seinen alten Trott, Langeweile, Monotonie, Alkohol oder?« »Das wird er nicht tun, denn der Junge wird absoluten Horror davor haben, in einen Zustand zurückzufallen, in dem er mal war. Denn den kennt er zur Genüge.« »Und wie erklärst Du Dir die Rückfallquoten bei Alkoholikern?« »Weil die Ursachen von ihren Alkoholproblemen nicht beseitigt wurden. Und die Ursachen sind nicht unbedingt 'ne Scheiß-Arbeit. Die Arbeit ist tatsächlich eine Folge davon ...« »Lassen wir den Arbeiter eine neue Stellung finden — wer macht jetzt die Fließbandarbeit?« Pikiert: »Fließbandarbeit? — ach, Du willst auf diesen Arbeitsaspekt raus. Ich z.B. habe sogar eine 70-Stunden-Woche, und ich kann nicht sagen, daß mich das irgendwie fertig macht oder so. Das ist eigentlich für mich nicht Arbeit, das ist für mich einfach Beschäftigung. Es würde mir etwas fehlen, wenn ich das nicht täte. Du siehst, das ist ein Unterschied. Ich weiß nicht, was für Dich Arbeit ist, aber es hört sich so an, als wenn Arbeit erst mal im großen und ganzen Scheiße ist.«

Auf meine Ausführungen zu Fremdbestimmung und Ausbeutung, Raubbau und anderen Aktivitätsmöglichkeiten sagt R: »Siehst Du, und das ist nämlich genau der Punkt: Der Hubbard ist nämlich davon ausgegangen, daß jemand einen Job hat, den er eigentlich ganz gerne hat, und Du gehst davon aus, daß jeder Job eine Macke hat. Du hast doch *Die Probleme der Arbeit* gelesen. Da sind eine ganze Menge Sachen eigentlich ziemlich klar erklärt. Wieso man tatsächlich eine so seltsame Einstellung zur Arbeit kriegen kann und warum z.B. Leute arbeitslos werden. Du wirst mir jetzt sagen, daß dies in erster Linie an nicht vorhandener Arbeit liegt. Aber das ist nicht der Punkt.« Er überhört meine Einschränkung auf bezahlte Arbeit und meine Verweise auf die für ein lebenswertes Leben noch notwendige Arbeit in Umweltschutz, Altenpflege, Jugendfürsorge und erklärt weiter, was Hubbard zur Arbeit sagt. Dabei meint er auf keinen Fall, daß es dem »Geklärten« gleichgültig sei, welche Arbeit er habe: »Ich würde auch nicht alles machen ... Nun paß mal auf. Erinnerst Du Dich an die Definition, die Hubbard für Arbeit gibt? Und zwar macht er den Unterschied zwischen Arbeit und Spiel. Kannst Du damit übereinstimmen, daß viele Sachen, die wir

tun, eigentlich alle Sachen, die wir tun, Spiele sind? Wenn ich einfach sage, daß meine Arbeit ein Spiel im Hinblick auf ein bestimmtes Ziel ist, dann kann mir eigentlich nichts Besseres passieren. Ich spiele ein Spiel und erreiche außerdem mein Ziel. Und mache mir nicht die Gedanken, daß ich bis zu meiner Rente arbeiten muß.«

Es zeigt sich, daß R nicht nur die Auffassungen von Hubbard übernommen hat; wo sie mit Wahrnehmungen aus der Wirklichkeit in Widerspruch geraten, kann er auch Hubbards Methode der Theoriebildung schöpferisch anwenden. Einfache Umbenennung tragender Begriffe, wie »Arbeit« in »Spiel«, und vor allem die Abstraktion von allen großen Zusammenhängen ermöglichen es ihm, ganze Sachverhalte aus seinem Bewußtsein auszugrenzen. Immer bemüht er sich, im Einzelfall zu verbleiben; Einwände überhört er, grenzt sich explizit ab — »Wir reden über verschiedene Dinge«. Seine Individuen leben außergesellschaftlich. Überbrückungen werden durch Verweis auf sich selbst geschaffen, nach dem Motto: Hier hast Du den lebendigen Beweis. Andere Auffassungen von Arbeit sind »Aberration«. Auf die provokative Frage, ob Hubbard den Menschen nicht einfach an Arbeit jedwelcher Art — ob im Rüstungskonzern oder im Lebensmittelhandel — anpassen wolle, stellt er ein graduelles Therapiekonzept vor. Zunächst gehe es darum, mit dem Job klarzukommen, später könne etwa so ein Chemiarbeiter dann auch über den Chemiekonzern nachdenken und eben dann etwas anderes tun. Sein Vertrauen ist: wir therapieren die Menschheit, die Probleme der Welt lösen sich sodann von selbst.

Im weiteren Verlauf ergänze ich die Gleichung von Arbeit und Spiel um das Geld. »Ja, das ist ein beschissenes Game. Ja, das macht mir eigentlich auch nicht so richtig Spaß; wir werden uns was Neues ausdenken. Das klappt auf die Dauer nicht mit dem Geld. Es wird einfach schon zu viel Scheiße gespielt. Da haben zu viele Leute auch schon ganz böse Betrachtungen über das Geld ... Es wird irgendwann einfach was Besseres geben. Mit dem Geld, ... das geht demnächst kaputt. Wir haben überall die tierische Inflation, die Länder sind alle nur verschuldet, und das ganze wird nur noch zum großen Witz, dazu artet das langsam aus. Und irgendwann wird es sich selbst ad absurdum führen, dann wird man halt einen anderen Gegenwert schaffen für Dinge, die man bekommt. Und was wir hier an Werten haben, das ist tatsächlich Dianetik und Scientology, die Technologie, das Wissen. Und das werden wir verkaufen, ob wir dafür nun Geld kriegen oder Honigbonbons.«

Die in den Dianetik-Zentren so offensichtliche Preisgabe der Tauschgleichung — überhöhte Preise für Kurse und Bücher bei extremer Unterbezahlung der dort Tätigen — wird verarbeitet als Zweifel am Geld, nicht an der Tauschgerechtigkeit. An die Stelle des Gelds wird die »Lehre« als neuer Wert gerückt. Auf der Suche nach der Kraft, die solche Realitätsblindheit und Verdrehungskunst ermöglicht, stieß ich sowohl bei O als auch bei N auf die Auskunft, »daß es funktioniert«. Man kann Hubbards Vorschläge Stück um Stück ausprobieren, dann kontrollieren, und sie funktionieren. Ziel ist, »daß es den Menschen einfach besser geht«. R sagt: »Ich hatte immer das Gefühl, daß man die großen Schwierigkeiten, die hier auf diesem Planeten existieren ... nicht irgendwie politisch lösen kann. Das ging für mich einfach nicht. Und dann hab ich halt irgendwie den Eindruck

gehabt, man müsse was mit den Menschen tun und an den Menschen verändern. Irgendwas läuft bei denen schief, irgendwie sind sie so unvernünftig in ihrer scheinbaren Vernunft.«

Schluß

Als ein Geheimnis der Überzeugungskraft von Dianetik erweist sich: die kleinen Erfolge im Umgang mit sich selbst verwandeln die politisch Ohnmächtigen in Mächtige — an die Stelle der Politik tritt eine religiös verbrämte Verhaltenstherapie. R war früher bei den Troztkisten und bei den Jusos, da wußte man, daß »man in der Kacke steckt, und man kann immer noch nichts machen«. Bei der Dianetik weiß er: »Ich persönlich kann was dagegen unternehmen, indem ich die Leute auditiere«. »Was sollte es Besseres geben, als daß es den Leuten besser geht?«. Und auf sich selbst bezogen formuliert O: »Das sind ganz einfach Gewinne, die einen handlungsfähiger machen, die einem wirklich die Möglichkeit geben, von seiner Umgebung nicht so sehr Wirkung zu sein, sondern Ursache, sich als Ganzes zu fühlen.« Der Erfolg in den kleinen Schritten führt sie zu der Formulierung: »Also es fällt mir im Moment noch etwas schwer, Ursache über die Dinge zu sein, die in Moskau oder Washington passieren, aber ich kann z.B. ursächlich sein, wenn ich in diesem Raum sitze, über alles, was in diesem Raum geschieht.« Die Abstraktion vom Weltzusammenhang erfolgt hier durch die Möglichkeit seines expliziten Einschlusses — er könnte durch graduelle Erweiterung des einzelnen Raumes erreicht werden, der auf diese Weise wie der einzelne als Fundament erscheint. Und N schließlich räumt ein, daß Macht über Menschen ein lockendes Versprechen des Dianetik-Programmes für ihn gewesen ist.

Alle Befragten suchten Einfluß auf die materiellen wie immateriellen Lebensbedingungen, den sie außerhalb der Scientology nicht fanden. Bei näherer Überprüfung der in den Dianetikzentren angebotenen »funktionierenden« Kurse ergab sich: Ihre Ziele sind im Grunde allesamt darauf ausgerichtet, Fähigkeiten zu vermitteln, die den Fortbestand der Lehren Hubbards und seiner Therapien garantieren, fähig also für die Organisation selber zu sein. Der Kreis schließt sich: Indem die Welt durch die Welterklärung Hubbards ersetzt wurde, besteht Weltmächtigkeit in der Beherrschung jener Lehre. Handlungsfähigkeit heißt Handlungsfähigkeit innerhalb der Organisation. N sagt: »Man wird dir nie raten, weniger da hinzukommen, sondern immer, mehr da hinzukommen. Weil das Wissen, das Du zur Bewältigung Deiner Probleme brauchst, ist nicht draußen, sondern in der Organisation.« Die Inanspruchnahme der gesamten Lebenszeit der Scientologen entfremdet sie zwangsläufig auch schon äußerlich von ihrer Gesellschaft, deren Übel es zu beheben galt. Als einziges Bindeglied zur Gesellschaft im Großen bleibt schließlich die von jeder Kritik und also wiederum von gesellschaftlichem Zusammenhag abgekoppelte Arbeit, deren Lohn für das Funktionieren der Dianetik-Zentren zentral ist. Antriebskräfte bleiben das Bedürfnis nach durch Arbeit vermittelter gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit.

Sozialpolitik als Privatsache unter Thatcher*

Die Zurückdrängung des Politischen

Wen meinte der dynamische Sozialminister John Moore, als er verkündete: »Wir glauben, daß Abhängigkeit auf lange Sicht eine Verminderung menschlichen Glücks und eine Einschränkung der Freiheit zur Folge hat«?¹ Wohl nicht seine Premierministerin, die während ihres zwanzig Jahre dauernden Aufstiegs zur Macht zweifellos abhängig war vom Einkommen ihres Mannes, als Unterstützung für sie, ihre zwei Kinder und das Kindermädchen. Bestimmt nicht die Frauen, denn keiner seiner Sozialpläne wurde entworfen, um die Abhängigkeit vom Ehemann zu verringern und ihre Handlungsfreiheit im öffentlichen Leben zu vergrößern. Und natürlich nicht die Haupteinheit der Abhängigkeit, die Familie. Mr. Moore fuhr fort:

»Das Wohlbefinden der einzelnen scheint uns am besten gewährleistet, wenn man ihnen hilft, unabhängig zu sein, ihre Talente zu nutzen, für sich und ihre Familien zu sorgen und aus eigener Kraft etwas zu erreichen. Das ist eine der größten Befriedigungen, die das Leben zu bieten hat.«

Verblüffend, wie unbekümmert er vom »unabhängigen« Individuum auf die abhängigen Familienmitglieder umschaltet. Nein — dieses Credo des Neokonservatismus (des unablässigen »wir« in Mr. Moores Rede) ist nur auf ein Verhältnis gemünzt, das zwischen dem sozial benachteiligten Bürger und dem Staat. Der Neokonservatismus will alle politischen Rechte kassieren, die von denen, die ohne Rang und Einfluß sind, in den letzten zweihundert Jahren errungen wurden.

Mrs. Thatcher stellte in einem Interview mit *Womens Own*² klar: »So etwas wie Gesellschaft gibt es nicht. Es gibt nur einzelne Bürger und den Staat.« Natürlich kann sie die tatsächliche Existenz von Gesellschaft nicht wegzaubern. Sie kann aber den Willen ausdrücken, daß es keine *politische* Gesellschaft zu geben hat, eine Gesellschaft, in der sich Menschen zusammenschließen und dem Staat die politischen Mittel zur Überwindung von Benachteiligung und Ungleichheit abtrotzen. Was den Neuen Konservativen vorschwebt, ist die Auflösung der vom Staat getrennten politischen Gesellschaft. An deren Stelle sähen sie lieber eine Art »Freihandelszone«, in der die Menschen keine Wahl haben außer dem »selbständigen« Eintritt in den Arbeitsmarkt, nur einer einzigen Beziehung verpflichtet: dem Kontrakt zwischen Arbeiter und Unternehmer, Käufer und Verkäufer, keinen Gesetzen gehorchend als denen des Marktes.

Es war aber die Sozialpolitik, nicht die Frage von Arbeiterrechten oder Erziehung, die im Herbst Anlaß zu einer großen Volksrede gab (Kenneth Baker³ ist klugerweise apolitisch). Zum Teil, weil Mr. Moore sich profilieren und nicht Gefahr laufen will, wie sein Vorgänger Norman Fowler⁴ in der komplizierten Materie lärmender Bedürftigkeiten unterzugehen. Aber die Notwendigkeit, auf

* Eine Kurzfassung erschien unter dem Titel »Death of the citizen« in *New Statesman* 114, 20. November 1987.

sozialpolitischem Feld einen Durchbruch zu erzielen, übersteigt die persönlichen Ambitionen des Ministers.

In den letzten Jahren haben die Neuen Konservativen gemerkt, daß dieser Bereich — das soziale, politische und moralische Netzwerk außerhalb des Arbeitsmarkts — für sie nun zum Haupthindernis wird. Das *Centre for Policy Studies* (früher ein reines Wirtschaftsinstitut), die *Social Affairs Unit*⁴ und einige neue sozialpolitische Agenturen, sie alle haben sich die Köpfe zermartert, wie sich die politischen Institutionen des Wohlfahrtsstaates knacken lassen. Es sind nicht einfach die Kosten, die die Versorgung der Kranken, Bedürftigen und Arbeitslosen verursachen — darüber redet Mr. Moore nicht einmal. Es gibt zwei Gründe: Zum einen steht das Ethos der »Abhängigkeit« in scharfem Gegensatz zum Ethos der freien, für sich selbst aufkommenden einzelnen. Diese Inkonsistenz würde pragmatische Regierungen, die in festgefühten politischen Traditionen operieren, nicht weiter stören. Sie stört jene, die die omniprésente Herrschaft einer neuen politischen Ideologie zu errichten suchen. Zum zweiten ist das politische Bürgerrecht, dem Staat mit Ansprüchen zu begegnen, dem Neokonservatismus ein Greuel. Besonders die Tatsache, daß einer Reihe sozialer Gruppen wie Müttern, Frauen, Schwarzen oder gar Arbeitern politische Rechte zuerkannt werden, bildet das größte *außerstaatliche* Einzelhemmnis für die absolute politische Macht der Regierung auf der einen und die »Freihandelszone« der für ihre Familie sorgenden einzelnen auf der anderen Seite. Es wurde schon eine Menge getan, um die Rechte der Arbeiter und ihrer Organisationen zu beschneiden. Bisher aber blieben die sozial Benachteiligten und ihre Organisationen ein monolithischer Oppositionsblock. Das ist der Kern von Mr. Moores Attacke auf die Sozialpolitik, den die Berichterstattung über die Rede ausspartete wie einen unverwundlichen Stein.

»Moore plant Abkehr vom Kindermädchen-Staat«, verkündete die fette Titelseite der *Sunday Times*.⁵ Nicht, daß Mr. Moore den Ausdruck »Nanny-State« verwendet hätte. Aber es wird erwartet, daß wir verstehen und sogleich erkennen, daß die »Nanny« doch ein armseliges Geschöpf ist. Wer will schon, daß sein öffentlicher Bürgerstatus das Angewiesensein auf ein Kindermädchen ist? So wird der Staat, einst betrachtet als Garant der Rechte eines Bürgers zur Teilhabe an den öffentlichen Gütern (und zwar ungeachtet persönlicher Handicaps wie beispielsweise Kinderkriegen, Invalidität oder vor allem Arbeitslosigkeit), durch bloße Wortspielerei zur überbesorgten Macht, die uns im Zustand permanenter Unmündigkeit hält.

Es ist nur ein Wortspiel, denn tatsächlich ist die Beziehung des Staates zu den Menschen nicht mehr oder minder übermächtig oder »bemächtigend« (mit dem Ausdruck von Mr. Moore), ob man ihn nun als »Nanny« bezeichnet, als unmenschliche Bürokratie oder als Hüter der Bürgerrechte. Das Wortspiel verändert aber die Ideologie: Die Menschen verzichten bereitwilliger auf ihre Rechte, wenn sie glauben, sie verhielten sich kindisch, wenn sie diese wahrnehmen; und diejenigen, die sie abschaffen wollen, fühlen sich stärker, wenn sie die Bedürftigen nicht enteignen, sondern sie »ermächtigen«.

Die Grenzziehungen zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre

Wäre die Sozialpolitik nicht so bedeutsam für die Konstitution der politischen Gesellschaft, dann hätte die Anstrengung des Neokonservatismus, sie zu eliminieren, nicht so tiefgreifende Implikationen. So aber bietet uns die Partei, die es zur Tugend erhob, keine politische Theorie zu haben, das Schauspiel einer öffentlichen Diskussion zu einigen Zentralthemen der klassischen politischen Theorie.

Keiner der neuen Konservativen, weder Mr. Moore noch Mrs. Thatcher noch Sir Rhodes Boyson⁶ mit seiner Oktoberattacke auf den »Egalitarismus«, auch nicht Arbeitsminister John Lee mit seiner jüngsten Forderung, daß »soziale Rechte« am Arbeitsplatz fehl am Platz sind, keiner schlägt ernsthaft vor, daß der Staat sich aus einem bestimmten Bereich zurückzieht. In dieser Hinsicht möchten sie die Grenzlinie von »öffentlich« und »privat« keineswegs neu ziehen. Kein Konservativer meint, daß die gesamte familiäre Sexualität, einst Inbegriff des Privaten, dem Staatseingriff entzogen sein soll. Es gibt einen parteiübergreifenden Konsens, daß der Sinn familiärer Privatheit eben der ist, daß nur der Staat die Macht hat, hier einzugreifen. All das zeigt, wie der italienische Kommunist Antonio Gramsci erkannte, daß der Staat eine Unterscheidung von Öffentlichem und Privatem nicht kennt; er steht darüber.

Gehen wir mit Mr. Moore zurück in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Es ist, wie er dem *Conservative Political Center* erklärte, der Augenblick, als der Londoner Magistrat den Reichen erstmals eine Zwangsabgabe zugunsten der Armen auferlegte. Zu dieser Zeit entsteht der moderne Nationalstaat. In den nächsten hundert Jahren beginnen die politischen Schriftsteller, jenen Unterschied von öffentlich und privat und die eigentümliche Ebene des »Vertrags« von Bürger und Staat herauszuarbeiten, auf der die politische Theorie der Neuzeit lange Zeit basierte. Die Unterscheidung wurde nicht auf Grund von Annahmen über die Natur des Staates gemacht, sondern auf Grund einer neuzeitlichen Konzeption der Rechte und Pflichten »of Man« — des Menschen/Mannes.

Dieser hat demnach in bürgerlichen (*civil*) oder politischen Angelegenheiten — austauschbare Begriffe bei Locke — die Pflicht zur Anerkennung staatlicher Gesetze, während er im Privat- oder Familienleben der religiösen Autorität untersteht, die umgekehrt seine Autorität als Ehemann und Vater aufrechterhält. Als Bürger — statt als königlicher Untertan oder Leibeigener — hat er zudem das Recht zur Teilhabe an der politischen Gesellschaft, während er als männlicher Haushaltungsvorstand das Recht hat, die Angelegenheiten seiner Familie zu regeln (wobei die Familie bis ins 18. Jahrhundert alle von ihm Beschäftigten ebenso umfaßt wie Frau und Kinder und die abhängigen Verwandten).

Ein klare Artikulation dieser Unterscheidung findet sich bereits bei Jean Bodin, einem der ersten politischen Philosophen des frühen Bürgertums: Wegen der ungleichen Verhältnisse in der Familie, wo der Ehemann über die Frau, der Vater über das Kind, der Herr über den Diener und der Besitzer über den Sklaven herrscht, kann nur das Oberhaupt des Haushalts zum politisch Handelnden werden — er, der »seine Familie verläßt, um in die Stadt zu gehen«, und sich »statt Herr nun Bürger (*citoyen*) nennt«. Es war eine grundlegende Teilung der

politischen Gewalten, die von einer neuen Klasse von Kaufleuten, Händlern und Selbständigen vollzogen wurde. Und sie konnte der industriellen Revolution nicht standhalten, die Frauen und Dienstboten aus der umfassenden Obhut des Haushaltungsvorstandes hineinwarf in die relative politische Befreiung der Fabrikarbeit. Damit begann die Kampagne für das allgemeine Wahlrecht. Tatsächlich war es die frühere Abhängigkeit dieser Gruppen — rechtliche Sanktionierung ökonomischer Ungleichheit —, die bis dahin die Forderung nach politischer Gleichberechtigung undenkbar gemacht hatte.

Sobald aber theoretisch alle gleichberechtigte Bürger sind, bedarf es keiner Beschränkungen für ihre Forderungen an den Staat. Denn letztlich ist es ihr Staat. Wenn sie allgemeine Gesundheitsvorsorge, Arbeitslosenunterstützung, Hilfe bei Alter oder Invalidität *als Recht* beanspruchen wollen, dann können sie es auch. Wie Mr. Moore betont, erschien der Wohlfahrtsstaat nicht einfach 1945 durch göttlichen Ratschluß. Er wurde von Menschenhand geschaffen.

So verhält es sich auch mit der Abgrenzung zwischen Öffentlichem und Privatem, der Frage, was im eigentlichen Sinne politisch ist und was nicht. Es gibt da keine absolute Unterscheidung. Das Private ist einfach der Bereich, wo die in der Gesellschaft Herrschenden sich ungebunden fühlen von bestimmten, in der Öffentlichkeit akzeptierten Werten wie beispielsweise Gleichheit oder Gerechtigkeit. Die britische *Upper Class* — nein: der reiche Engländer erwartet gleiche Diskretion über Geld, Sexualleben und sein Privatrevier Frau und Familie. Der seriöse *Independent* berichtete, der Tottenham-Manager David Pleat sei »wegen neuer Enthüllungen über sein Privatleben« zurückgetreten. Der gewöhnliche *Daily Mirror* vermied den Euphemismus und sprach von »Enthüllungen über seinen Verkehr mit Prostituierten«. ⁷ Am gleichen Tag, dem 24. Oktober, sollen erwachsene Männer beleidigt Tränen in ihren Gin Tonic gegossen haben ob der Nachricht, Lester Pigott sei öffentlich zur Rechenschaft gezogen worden für das, was Toptrainer Henry Cecil als »privates Zusatzabkommen« zu seinem Einkommen umschrieb. Es sind die gleichen Männer, die eine detaillierte Offenlegung der Bezüge von Sozialhilfeempfängern erwarten. Die Armen haben kein Recht auf Privatheit.

Hier ist die Distanz, die uns vom 16. Jahrhundert trennt, nicht allzu groß. Die Unterscheidung privat-öffentlich hat nichts mit dem inneren Wesen des Staates zu tun, sondern damit, wer die Macht ausübt und was öffentlicher Kontrolle entzogen sein muß. Auch was dann politisch wird, gehorcht keinem feststehenden Reglement. Alles hängt davon ab, wer wen auf welchem Feld herausfordert. Als der Feminismus die Einsperrung der Frauen im privaten Bereich von Sex, Heim und Herd als Ursache der Ungleichheit von Frauen kenntlich machte, griff er die Unterscheidung zwischen Öffentlichem und Privatem an und machte das Private politisch. Es bleibt aber nur politisch, solange die Frauen den Kampf darum aufrechterhalten. Es gibt keinen absoluten Wert, der vorschreibt, das Sexuelle habe seinem Wesen nach politisch zu sein.

Die Rückeroberung politischer Öffentlichkeit

Was heißt das nun für Mr. Moores sozialpolitische Einfälle, Mr. Lees ehrliche Hoffnungen, daß der Arbeitsprozeß nicht von »sozialen Rechten« gestoppt werde, Mr. — sorry — Sir Rhodes Boysons Blitzeschleudern gegen die Erschwerung von Erziehung und Bildung durch unpassende Werte wie »Gleichheit«? Denn daran, daß der Kern von Mr. Moores Plänen die Abkopplung der Sozialfürsorge von den politischen Rechten ist, besteht kein Zweifel. Er sagt es explizit. Hier die Passage, die dem meistzitierten Abschnitt seiner Rede vorausging:

»Unter dem Vorwand des Mitgeföhls hat man die Leute ermutigt, sich als 'Opfer der Verhältnisse' zu sehen: als ein Spielball gigantischer Mächte, auf die sie keinen Einfluß haben. Statt sie als Individuen zu betrachten, hat man sie in Gruppen eingeteilt und sie mit fertigen Etiketten versehen, die ihre Abhängigkeit ein für allemal festschreiben: 'Arbeitslose', 'Alleinerziehende', 'Behinderte'. Ihr Selbstvertrauen und ihr Selbstbehauptungswille ist damit subtil untergraben worden. Man hat ihnen beigebracht, daß nur die Maßnahmen der Regierung Einfluß auf ihre Situation haben. Das Gerede der 'Rechte' hat die öffentliche Diskussion beherrscht. Mit 'Rechten' war aber in diesem Zusammenhang nur die Sozialhilfe gemeint, die von Bürokraten ausgehändigt wird. Sogar freiwillige Hilfsorganisationen haben die Farbe gewechselt und sich in Dienstleistungsbetriebe verwandelt. Und die waren in Wirklichkeit den Interessengruppen behilflich, die bloß die Regierung zur Hilfeleistung drängten.«

Unter dem Vorwand der Ehrlichkeit scheint Mr. Moore von sich aus zwei gigantische Mächte ins Spiel gebracht zu haben: den Verborgenen Schulmeister und den Geheimnisvollen Etikettenkleber, die im Labyrinth des Wohlfahrtsstaates hinterhältig arglose Individuen in gesellschaftliche Fallgruben mit der Aufschrift »Behindert« etc. tappen ließen. Während sie dort schmachteten, wurde ihr Geist (mit seinen Worten) »korrumpiert«, und sie verfielen in »dumpfe Abhängigkeit«.

Mr. Moore versucht hier explizit, die Politik aus dem Sozialwesen zu beseitigen. Dies als eine Wahl zwischen Unabhängigkeit und Abhängigkeit vorzustellen, ist zutiefst unaufrichtig. Denn nimmt man den Behinderten das Recht auf staatliche Hilfen, wird ihre Abhängigkeit bloß verschoben in die »Privatsphäre« der Freunde, der Familie und, in Moores Utopia, einen entpolitisierten Bereich freiwilliger Hilfen.

Während des Vierteljahrhunderts, in dem die Briten nach Mr. Moore apathisch in Abhängigkeit versanken, erlebte die Idee des Staatsbürgertums (*citizenship*) einen kontinuierlichen Aufstieg. Sie wuchs unter dem Banner gleicher Rechte, der Speerspitze des Sozialismus, weniger unter dem der Freiheit von Bedürftigkeit, Hunger, Elend und Unwissenheit, dem Kampfprud des Liberalismus. Der Liberalismus eines Lord Beveridge⁹, der den Wohlfahrtsstaat begründete, sah den gelegentlichen und temporären Staatseingriff vor, damit die Leute die Möglichkeit haben, sich auf die Privatsphäre zurückzuwenden. Diese Beschränkung ist ein Grund, warum die Sozialisten die Rede von gleichen Rechten vorgezogen haben. Der Neokonservatismus hat ganz recht, wenn er den Egalitarismus als diejenige Politik ansieht, die eine kontinuierliche Ausweitung des Politischen und des Staates ermöglicht. Dann außer einer syndikalistischen Revolution waren Forderungen an den Staat das einzige Mittel der Armen oder Benachteiligten zur Verbesserung ihrer Lage.

Ist es also Irrtum oder Selbsttäuschung, wenn sich Sozialisten, Sozialdemokraten und Liberale nun um das Banner der Freiheit balgen und hastig alle

kompromittierenden Belege einstiger Befürwortung des Egalitarismus, der zentralen Planung, des starken, umverteilenden Staates verschwinden lassen? Gibt es eine andere Strategie, die Schranken des freien Marktes zu durchbrechen, als eine ökonomische Revolution, die allen ein angemessenes Einkommen sichert, und eine soziale Revolution, die es den Menschen erlaubt, als Arbeitende, alleinstehende Mütter, Behinderte, Konsumenten zugleich aktive Staatsbürger sein zu können? Denn die Sozialphilosophie des Neokonservatismus besagt, daß die Stärksten herrschen und die dicksten Tiere sich vollfressen sollen.

Aber die Konservativen, die 1979 zur Macht kamen, sperren sich nicht als einzige gegen die kontinuierliche Ausweitung des Staates und des Politischen oder gegen die Erwartung, daß jedes gesellschaftliche Problem von der Regierung gelöst werden muß. Der unablässige Appell an die Regierung in den Resolutionen der Labour Party hat eine der sterilsten Denkweisen des Sozialismus hervorgebracht. Und Mr. Moores Auffassung, daß die Menschen sich besser fühlen, wenn sie aufstehen und sich selbst helfen, ist ganz ohne Zweifel wahr. Wenn alles schließlich von staatlicher Fürsorge regiert wird, landet man bei einer Form des Totalitarismus, einer Ideologie, die jede Trennung von Staat und ziviler Gesellschaft leugnet und die tatsächlich von Staatsfunktionären ausgeübte Macht mystifiziert.

In Großbritannien mündete der Zwang, alle gesellschaftlichen Konflikte durch erweiterte Staatsintervention zu lösen, in allgemeinen Verdruß. In Skandinavien geschah dies beispielsweise nicht, teils weil die Konflikte weniger scharf waren, teils weil die Gewerkschaften immer als Teil der zivilen Gesellschaft betrachtet wurden, nicht als Partner des Staates. Diese Partnerschaft blockierte in der letzten Labourregierung ein kreatives Überdenken des Verhältnisses von Staat und Zivilgesellschaft. Niemand hat heute Lust zu einem todesmutigen Kampf für die Verteidigung der Einheitsschule, des allgemeinen Gesundheitsdienstes, des Wohlfahrtssystems der siebziger Jahre. Mr. Moore hat recht: es machte zu viele verdrossen und apathisch, bestenfalls wütend und frustriert. Aber das liegt nicht am Staat. Es liegt daran, daß die Menschen keine Kontrolle darüber und über die 1001 kleinen Vorschriften haben, die alle mit Ausnahme der Entschlossensten ausschließen.

Was die Bürger wirklich »ermächtigen« und die lokale Verwaltung rechen-schaftspflichtig machen kann (mit den Worten Mr. Ridleys¹⁰), ist ein System, in dem diejenigen, die soziale Dienstleistungen in Anspruch nehmen, ihr Bürgerrecht wahrnehmen, um auszuhandeln, wie das ihnen zustehende Geld ausgegeben wird. Nicht als Partner des Staates wie die Gewerkschaften in der letzten Labourregierung, sondern als Bürger, die zusammenkommen und direkt miteinander reden. Das würde zur notwendigen Reform der Kommunalverwaltung beitragen und zu einem Rollenwechsel der Ratsmitglieder, ohne die lokalen Behörden zu entmachten. Zwar würde es eine Gruppe von weißen Eltern nicht abhalten, ihre Kinder in »weiße« Schulen zu schicken, oder eine Gruppe moslemischer Eltern, islamische Staatsschulen zu fordern. Aber das Sektierertum solcher Forderungen würde gemildert, weil die Sache mit Lehrern und anderen Eltern besprochen werden muß — und nicht als offizielles Schreiben einer unerreichbaren staatlichen Autorität hingenommen wird.

Das wird der Konservativen Partei nicht gefallen, denn es zwingt die Politik in den Kern-Entscheidungsbereich des öffentlichen Lebens zurück. Es wird auch der Labour-Partei nicht gefallen, weil es ihre Autorität beschneidet, gerade in den bröckelnden Bastionen der Gemeinderäte. Aber wenn die Labour Party ihre morbide Funktion als Bedienerin der Staatsmaschine aufgäbe oder ihre Förderung potentiell totalitärer Standpunkte, dann könnte eine Unterstützung für das Wachsen politischer Selbsthilfegruppen ihr gewinnträchtigster Einsatz sein. Wenn sie deren politisches Potential erkennt und ihm Resonanz verschafft.

Aus dem Englischen von Petra Dobner und Thomas Laugstien

Anmerkungen

- 1 In einer Rede vom November 1987 im *Conservative Political Center*, der Bildungseinrichtung der Konservativen Partei. Es ist die zweite der beiden großen Reden, die er im Herbst zum Thema Wohlfahrtsstaat hielt.
- 2 Eine der drei beliebtesten Frauenzeitschriften, mit einer wöchentlichen Auflage von über 1 Million. Sie gehört zwar zu den »traditionellen« Frauenblättern, hat aber in den letzten zehn Jahren gezielt politische Kampfkampartikel gebracht.
- 3 Der Bildungsminister. Er ist verantwortlich für das Durchpeitschen der ungeheuer umstrittenen Reorganisation des Bildungswesens, das z.B. staatlichen Schulen die Möglichkeit gibt, sich von der Aufsicht der lokalen Erziehungsbehörde loszukoppeln. Mr. Baker hat diese Pläne aber nicht in einer ideologisch besonders anspruchsvollen Weise vorgebracht.
- 4 Der frühere Sozialminister Norman Fowler initiierte die Revision des Sozialstaats 1985 mit einer Reihe von Untersuchungen, dem »Fowler-Bericht«. Er gilt aber nicht als Verfechter der eisernen Linie. Heute ist er Arbeitsminister.
- 5 Das *Centre for Policy Studies* wurde 1975 von Margaret Thatcher und Sir Keith Joseph gegründet, um die Fehler des Konservatismus zu analysieren und vor allem das westdeutsche »Wirtschaftswunder« zu studieren. Die *Social Affairs Unit* wurde 1980 von neurechten Akademikern gegründet. Sie soll eine geistige Wende an den Universitäten herbeiführen, besonders in den Sozial- und Geisteswissenschaften.
- 6 Die *Sunday Times* ist das meistverkaufte seriöse Sonntagsblatt. In den sechziger Jahren genöß sie Reputation für kompromißlose humanitäre Kampagnen. 1981 kaufte sie Robert Murdoch, und sie wurde ein Leitorgan der thatcheristischen Presse-Meute.
- 7 Rhodes Boyson war Direktor einer Knabenschule im nördlichen Vorort Londons. In den siebziger Jahren wurde er ein führender Gegner der »fortschrittlichen« Bildungskonzepte. Er kam dann als treuer Knappe des Thatchertums ins britische Parlament und wurde später in den Adelsstand erhoben.
- 8 Der Fußballclub Tottenham Hotspurs ist ein Erstdivisionär aus dem Londoner Norden. Der *Independent* wurde 1986 von Journalisten gegründet, zum Teil als Reaktion auf den Verkauf der *Times*-Gruppe an Robert Murdoch und deren anschließenden Rechtsruck. Der *Daily Mirror* ist eine Bildzeitung im Besitz des ehrgeizigen früheren Labour-Abgeordneten Robert Maxwell. In Großbritannien hat er die zweithöchsten Verkaufszahlen nach Murdochs *Sun*.
- 9 Der britische Wohlfahrtsstaat der Nachkriegszeit basierte auf den Grundsätzen, die Lord Beveridge, ein Liberaler, 1944 im Bericht einer staatlichen Kommission formuliert hatte: der Staat solle die Bürger von den vier Nöten befreien (Hunger, Unwissenheit etc.). Das ist eher ein Bestandteil der spezifisch englischen Tradition des Liberalismus als des europäischen Liberalismus insgesamt.
- 10 Nicholas Ridley ist der Transportminister. In der Anhängerschar von Mrs. Thatcher ist er einer der Hardliner mit ausgeprägtem *Upper Class*-Bewußtsein.

Gerhard Hauck

Zurück zur Modernisierungstheorie?

Eine entwicklungstheoretische Bilanz

Einleitung: die klassischen Modernisierungs- und Abhängigkeitstheorien

Daß die »globalen Entwicklungstheorien in der Sackgasse« stecken (Hurtienne 1986, 60), ist eine weithin geteilte Überzeugung. Nachdem die in den sechziger Jahren allein dominierenden Modernisierungstheorien in den siebziger Jahren dependenztheoretischen Ansätzen gewichen waren, scheint nun auch die Erklärungskraft der letzteren erschöpft zu sein. Ein neues Paradigma ist nicht in Sicht. Nicht überraschend gewinnen klassisch-modernisierungstheoretische Argumentationsfiguren in gewandelter Gestalt neue Popularität. Mit ihnen möchte ich mich auseinandersetzen.

Hierzu ist es zunächst erforderlich, die wichtigsten Thesen der alten Modernisierungstheorien zu rekapitulieren. Im Zentrum steht überall die Unterscheidung zwischen »traditionellen« und »modernen« Gesellschaften. Was »modern« heißen soll, bemißt sich dabei an dem Bild von der europäisch-nordamerikanischen Gesellschaft in der Theorie der jeweiligen Autoren, als »traditionell« erscheint das Gegenbild dazu. Alle Gesellschaften waren einmal traditionelle. Einige — die Industrieländer — haben sich im Lauf der letzten 200 Jahre modernisiert; die anderen — die Entwicklungsländer — sind traditionell geblieben oder haben sich nur ansatzweise modernisiert.

Darüber, was nun spezifisch traditionell, was spezifisch modern sei, gibt es zwar unterschiedliche Vorstellungen, aber kaum Kontroversen. Alles ließ sich problemlos zusammenaddieren — was W. Zapf schließlich auch getan hat. Dabei ergibt sich folgendes Gesamtbild: traditionelle Gesellschaften sind gekennzeichnet durch niedrige Investitionsraten und niedriges Wirtschaftswachstum, mangelhafte Entwicklung der (Natur-)Wissenschaften und ihrer Anwendung im Produktionsprozeß, eine ausgeprägt hierarchische, durch extreme Ungleichheit gekennzeichnete Sozialstruktur, ein durch Partikularismus, Zuschreibung und fehlende funktionelle Spezialisierung charakterisiertes Wertesystem sowie schließlich durch ein geringes Maß an sozialer Mobilisierung, Allgemeinbildung und politischer Partizipation. Demgegenüber ist die moderne Gesellschaft gekennzeichnet durch »Rationalismus und Universalismus«, »Demokratisierung und Umverteilung«, »stetiges Wachstum und Massenkonsum«, »soziale Differenzierung und komplexe Institutionen«, »Leistungsmotivation und Individualismus« sowie »internationale Machtbalance« (Zapf 1977, 8). Der Prozeß der Modernisierung wird generell so vorgestellt, daß sich in den traditionellen Gesellschaften die neuen, der Moderne adäquaten Verhaltensweisen, Werte, Institutionen und Persönlichkeitstypen zunächst vereinzelt herausbilden und dann verallgemeinern: Risikobereite Unternehmer treten auf, wenden die Wissenschaft im Produktionsprozeß an und treiben die Investitionsrate in die Höhe, Partikularismus und Zuschreibung verlieren an Bedeutung, während die Leistungsmotivation zu steigen beginnt etc.

Gegen dieses Modell nun wendet sich seit den späten sechziger Jahren die Kritik der Abhängigkeitstheoretiker. Die Hauptangriffspunkte ihrer Kritik sind die Blindheit der Modernisierungstheorie gegenüber allen exogenen, nicht im Innern der je analysierten Gesellschaften liegenden Ursachen von Entwicklung und Unterentwicklung und ihr ethnozentrisch-ahistorischer Charakter.

Der ethnozentrisch-ahistorische Charakter der Modernisierungstheorie liegt offen zutage. Die eigene Gesellschaft ist das Ziel, auf das sich alles zubewegt; alle anderen sind das gleiche graue Einerlei, »traditionelle Gesellschaften« ohne wirkliche Geschichte. Die Unterschiede zwischen einzelnen »traditionellen Gesellschaften«, die oftmals sehr viel größer sind als die zwischen einzelnen von ihnen und einzelnen »modernen«, verschwinden. An der eigenen Gesellschaft werden zudem nur die positiven Seiten wahrgenommen — man lese nur die Zapfsche Liste noch einmal —; alles Negative wird auf die »traditionelle Gesellschaft« projiziert. Schließlich erscheint die Modernisierung auch noch als ausschließlich eigene Leistung. Das ethnozentrische Syndrom ist komplett.

Es ist auch mitverantwortlich für die Blindheit der Modernisierungstheorie gegenüber allen exogenen Ursachen von Entwicklung und Unterentwicklung. Blind war sie gegenüber der unbestreitbaren historischen Tatsache, daß dem angeblich »modernen« Muster direkt widersprechende Formen der Arbeitsorganisation wie Sklaverei und Zwangsarbeit in Lateinamerika (und anderwärts) in großem Umfang im Zuge der kolonialistischen Ausbreitung des Abendlandes erst eingeführt wurden. Blind war die Modernisierungstheorie auch gegenüber der Tatsache, daß mit Hilfe dieser und anderer mehr oder weniger gewaltsamer Methoden (bis hin zum direkten Raub) ungeheure Reichtümer aus den eroberten Ländern herausgepreßt und nach Europa transferiert wurden, wo sie dann für »Entwicklung« zur Verfügung standen, während sie in jenen Ländern fehlten. Blind war sie schließlich auch gegenüber der Tatsache, daß ein ähnlicher Transfer von Reichtümern aus der Peripherie in die Metropolen bis heute stattfindet. Der Mechanismen sind viele. Der offenbarste und doch am häufigsten übersehene ist der direkte Gewinntransfer von an der Peripherie mit einheimischen Arbeitskräften produzierenden Konzernen aus den Metropolen (zu seinem Umfang vgl. Jalée 1971, 68). Ein weiterer Transfer-Mechanismus, der in der Argumentation der Abhängigkeitstheoretiker eine große Rolle spielte, ist der »ungleiche Tausch«. Auf ihren rationalen Kern gebracht behauptet die These vom »ungleichen Tausch«, daß es den Unternehmen der Metropolen im Austausch mit denen der Peripherie in großem Umfang gelingt, durch Einsatz von nicht-marktförmigen Mitteln Extraprofite zu erzielen, was sich am deutlichsten in der ständigen Verschlechterung der Terms of Trade für die Peripherie manifestiert. Die offenkundigsten dieser Mittel sind einmal die Zoll-, Subventions- und Kontingentierungspolitiken der Kernstaaten, der EG-Agrarmarkt z.B., zum anderen die monopolistische oder quasi-monopolistische Beherrschung der Märkte für die Güter der Dritten Welt durch metropolitane Konzerne. Ein letzter Mechanismus des Werttransfers, der im Umkreis der Dependenztheorie herausgearbeitet wurde, besteht in dem, was man die »Ausplünderung der Subsistenzsektoren« nennen könnte. Sie funktioniert vor allem dort, wo kapitalistische Unternehmen fertige Arbeitskräfte aus überwiegend von der Subsistenzproduktion lebenden

Gesellschaften oder Teilgesellschaften rekrutieren und sie nach Gebrauch auch wieder in diese abschieben können; hier spart der kapitalistische Sektor Lohnkosten, weil er weder die Kosten für Aufzucht und Ausbildung der Kinder — der zukünftigen Arbeitskräfte — noch die für die soziale Versorgung in Zeiten der Nichtbeschäftigung übernehmen muß; all dies trägt der Subsistenzsektor. Für all dies hatte die Modernisierungstheorie kein Auge; sie ignorierte es schlichtweg.¹

Einigermaßen effektiv gekontert wurden die Vorwürfe der Dependenztheoretiker an die Adresse der Modernisierungstheorie erst Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre. Gegen den Vorwurf des Übersehens der exogenen Ursachen von Entwicklung und Unterentwicklung betonte man nun erneut und mit teilweise neuen Argumenten deren endogene Verursachung. Gegen den Ethnozentrismus-Vorwurf versuchte man das »Projekt der Moderne« als ein Modell von universeller Bedeutung zu rechtfertigen.

Zurück zur endogenen Verursachung?

Der Wiederaufstieg der These von der endogenen Verursachung wurde im dependenztheoretischen Lager selbst vorbereitet. Er fand eine zusätzliche Stütze in dem für viele unerwarteten wirtschaftlichen Aufstieg der »Schwellenländer« insbesondere Ostasiens, deren ökonomisches Wachstum sie definitiv aus dem Status der »Unterentwicklung« herausgeführt zu haben scheint. Für die dependenztheoretischen Übertreibungen — etwa eines Immanuel Wallerstein, für den Entwicklung wie Unterentwicklung allein aus dem ungleichen Tausch zwischen Zentrum und Peripherie zu erklären sind, die Gewinne der einen nur die Verluste der anderen darstellen — muß ein solcher Aufstieg unerklärlich bleiben. Man scheint hier nur die Wahl zu haben, die Schwellenländer zu ignorieren oder sein Paradigma zu wechseln.

Die linken Kritiker dieses Modells (insbesondere Brenner und Laclau, aber auch Cordova und Meillassoux) betonten von Anfang an, daß es nicht angeht, die kapitalistische Entwicklung als reines Nullsummenspiel der Verschiebung von Werten von hier nach da anzusehen. Der Mehrwert resultiert für sie nicht aus der Zirkulation, sondern aus der Produktion, aus der unbezahlten Mehrarbeit der Arbeiter, und ohne Berücksichtigung dieser Tatsache ist keine Erklärung der kapitalistischen Akkumulationsdynamik möglich. Diese Kritik ließ jedoch den Mainstream der europäischen Abhängigkeitsschule — von Amin bis Senghaas — ziemlich ungerührt. Hier dominierte nach wie vor ein reines Zirkulationsmodell, und der ungleiche Tausch erschien als die zentrale Ursache der Unterentwicklung. Der logische Ausweg für die Entwicklungsländer war »Dissoziation« vom Weltmarkt² und der Versuch einer »autozentrierten Entwicklung«. Logischerweise suchte man auch nach Vorbildern — und fand sie in den alten Industrieländern, womit der Zirkel geschlossen war, die Industrialisierung wieder als rein endogen verursacht analysiert werden konnte.

Vorläufiger Gipfelpunkt dieser Entwicklung sind die Arbeiten von Hartmut Elsenhans, der als Hauptvertreter der neuen Endogenitätsthese angesehen werden kann. Seine Argumentation läßt sich so zusammenfassen: »Akkumulation durch Investition« setzt sich erweiternde Märkte voraus. Eine solche Ausdehnung der

kaufkräftigen Nachfrage für die Produkte der sich entwickelnden kapitalistischen Industrie Europas gab es aber im ausgehenden Mittelalter weder im erreichbaren Ausland noch in einem einheimischen vorkapitalistischen oder kapitalistischen Sektor. Eine Erhöhung der staatlichen Ausgaben hätte die kapitalistische Entwicklung nur behindert, weil sie zu Dirigismus und Ineffizienz geführt hätte. Eine Erhöhung des Massenkonsums ist deshalb der einzige Faktor, der die notwendigerweise am Anfang der kapitalistischen Entwicklung stehende Ausweitung der kaufkräftigen Nachfrage erklären kann. Weil die unteren Klassen im feudalen Europa politisch stärker waren und es ihnen ökonomisch besser ging als überall sonst (die Beweise für diese Thesen bleiben allerdings dürftig³), konnte der Kapitalismus entstehen; sein Wachstum ruht bis heute auf durch die Arbeiterorganisationen erzwungenem Wachstum der Masseneinkommen. Die wirtschaftlichen Beziehungen mit der Peripherie spielen demgegenüber eine marginale Rolle. Was von dort in das sich industrialisierende Europa einfloß, waren vor allem Edelmetalle und Gewürze — Güter, die nicht in den industriellen Produktionsprozeß eingingen (vgl. Elsenhans 1982, 123 — daß ihre Einfuhr eine enorme Steigerung der kaufkräftigen Nachfrage in der herrschenden Klasse mit sich brachte, scheint Elsenhans nicht zu interessieren). Als Exportmarkt war die Peripherie unbedeutend; ihr Anteil an den englischen Exporten betrug 1797/98 nur 43 Prozent — als ob das nichts wäre (vgl. ebd. 125; zur Kritik auch Hein 1985, 179).

Wie man sieht, interessiert sich auch Elsenhans — zumindest was die Kernstaaten angeht — nur für die Realisierung des Mehrwerts, nicht für seine Produktion; auch er übersieht, daß nicht produzierter Mehrwert auch nicht realisiert werden kann. Die Grenze der Beschäftigung von Lohnarbeitern ist »die Möglichkeit für den Unternehmer, einen Profit aus ihrem Arbeitsprodukt herauszuschlagen. Steigt die Rate des Arbeitslohns so hoch, daß der Gewinn des Meisters unter den Durchschnittsprofit fällt, so hört er auf, sie zu beschäftigen« (MEW 23, 647). Dasselbe gilt auch gesamtgesellschaftlich: Steigt der Arbeitspreis infolge von außergewöhnlicher Akkumulation so stark, daß »die das Kapital ernährende Mehrarbeit nicht mehr in normaler Menge angeboten wird« (ebd. 649), wird weniger investiert, die Akkumulation nimmt ab, die Nachfrage nach Arbeitskraft sinkt, und »die steigende Lohnbewegung erhält einen Gegenschlag« (ebd.). Gesamtgesellschaftliche Reallohnsteigerungen sind im Kapitalismus längerfristig nur dann möglich, wenn gleichzeitig auch die Gewinne steigen — andernfalls würden die Profitraten sinken⁴, was zu einer Senkung der Investitionsrate und schließlich auch wieder der Reallöhne führen müßte. Dies bedeutet aber, daß die Reallöhne nur dann längerfristig steigen können, wenn die Gesamtwirtschaft noch schneller wächst — eine Tendenz, die noch dadurch verstärkt wird, daß der Kapitalismus durch die Revolutionierung der Produktivkräfte ständig Arbeitskräfte überschüssig macht, die ihrerseits auf das Lohnniveau drücken.

Nun sind das alles apriorische Argumente, die möglicherweise im Test an der historischen Realität scheitern könnten. Nach einer gängigen, Modernisierungs- und Dependenztheoretikern gemeinsamen Überzeugung *sind* sie gescheitert. Nach dieser beinahe zur Selbstverständlichkeit geronnenen Vorstellung haben zumindest seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ständig steigende Reallöhne

dem Kapitalismus in den Industriestaaten eine ständig steigende Nachfrage nach seinen Produkten gesichert — gestört allenfalls durch zufällige äußere Ereignisse wie die beiden Weltkriege. Erschüttert wurde diese allseits geteilte Überzeugung erst in der jüngsten Zeit — durch die Arbeiten der französischen »Fordismus«-Schule (Aglietta, Boyer, Lipietz) für Frankreich und die USA und durch Burkart Lutz für Deutschland; Thomas Hurtienne hat diese Überlegungen zum ersten Mal auf die Nord-Süd-Problematik angewendet.

Im Zentrum dieser Argumentation steht die Erkenntnis, daß die industriellen Lohnarbeiter in Europa bis in die 1950er Jahre hinein ihren Lebensunterhalt so gut wie gar nicht mit industriell-kapitalistisch produzierten Massenkonsumgütern deckten (vgl. hierzu schon Braverman 1977, 272ff.). Sie bezogen ihn nahezu ausschließlich aus einem »traditionellen Sektor«, der durch Dominanz familiärer Kleinbetriebe, Orientierung an Bedarfsdeckung statt an Rentabilität und nachrangige Bedeutung des Lohnarbeitsverhältnisses gekennzeichnet war, und der nach den Berechnungen von Lutz (1984, 132) im Deutschen Reich noch 1925 etwa die Hälfte aller Erwerbspersonen ausmachte. Das Brot kam vom Bäcker, die Kleidung vom Schneider (soweit sie nicht von den Arbeiterfrauen selbst produziert wurde), Kartoffeln und Kraut von der Bauersfrau auf dem Wochenmarkt oder dem Gemüsehändler, Hühner und Hasen hielt man selbst, im Haushalt wurde in heute unvorstellbarem Ausmaß eingekocht und eingelagert, genäht und gestrickt und gestopft.

Darüber hinaus versorgte der traditionelle Sektor, in dem es ständig einen Bevölkerungsüberschuß gab, den kapitalistischen auch mit einer »industriellen Reservearmee«, die als »Lohnregulator« diente. Jede Lohnerhöhung im kapitalistischen Sektor veranlaßt Teile dieser Überschußbevölkerung, den traditionellen Sektor zu verlassen — bis das daraus resultierende zusätzliche Angebot an Arbeitskräften im kapitalistischen Sektor dafür gesorgt hat, daß der Lohnanstieg annulliert ist. Das Existenzminimum, »gegen das die Löhne immer wieder ... gedrückt werden«, wird demzufolge durch das »Versorgungsniveau der ärmeren Schichten des traditionellen Sektors« bestimmt (Lutz 1984, 111).

Als Konsequenz ergibt sich, daß die Lohnentwicklung, solange jener »Wirtschaftsdualismus« herrschte, keineswegs der Motor eines ständigen dynamischen Wirtschaftswachstums sein konnte. De facto zeigt Lutz, daß die Produktivität im produzierenden Gewerbe in Deutschland von 1875 bis 1913 sehr viel schneller stieg als die Reallöhne. Der tatsächliche Motor dieser Entwicklung liegt für ihn in den außenwirtschaftlichen Beziehungen: Der Export verdreifachte sich zwischen 1890 und 1913, während sich das Volkseinkommen nur verdoppelte (ebd., 92). Dabei spielte »der Austausch industrieller Produkte zwischen den Industrienationen« »nur eine geringe Rolle« (ebd., 91). In der Hauptsache ging es um »die Neuerschließung und vertiefte Durchdringung von nicht oder wenig industrialisierten Regionen als wirtschaftliche Einflußzonen, Export- und Rohstoffmärkte« (ebd., 237) — wobei auch der direkten Gewalt, dem Gewinntransfer, dem ungleichen Tausch und der Ausplünderung der Subsistenzsektoren eine gewaltige Rolle zukommt.

Daß in dieser Phase die Reallöhne im Zentrum überhaupt stiegen, liegt an einem positiven Rückkopplungsmechanismus zwischen kapitalistischem und

traditionellem Sektor, einer »Prosperitätsspirale«: wächst der kapitalistische Sektor, steigen auch im traditionellen die Einkommen, weil überschüssige Bevölkerung aus ihm abgezogen und eine größere Menge von seinen Gütern gekauft wird. Die Löhne im kapitalistischen Sektor müssen dann nach der Logik der Austauschbeziehungen zwischen den Sektoren ebenfalls steigen — und sie tun dies auch, solange der Export überproportional steigt. Sobald er dies nicht mehr tut, setzt die entgegengesetzte, die »Depressionsspirale« ein: Der kapitalistische Sektor attrahiert keine Arbeitskräfte mehr aus dem traditionellen, dort gibt es einen Rückstau an überschüssiger Bevölkerung, die sich noch vermehrt durch die Rückkehr von arbeitslos werdenden Lohnarbeitern; die Nachfrage nach seinen Produkten stagniert; die Einkommen sinken, und die industriellen Löhne können schließlich ebenfalls nach unten gedrückt werden. Für Lutz ist die Zeit zwischen 1914 und 1930 (teilweise sogar bis 1950) als durch diesen Mechanismus beherrschte Stagnationsphase bestimmt.

Überwunden wurde die Stagnation schließlich durch ein neues, wohlfahrtsstaatliches »Regulierungssystem«, das die Laissez-Faire-Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt beseitigt (nachdem sie auf dem Gütermarkt schon lange vorher verschwunden war). Tarifrecht, Ausbau der Sozial- und Arbeitslosenversicherung, Lohnersatzleistungen jeglicher Art und Ausweitung des Staatsanteils sind wesentliche Merkmale dieses Systems. Sie ermöglichten, daß der kapitalistische Sektor in einer »zweiten Landnahme« (die erste war die imperialistische) den traditionellen seiner Bedeutung fast vollständig beraubte. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte produzierte die kapitalistische Industrie Massenkonsumgüter in riesigen Mengen und konnte sie an die eigenen Arbeiter verkaufen — Voraussetzung war eine gewaltige Senkung der Produktionskosten durch fordistisch-tayloristische Serienproduktion; andernfalls hätten sich ihre Waren gegen die Produkte des mit konkurrenzlos »billigen« Familienarbeitskräften arbeitenden traditionellen Sektors niemals durchsetzen können. Mechanismen des ungleichen Tausches und der Ausplünderung der Subsistenzsektoren ganz ähnlicher Art wie an der Peripherie spielten auch hier ihre Rolle — wobei noch anzumerken ist, daß in dieser Phase der Austausch mit der Peripherie anteilmäßig deutlich zurückging (vgl. Hurtienne 1986, 90), ohne deshalb, absolut gesehen, an Bedeutung zu verlieren. Dieses Akkumulationsmodell brachte Europa die beispiellose Aufschwungphase der Jahre 1950-1970.

Seine Grenze hat es in der Mitte der siebziger Jahre erreicht — Stagflation und permanente Massenarbeitslosigkeit belegen dies. Die Ursache liegt für Lutz darin, daß die »zweite Landnahme« zu ihrem Abschluß gekommen ist. Der traditionelle Sektor ist nahezu vollständig verschwunden.⁵ Zusätzliche Wachstumsimpulse durch Übernahme der Produktion in bisher von ihm beherrschten Bereichen sind nicht mehr zu erwarten. Dieser Impulse aber bedürfte es, wenn das im wohlfahrtsstaatlichen Regulierungssystem nicht mehr so einfach rückgängig zu machende Steigen der Löhne nicht dazu führen soll, daß die »das Kapital ernährende Mehrarbeit nicht mehr in normaler Menge angeboten« wird und die Akkumulation erschlapft. Selbst in dieser, dem Senghaas-Elsenhans-Aminschen Modell noch am ehesten entsprechenden Phase, ruhte die Dynamik der kapitalistischen Entwicklung also nicht ausschließlich auf steigenden Reallöhnen. Für die

lange Phase davor aber beweist die Studie von Lutz, daß diese Dynamik ohne die kapitalistische Durchdringung der Peripherie nicht möglich gewesen wäre. Die These von der ganz überwiegend internen Verursachung läßt sich auch in der Elsenhansschen Fassung nicht halten.

Es fragt sich allerdings, ob und wie die Schwellenländer in dieses Modell zu integrieren sind. Ohne hier eine endgültige Klärung herbeiführen zu können, dürfen wir doch feststellen, daß dort entweder der von Lutz als »zweite Landnahme« bezeichnete Prozeß ebenfalls in bedeutsamem Umfang stattgefunden hat, man also auf den Beitrag einer sozusagen »inneren Peripherie« zurückgreifen konnte (in Argentinien, Brasilien und Mexiko — vgl. Hurtienne 1986, 95), oder tatsächlich ein gewaltiger Außenbeitrag aus den Metropolen zur Verfügung stand, wie in Taiwan und Südkorea, wo die USA ihn aus militärischen Gründen gewährten.

Ob uns gegenwärtig eine neue Phase der metropolitanen Landnahme an der Peripherie (oder anderswo) bevorsteht und wie sie gegebenenfalls zu bewerkstelligen wäre, oder ob die jetzige Stagnationsphase anhalten wird, läßt sich anhand des Lutzschen Modells nicht vorhersagen. Keineswegs aber setzt dieses Modell eine Zusammenbruchstheorie nach Art der Luxemburgschen voraus. Zwar geht Lutz in direkter Anknüpfung an Luxemburg davon aus, daß Wachstumsschübe im Kapitalismus nur über Durchdringung nichtkapitalistischer Gesellschaften bzw. Gesellschaftssektoren zustandekommen können, und daß er ohne solche externen Beiträge zur Stagnation verurteilt ist. Aber selbst wenn alle nichtkapitalistischen Gesellschaften und Sektoren vom Kapitalismus aufgesogen wären, würde daraus nicht notwendig der Zusammenbruch folgen. Den Mechanismus zur Auflösung des Dilemmas, daß die Realisierung des Mehrwerts immer wieder Lohnsteigerungen erfordern würde, die seine Produktion unmöglich machen würden, hat der Kapitalismus schon lange selbst geschaffen: die Krise. Wenn sie lange genug gedauert, zur Vernichtung einer ausreichenden Menge an Kapital und zu einer entsprechenden Reduktion des Warenangebots geführt hat, löst sich das Realisierungsproblem schließlich von selbst; und auch die Reallohnsteigerungen finden in der Krise ein Ende. Die Akkumulation kann wieder einsetzen. Diese Lösung bringt zwar einiges an Kosten mit sich. Die Notwendigkeit des Zusammenbruchs aber verhindert sie. Zu bezweifeln ist nur, daß ohne externen Beitrag eine langfristige überzyklische Akkumulationsphase von der Art der Kondratieffschen »langen Wellen« auftreten kann. Und in der Tat bezieht sich die Lutzsche Argumentation explizit auf solche »langen Wellen«: eine lange Welle kräftigen Wachstums in der Phase der »Exportindustrialisierung« zwischen 1890 und 1914, eine lange Welle der Stagnation in der Phase der Suche nach einem neuen Regulierungssystem zwischen 1914 und 1945/50, und eine neue lange Welle kräftigen Wachstums in der Phase der »zweiten Landnahme« zwischen 1950 und 1974/75. Ein externer Beitrag stand in den beiden Wachstumsphasen zur Verfügung, in der Stagnationsphase nicht.

Zurück zum Universalitätsanspruch des westlichen Modells?

Die Antwort der Modernisierungstheorie auf den Ethnozentrismus-Vorwurf ließ lange auf sich warten. Eine konkrete Auseinandersetzung mit den Argumenten der Dependenztheoretiker fand praktisch nicht statt. Seit den späten siebziger Jahren jedoch läßt sich in der allgemeinen soziologischen Theorie eine Tendenz zur Abstraktifizierung der modernisierungstheoretischen Grundbegriffe beobachten, ein Bemühen, die mutmaßlichen Charakteristika der Moderne als Verkörperungen allgemeiner und verallgemeinerungsfähiger Prinzipien zu erweisen, denen sich kein vernünftiger und seiner Vernunft folgender Mensch widersetzen könne. Wenn dies gelänge, wäre die Moderne das für jegliche vernünftige Gesellschaftsgestaltung allein verbindliche Modell.

Ins Zentrum dieser Bemühungen trat sehr schnell Webers Begriff der »Rationalisierung« — bzw. die Interpretationen dieses Konzepts durch die verschiedenen Theoretiker, von Habermas über Lepsius und Schluchter bis hin zu Tenbruck. »Die Moderne« soll den vorläufigen Endpunkt eines universalhistorischen Prozesses permanenter Rationalisierung darstellen.

Zugrundegelegt wird dieser Rationalisierungstheorie »als Folie« die Unterscheidung von »kognitiven, evaluativen und expressiven Symbolismen, von Geltungsansprüchen der Wahrheit, der Richtigkeit und der Wahrhaftigkeit« (Schluchter 1979, 30; ebenso Habermas 1981 I, 109 und passim). Die Moderne ist gekennzeichnet durch Differenzierung oder »Auffächerung« dieser Wert-sphären. Sie werden mit »wachsender Autonomie« und »wachsendem Eigenrecht« ausgestattet und so einerseits in die Lage gebracht, ihre »inneren Eigengesetzlichkeiten« zu entfalten, wodurch andererseits die Tatsache, daß ihre Ansprüche untereinander konfliktieren können, immer deutlicher ins Bewußtsein gerückt wird. Weber spricht in diesem Zusammenhang je nachdem von der »Versachlichung« oder der »Entzauberung der Welt« als kulturhistorischer Leistung der Moderne. Schluchter wie Habermas sehen in dieser Auffächerung der Wert-sphären selbst schon einen Rationalisierungsprozeß von universeller Bedeutung, einen Prozeß, der die Moderne zu einer vernünftigeren Form der Gesellschaftsgestaltung werden ließ als alle anderen. Darüber hinaus versuchen sie zu zeigen, daß sich innerhalb der so ausdifferenzierten Wertsphären in der Moderne ebenfalls Rationalisierungsprozesse von universeller Bedeutung abgespielt haben. Im Zentrum stehen dabei die Rationalisierung der kognitiven Sphäre, die die rationale Wissenschaft und Technik der Moderne hervorgebracht hat, und die der evaluativen Sphäre, die vor allem als zunehmende Universalisierung zu beschreiben ist.

Bei der These von der Höherwertigkeit der Auffächerung von kognitiver, evaluativer und expressiver Wertsphäre handelt es sich in meinen Augen um ein schlichtes Werturteil in Webers Sinn. Im Rahmen eines durch den »Rationalismus der Weltbeherrschung« geprägten Weltbildes ist es sicherlich vernünftiger, so zu differenzieren, als es nicht zu tun; daß es generell (weltbildunabhängig) vernünftiger ist, ist schlechterdings nicht nachzuweisen (vgl. Hauck, 1987). Für den Mystiker, dessen höchstes Ziel das Erlebnis der mystischen Vereinigung mit der Gottheit ist, oder für den buddhistischen Heiligen, der nur Er-

lösung von allem Haften an der Welt sucht, gibt es keinen vernünftigen Grund, so zu differenzieren. Und selbst wenn man sich wie Habermas im Anschluß an Piaget Rationalisierung partout nur als Dezentrierung vorstellen kann, gibt es keinen weltbildunabhängigen Grund dafür, die hier diskutierte Form der Ausdifferenzierung von Wertsphären im Vergleich etwa zu der hierzu absolut querliegenden neokonfuzianischen Unterscheidung zwischen den Sphären von Yin und Yang (vgl. Porkert 1974, 9ff.) als rationaler anzusehen.

Wichtiger ist die Auseinandersetzung mit dem Universalismuskonzept, das in all diesen Rationalisierungstheorien eine zentrale Rolle spielt. Nach Schluchter läßt sich die Entwicklung der Ethik (der bei ihm paradigmatische Bedeutung zukommt) als universalhistorischer »Prozeß der Abstraktion und Universalisierung ethischer Ideen« fassen (Schluchter 1979, 78). Ihre höchste Stufe erreicht sie in der dem »okzidentalen Rationalismus« entsprechenden »Verantwortungsethik«, einer »reflexiven Prinzipienethik«, in der die Unterscheidung zwischen Binnenmoral und Außenmoral wegfällt und die »Gewissensfreiheit der *anderen*« eingeschlossen ist.

Bei Habermas, der die Entwicklung der Ethik genauso sieht wie Schluchter, gibt es eine zusätzliche Begründung dafür, daß universalistische Ethik (und universalistisches Recht) höhere Stufen der »diskursiven« bzw. »kommunikativen Rationalität« (Habermas 1981 I, 110) darstellen sollen. Wenn »Wahrheit« ein »universeller Geltungsanspruch« und »vernünftig« das ist, was jeder akzeptieren muß, der nur dem Zwang des besseren Arguments (und nicht irgendwelchen anderen Zwängen) folgt, dann sind eine partikularistische Ethik bzw. ein partikularistisches Recht, die die Argumente und Interessen bestimmter Personen bzw. Personengruppen von vornherein nicht anerkennen, vor der Vernunft nicht zu rechtfertigen. So kann Habermas von »dem vernünftigen Gehalt der kulturellen Moderne« reden, der sich u.a. in den »universalistischen Grundlagen von Recht und Moral« manifestiere, »die in den Institutionen des Verfassungsstaates, in Formen demokratischer Willensbildung, in individualistischen Mustern der Identitätsbildung auch eine (wie immer verzerrte und unvollkommene) Verkörperung gefunden haben« (Habermas 1983, 412).

Dem mit dem *Kapital* vertrauten Leser wird auffallen, daß das hiermit umrissene Bild der Moderne — wie übrigens auch das von Zapf — gar nicht allzu verschieden ist von dem Bild, das Marx von der *Oberfläche* der bürgerlichen Gesellschaft entwirft:

»Was allein hier herrscht, sind Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham. Freiheit! Denn Käufer und Verkäufer einer Ware sind nur durch ihren freien Willen bestimmt. Sie kontrahieren als freie, rechtlich ebenbürtige Personen. (...) Gleichheit! Denn sie beziehen sich nur als Warenbesitzer aufeinander und tauschen Äquivalent gegen Äquivalent. Eigentum! Denn jeder verfügt nur über das Seine. Bentham! Denn jedem von den beiden ist es nur um sich selbst zu tun.« (MEW 23, 189f.)

Die Kontraktfreiheit im Marxschen Text wird zum Universalismus, aus der »Gleichheit« werden die »Institutionen des Verfassungsstaates«, aus der »Freiheit« wird die »demokratische Willensbildung« und aus »Bentham« wird die »Individualität«; nur das »Eigentum« findet Habermas nicht mehr der Erwähnung wert.

Marxens Kritik an diesem Selbstbild der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht, daß es in sich falsch wäre (das ist es nicht), sondern daß es auf der Oberfläche

verharrt, daß es eine tieferliegende Realität von Ungleichheit, Zwang und Ausbeutung übersieht und verdeckt. Nun spricht allerdings auch Habermas — deutlicher als Schluchter, der allenfalls »unbrüderliche Konsequenzen« sieht — von einer »verzerrten und unvollkommenen« Verkörperung des Universalismus in jenen Institutionen der Moderne. Aber das ist für ihn historisch sekundär, sozusagen eine nicht intendierte Nebenfolge der Modernisierung: »... erst das Eindringen von Formen ökonomischer und administrativer Rationalität in Handlungsbereiche, die sich der Umstellung auf die Medien Geld und Macht widersetzen, weil sie ... auf Verständigung als Mechanismus der Handlungskoordination angewiesen bleiben«, führt zur »Verdinglichung der kommunikativen Alltagspraxis« (Habermas 1981 II, 488). Für Marx dagegen sind Ungleichheit, Zwang und Ausbeutung von Anfang an integrale und grundlegende Bestandteile der kapitalistischen Entwicklung, in der umgekehrt Freiheit, Gleichheit und Individualität nur eine sekundäre Rolle spielen — was sich schon daran zeigt, daß sie immer wieder suspendiert werden konnten, ohne daß dies jene Entwicklung gefährdet hätte.

Am deutlichsten wird der Gegensatz an der »Erklärungsskizze«, die Habermas (1976, 242ff.; vgl. auch 1981 II, 463ff.) zur Entstehung des Kapitalismus anfertigt. Demnach liegt der Kernpunkt dieser Entwicklung darin, daß »den Weltbildern universalistische Prinzipien entnommen und im Bereich der gesellschaftlichen Arbeit institutionalisiert wurden«. Nun besteht auch für Marx kein Zweifel, daß die Kontraktfreiheit der Arbeiter — ein universalistisches Prinzip — eines der zentralen Merkmale der kapitalistischen Produktionsverhältnisse darstellt. Auch wenn sie keineswegs immer und von Anfang an in vollem Umfang verwirklicht war, gilt doch im Prinzip: Damit der Besitzer der Arbeitskraft »sie als Ware verkaufen kann, muß er über sie verfügen können, also freier Eigentümer seines Arbeitsvermögens, seiner Person sein« (MEW 23, 182). Aber dies ist nur die eine Seite der Medaille, und diese Seite allein existiert für unsere Modernisierungstheoretiker. Die andere Seite ist die, daß die »Neubefreiten erst Verkäufer ihrer selbst (werden), nachdem ihnen alle ihre Produktionsmittel«, alle »Verwirklichungsbedingungen der Arbeit« geraubt und in den Händen einer Klasse von Kapitaleigentümern konzentriert sind (ebd. 742f.). Universalismus und Kontraktfreiheit finden ihre Schranke von Anfang der kapitalistischen Entwicklung an in der für den einzelnen vorgegebenen und durch ihn allenfalls in infinitesimaler Weise änderbaren Eigentumsverteilung. Zwar sind die geographischen Mobilitätsschranken für die Arbeitskräfte, wie sie aus der Schollenpflichtigkeit resultierten, weitgehend gefallen. Aber partikularistische Organisationsprinzipien bleiben insofern erhalten, als nur die Eigentümer von Kapital als Käufer und Verwerter von Arbeitskraft auftreten können. Die Eigentumslosen dagegen sind gezwungen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, und zwar zu einem Preis, der niedriger ist als der Wert, den sie schafft; anders würde es für den Kapitalisten überhaupt keinen Sinn machen, sie zu kaufen. Ohne die Durchbrechung von Universalismus und Gleichheitsprinzip, die in der Klassenspaltung liegt, könnte der Kapitalismus weder entstehen noch seine Dynamik von Akkumulation und Revolutionierung der Produktivkräfte entfalten. Man mag den Modernisierungstheoretikern zwar recht geben, daß Universalismus vernünftiger ist als Partikularis-

mus; man kann ihnen aber nicht recht geben darin, daß die moderne — sprich kapitalistische — Arbeitsorganisation universalistischen Prinzipien genüge tut. Diese Arbeitsorganisation weltweit durchzusetzen ist keineswegs ein Gebot der Vernunft.

Prinzipiell ähnlich ist die Situation, was die Rationalisierung im Bereich des kognitiv-instrumentellen Wissens angeht. Die Überlegenheit der Moderne steht für die Modernisierungstheoretiker hier am wenigsten in Zweifel. Die Rationalisierung der Produktion durch »permanente Steigerung der Produktivkräfte« (Habermas 1976, 244) im Kapitalismus ist für alle Modernisierungstheoretiker eine selbstverständliche, nicht weiter hinterfragte Voraussetzung. Das Problem mit dieser Voraussetzung ist einmal mehr, daß die Rationalisierungsziele und die Art ihrer Festlegung nicht explizit diskutiert werden. Gerade nach Weber kann man aber von »technischem Fortschritt« nur im Hinblick auf einen eindeutig *gegebenen* Zweck sprechen (dann, wenn ein weniger effektives Mittel zur Erreichung dieses Zwecks durch ein effektiveres ersetzt wird — vgl. Weber 1951, 512f.). Selbst die Zwecke des ökonomischen Handelns im engeren Sinne können jedoch, wie Weber im gleichen Zusammenhang betont, zwischen verschiedenen Personen bzw. Personengruppen stark divergieren, ja gegensätzlich sein. Über die Ziele, auf die hin rationalisiert werden soll, entscheiden aber im Kapitalismus von Anfang an allein die Kapitaleigentümer; die große Masse der Bevölkerung ist von diesen Entscheidungen ausgeschlossen — und ebenso von denen über die Abwägung von Zwecken, Mitteln und Nebenfolgen im Produktionsprozeß. So wenig man hier a priori eine vollständige Unvereinbarkeit der Ziele annehmen kann, so wenig kann man aber auch eine prästabilisierte Harmonie annehmen.

Die Entscheidungen darüber, ob in Mondraketen, Produktionsmittel, Massen- oder Luxuskonsumgüter investiert, und ob durch produktive Investitionen vorrangig der Ausstoß erhöht oder die Arbeit erleichtert werden soll, dürften je nach der Universalität des Entscheidungszugangs unterschiedlich ausfallen. Oder anders gewendet: Die Rationalisierung der Naturaneignung findet im Kapitalismus immer und nur dann statt, wenn durch sie die Profite der Kapitaleigentümer gesteigert werden, nicht schon dann, wenn sich nur die Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter verbessern würden. Sie ist systematisch auf partikuläre Ziele ausgerichtet (die sich höchstens per Zufall und im Nachhinein einmal als verallgemeinerungsfähig erweisen können). Nur im Hinblick auf diese partikulären Ziele ist sie überhaupt Rationalisierung. Wer diese Ziele nicht teilt, muß die kapitalistische Art der Rationalisierung keineswegs aus Gründen der Vernunft als das allen anderen überlegene Modell anerkennen. Und diese Ausrichtung der Produktivkraftentwicklung auf partikuläre Ziele (die übrigens auch Marx nur unvollkommen erkannte) ist ein Geburtsfehler des Kapitalismus, eines seiner konstitutiven Merkmale von Anfang an, nicht eine späte, durch das Rückschlagen einer verselbständigten Ökonomie auf die Lebenswelt bedingte Deformation. Was in diesem Zusammenhang (bei Zugrundelegung des Habermaschen Rationalitätsbegriffs) im Namen der Vernunft zu fordern wäre, ist die Aufhebung aller partikularistischen Zugangsbeschränkungen zu den Produktionsentscheidungen — mögen die Schranken nun im Privateigentum an Produktions-

mitteln liegen (wie im Kapitalismus) oder in bürokratischen Herrschaftspositionen (wie im real existierenden Sozialismus).

Fazit

Die Kritik der Dependenztheoretiker an den zentralen Aussagen der Modernisierungstheorie behält ihre Gültigkeit. Weder der Beitrag der Peripherie zur Entstehung und Erhaltung der kapitalistischen Akkumulationsdynamik in den Metropolen noch der der letzteren an der Entwicklung der Unterentwicklung in der Peripherie läßt sich leugnen; und beide Beiträge sind wesentlich, keine bloßen Marginalien. Ebensowenig läßt sich die universelle Gültigkeit des westlichen Modernisierungsmodells erweisen; die vermeintlich überlegene Rationalität dieses Modells besteht nur unter dessen eigenen Prämissen, und deren Vernünftigkeit läßt sich vernünftig bestreiten.

Was aber läßt sich aus der Auseinandersetzung mit den neueren modernisierungstheoretischen Positionen lernen? Zunächst: Es gab in der Geschichte des Kapitalismus eine Phase, die den Vorstellungen von einer »autozentrierten Entwicklung« relativ weitgehend entsprach, die »lange Welle« des Wachstums zwischen 1950 und 1970/74. Hier gab es zwar immer noch einen externen Beitrag aus der Peripherie; aber er wuchs langsamer als die Produktion in den Metropolen. Das Steigen der Reallöhne kann diese Entwicklung allerdings auch nur teilweise erklären. Daß es so lange anhielt und nicht schon sehr viel früher an die durch die Profitrate gesetzten Schranken gestoßen ist, war nur möglich, weil es durch die »zweite Landnahme«, der nahezu kompletten Übernahme der vorher von einem nicht-kapitalistischen Sektor betriebenen Produktion von Gebrauchsgütern für den Konsum der Arbeiterklasse durch den kapitalistischen Sektor gekoppelt war. Die kapitalistische Durchdringung der »äußeren« wurde ergänzt und teilweise ersetzt durch die einer »inneren Peripherie«. Daß dieser Prozeß abgeschlossen und ein neues Akkumulationsmodell nicht in Sicht ist, bedeutet keineswegs ein Ende der kapitalistischen Akkumulation überhaupt; der Zyklus von Boom und Krise funktioniert auch ohne externen Beitrag. Was auf absehbare Zeit nicht zu erwarten ist, ist jedoch eine neue »lange Welle« überzyklischen Wachstums.

Die Diskussion über »Modernisierung als Rationalisierung« hat zum anderen die Maßstäbe deutlicher gemacht, an denen man »Rationalisierung« vernünftigerweise bemessen kann — Maßstäbe, an denen gemessen das »westliche Modell« als »zu leicht befunden« angesehen werden muß. Weder die kapitalistische Eigentumsverteilung noch ihre partikularistischen Konsequenzen für die Organisation der Arbeit, die Verfügung über das Mehrprodukt und die Entscheidung über die Produktionsziele lassen sich vernünftig rechtfertigen.

Anmerkungen

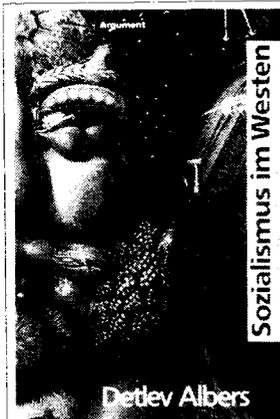
- 1 Charakteristisch ist z.B., daß Zapf noch 1977 (10ff.) zwar konstatiert, daß »radikale Ansätze« von »Neo-Imperialismus« und »Ausplünderung« reden, dann aber ungerührt und ohne darauf einzugehen fortfährt, die »liberale Richtung« (der er sich selbst zurechnet) sehe nur »Entwicklungsdilemmas«, für die »Problemlösungen nicht außerhalb des Systems« zu finden seien — und dann nur noch einmal den ganzen alten Katalog an internen Modernisierungsursachen wiederholt.

- 2 Aus der Ablehnung der Zirkulationsfixierung folgt keinesfalls notwendig auch eine generelle Ablehnung der Dissoziationsstrategie. Da es die Ausbeutung über die Zirkulationssphäre — den ungleichen Tausch — gibt, kann die Abkoppelung vom Weltmarkt unter Umständen durchaus erfolgversprechend sein, vor allem dort, wo dies der dominierende Ausbeutungsmechanismus ist. Da es aber nirgendwo der einzige — und oftmals nicht der dominierende — derartige Mechanismus ist, ist die Abkoppelung aber auch alles andere als ein Allheilmittel.
- 3 Als Hauptbeleg für die »Verbesserung der Ernährungssituation der Massen« dient »die rasche Zunahme der englischen Bevölkerung im 18. Jahrhundert« (Elsenhans 1982, 117); nach diesem Argument muß es den Massen in den Entwicklungsländern von heute blendend gehen.
- 4 Es sei denn, man würde die unrealistische Annahme einer gleichzeitigen Abnahme des konstanten Kapitals machen.
- 5 Was an Subsistenzproduktion verbleibt — insbesondere in Gestalt von unbezahlter Hausfrauenarbeit —, hilft zwar auf der Produktionsseite (Lohn-)Kosten sparen; ein neuer Akkumulationschub von der Nachfrageseite her ist aber hier nicht zu erwarten.
- 6 Oder auch als im »real existierenden Sozialismus«, wo der Zugang zwar nicht durch das Eigentum, wohl aber (in empirisch unterschiedlichem Ausmaß) durch die Zugehörigkeit zum bürokratischen Herrschaftsapparat eingeschränkt ist.

Literaturverzeichnis

- Aglietta, M., 1982: Capitalism in the 80's. In: *New Left Review* 138
- Almond, G., 1969: Politische Systeme und politischer Wandel. In: *Theorien des sozialen Wandels*. Hg. v. W. Zapf. Köln
- Amin, S., 1975: Die ungleiche Entwicklung. Hamburg
- Baran, P., 1966: Politische Ökonomie des wirtschaftlichen Wachstums. Neuwied
- Bendix, R., 1968: Modernisierung und soziale Ungleichheit. In: *Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Probleme der frühen Industrialisierung*. Hg. v. W. Fischer. West-Berlin
- Boyer, R., 1979: La crise actuelle: une mise en perspective. In: *Critique de l'Economie Politique* 7/8
- Braverman, H., 1977: Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß. Frankfurt/M.
- Brenner, R., 1977: The origins of capitalist development. In: *New Left Review* 104
- Cardoso, F.H., 1981: Die Entwicklung auf der Anklagebank. In: *Peripherie* 5/6
- ders., 1976: Abhängigkeit und Entwicklung in Lateinamerika. Frankfurt/M.
- Cordova, A., 1973: Strukturelle Heterogenität und wirtschaftliches Wachstum. Frankfurt/M.
- Deutsch, K.W., 1969: Soziale Mobilisierung und politische Entwicklung. In: *Theorien des sozialen Wandels*. Hg. v. W. Zapf. Köln
- Elsenhans, H., 1981: Abhängiger Kapitalismus oder bürokratische Entwicklungsgesellschaft. Frankfurt/M.
- ders., 1982: Grundlagen der Entwicklung der kapitalistischen Weltwirtschaft. In: *Kapitalistische Weltökonomie*. Hg. v. D. Senghaas. Frankfurt/M.
- ders., 1986: Staatsklasse, Umverteilung und die Überwindung von Unterentwicklung. In: *Peripherie* 22/23
- Elwert, G., 1980: Ökonomie und Sozialstruktur eines westafrikanischen Bauerndorfes. In: *Zs. f. Soziologie* 9, 4
- Emmanuel, A., 1969: *L'échange inégal*. Paris
- Evers, T., und P. v. Wöglau, 1973: Dependencia: lateinamerikanische Beiträge zur Theorie der Unterentwicklung. In: *Das Argument* 79
- Frank, A.G., 1968: Kapitalismus und Unterentwicklung in Lateinamerika. Frankfurt/M.
- ders., 1972: Sociology of development and underdevelopment of sociology. In: *Dependence and Underdevelopment*. Hg. v. J.D. Cockroft et al. New York
- Habermas, J., 1976: Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus. Frankfurt/M.
- ders., 1981: *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt/M.
- ders., 1983: Die Verschlingung von Mythos und Aufklärung. In: *Mythos und Moderne*. Hg. v. K.H. Bohrer. Frankfurt/M.
- Hauck, G., 1975: Das Elend der bürgerlichen Entwicklungstheorie. In: *Handbuch 2. Unterentwicklung*. Hg. v. B. Tibi und V. Brandes. Frankfurt/M.
- ders., 1979: Kapitalismus oder »okzidentaler Rationalismus«? In: *Das Argument* 123

- ders., 1985: Zur Diskussion um Wallersteins Weltsystem-Perspektive. In: Das Argument 151
- ders., 1987: Habermas, die Magie und die Universalität der Vernunft. In: Peripherie 27
- Hein, W., 1985: Staatsklasse, Umverteilung und Überwindung der Unterentwicklung. In: Peripherie 18/19
- Honneth, A., und H. Joas (Hrsg.), 1986: Kommunikatives Handeln. Frankfurt/M.
- Hopkins, A.G., 1973: An economic history of West Africa. London
- Hoselitz, B.F., 1960: Sociological factors in economic growth. Glencoe
- Hurtienne, T., 1986: Fordismus, Entwicklungstheorie und Dritte Welt. In: Peripherie 22/23
- Jalée, P., 1971: Das neueste Stadium des Imperialismus. München
- Laclau, E., 1981: Politik und Ideologie im Marxismus. West-Berlin
- Lepsius, R.M., 1977: Modernisierungspolitik als Institutionenbildung. In: Probleme der Modernisierungspolitik. Hg. v. W. Zapf. Meisenheim
- Lutz, B., 1984: Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt/M.
- Luxemburg, R., 1970: Die Akkumulation des Kapitals. Frankfurt/M.
- MEW = Marx-Engels-Werke. Berlin/DDR
- Meillassoux, C., 1975: Femmes, greniers et capitaux. Paris
- Parsons, T., 1951: The social system. New York
- ders., 1964: Evolutionary universals in society. In: American Journal of Sociology 29
- Porkert, M., 1974: The theoretical foundations of Chinese medicine. Cambridge/Mass.
- Rodney, W., 1972: How Europe underdeveloped Africa. London
- Rostow, W.W., 1960: Stadien wirtschaftlichen Wachstums. Göttingen
- Schluchter, W., 1979: Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Tübingen
- Senghaas, D., 1977: Weltwirtschaftsordnung und Entwicklungspolitik. Frankfurt/M.
- ders., 1982: Von Europa lernen. Frankfurt/M.
- ders. (Hrsg.), 1982: Kapitalistische Weltökonomie. Frankfurt/M.
- Sweezy, P., 1972: Theorie der kapitalistischen Entwicklung. Frankfurt/M.
- Tenbruck, F., 1975: Das Werk Max Webers. In: Kölner Zs. f. Soziologie 27
- Wallerstein, I., 1974: The Modern World System. Vol I, New York
- ders., 1975: The Capitalist World Economy. Cambridge
- Weber, M., 1951: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen
- ders., 1920: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. I. Tübingen
- Zapf, W. (Hrsg.), 1977: Probleme der Modernisierungspolitik. Meisenheim



Detlev Albers
Sozialismus im Westen
Erste Annäherungen:
Marxismus und Sozialdemokratie

Mit dem Irseer Programm (1986) hat sich die SPD wieder ausdrücklich auf die »Marxsche Geschichts- und Gesellschaftslehre« als eine ihrer wichtigsten »geistigen Wurzeln« berufen. Welchen Beitrag kann ein erneuerter Marxismus für die Theorie und die Praxis der SPD leisten? Detlev Albers, Mitglied der II. Programm-Kommission des SPD-Parteivorstandes, behandelt in seinen Aufsätzen u.a. die Grundsatzdebatte in der SPD sowie deren Herausforderungen und Perspektiven.

260 Seiten, br., DM 22,-

Hansgeorg Conert

Die Gorbatschowschen Reformen

Was ist neu gegenüber früheren Reformversuchen?

In der siebzigjährigen Geschichte der Sowjetmacht ist die Konzentration der Politik der Machttträger auf die Produktivkraftentwicklung und die Entfaltung der ökonomischen Ressourcen des Landes ein konstantes Merkmal. »Reform« bezog sich deshalb vorwiegend auf Änderungen in der Organisationsweise, den institutionellen Ausformung und den Funktionsbedingungen der Wirtschaft. Der markanteste und in seinen Folgen revolutionäre Einschnitt in der Entwicklung der sowjetischen Gesellschaft ist die Periode des ersten Fünfjahrplanes (1929-32), in deren Verlauf das bis heute fortbestehende System hochzentralisierter Entscheidungs- und Verfügungsmacht über die ökonomischen Ressourcen und Prozesse geschaffen wurde: direkte Wirtschaftsplanung und administrative Leitungsmethoden bei im Kern naturalwirtschaftlicher (stofflicher bzw. gebrauchswertförmiger) Zielorientierung.

Nach der Festigung dieser neuartigen und eigentümlichen Produktionsweise in den dreißiger Jahren und ihrer raschen Rekonstruktion nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in der zweiten Hälfte der fünfziger, in den sechziger und in den siebziger Jahren verschiedenartige Ansätze zu institutionellen Änderungen, um die Effizienz der ökonomischen Prozesse zu steigern. Die etablierten Formen erwiesen sich dabei als widerständig und bewirkten letztlich das Scheitern der jeweiligen Reformkonzepte und Implementierungsansätze.

Die unter Gorbatschow eingeleitete Reformpolitik unterscheidet sich von den früheren Erneuerungsbestrebungen zunächst durch ihre Reichweite und die Ausdehnung auf außerwirtschaftliche Bereiche. Die »Perestrojka« (Umgestaltung) soll auch die verfestigten sozialen Strukturen erfassen, die Institutionen und Prozesse staatlich-politischer Machtkonstitution und -exekution, die Rechtsordnung, die Agenturen und Formen der Legitimationsbeschaffung durch Ideologiepflege, Informationspolitik und Meinungsbildung, die Bereiche von Ausbildung und Kultur.

Die allgemeine Zielsetzung läßt sich am besten auf den Nenner der »Modernisierung« bringen. Zwar ist dieser Begriff problematisch, sofern er bürgerlich-kapitalistische Konstitutionsformen von Gesellschaftlichkeit und Individualität verabsolutiert. Aber es sind in der Tat zunächst bürgerliche Orientierungen, die Leitbildfunktion erhalten: ausgeprägtes und verallgemeinertes Arbeitsethos mit »Sekundärtugenden« wie Fleiß, Zuverlässigkeit, Leistungs- und Verantwortungsbereitschaft, Flexibilität; Erwerbs- (und folglich implizit Besitz-)orientierung; Intensität und Beständigkeit der familialen Beziehungen; berufliche und räumliche Mobilität; Entfaltung von Eigeninitiativen im Arbeits- und Wohnbereich; Überwindung von Versorgungshaltung; aber auch von Selbstgenügsamkeit und sozialelegalitärer Orientierung und ähnliches.

Unterhalb dieser allgemeinen Zielbestimmung der »tiefgreifenden Umgestaltung« der sowjetischen Gesellschaft bleiben die bereichsspezifischen Reform-

konzepte oft noch unbestimmt, mehrdeutig, erscheinen teilweise inkohärent, zuweilen realitätsfern und voluntaristisch. Mit Sicherheit zutreffend ist dagegen Gorbatschows oft wiederholte Feststellung, daß es sich beim Projekt der Perestrojka um einen langfristigen Prozeß handelt, an dessen Anfang sich die Gesellschaft noch befindet. Entsprechend zeitgebunden und vorläufig sind die folgenden Einschätzungen.

Die Wirtschaftsreform

Ihrer anstoßgebenden Funktion entsprechend zeichnen sich ihre Konturen vergleichsweise klar ab. Im Sommer 1987 wurden mit den vom Juni-Plenum des ZK der KPdSU gebilligten »Grundrichtungen der tiefgreifenden Umgestaltung der Wirtschaftsleitung«, mit dem am 1. Januar 1988 in Kraft getretenen »Gesetz über den staatlichen Betrieb (die Vereinigung)« und mit etwa elf bereichs- und funktionspezifischen Reformbeschlüssen die zuvor experimentell oder bereichsgebunden praktizierten Änderungen des Planungs- und Leitungssystems der Wirtschaft zusammengefaßt, verallgemeinert und erweitert. Zugrunde liegt offenkundig die Einsicht, daß die erstrebte allseitige Intensivierung und Effektivierung nicht realisierbar ist ohne substantielle Erweiterung der Entscheidungs-, Aneignungs- und Verfügungskompetenzen der ökonomischen Grundeinheiten, der Betriebe. Für die überkommene Produktionsweise und die etablierten Produktionsverhältnisse hat diese Erkenntnis weitreichende Konsequenzen. Dem tragen die genannten Reformdokumente nur unzureichend Rechnung, und die Reformpraxis bleibt bisher eklatant hinter den Beschlüssen zurück.

Dabei geht es bislang zu Recht nicht vorrangig um das Problem, das die Mehrzahl der westlichen Beobachter seit je zur Schlüsselfrage von Wirtschaftsreformen im Sozialismus erhebt: um das Ausmaß marktformiger Prozeßregulierung. Die Kernbegriffe und zugleich -postulate der Reform lauten derzeit: vollständige Wirtschaftsrechnung, Eigenerwirtschaftung und Selbstfinanzierung. Ihre für die bisherige Praxis in der Tat revolutionäre Bedeutung erschließt sich erst vor dem Hintergrund der bislang maßgebenden Vorstellung von Gesamtwirtschaft als einem entscheidungs- und funktionsfähigen Subjekt. Aus ihr ergibt sich, daß die Betriebe ökonomisch so gut wie total unselbständig sind und ihre Ressourcen als gesamtwirtschaftliche Verfügungsmasse behandelt werden. Die drei genannten Begriffe implizieren dagegen die Anerkennung der Betriebe als nicht nur ökonomisch, sondern auch sozial und rechtlich eigenständige Einheiten.

Das Verhältnis von Plan und Markt zählt zu der Reihe weiterer bedeutsamer Fragen, die sich erst auf dieser Grundlage stellen. Wie wenig derzeit die Einsicht in die Notwendigkeit der Erweiterung dezentraler Kompetenzen Gemeingut aller politischen und administrativen Führungskräfte der sowjetischen Gesellschaft ist, zeigt die bislang völlig unzureichende, oft geradezu pervertierende Umsetzung der genannten Schlüsselpostulate in die Wirtschaftspraxis.

Demokratisierung und »Glasnost«

Insbesondere nach dem XXVII. Kongreß der KPdSU im Februar/März 1986 betont Gorbatschow emphatisch die Unerläßlichkeit allseitiger Demokratisierung

der sowjetischen Gesellschaft. Der Anstoß hierzu geht offenkundig von der Einschätzung aus, daß die angestrebten Verhaltensorientierungen nur erreichbar sind, wenn die Individuen Möglichkeiten zu verantwortlichem und eigeninitiativem Handeln in *allen* sozialen Bereichen erfahren.

Sieht man vom Aspekt »Glasnost« ab, bleibt bislang jedoch nicht nur die Praxis hinter den Demokratisierungspostulaten deutlich zurück, auch das Demokratieverständnis ist vage. Es entspricht bei Gorbatschow wie bei anderen Reformprotagonisten weder genuin oder aktuell bürgerlichen noch originär sozialistisch-kommunistischen Versionen, wenn auch Elemente beider Grundrichtungen auszumachen sind. Zur reformerischen Konzeption der staatlich-politischen Ordnung zählen offenkundig: bestimmte bürgerliche und staatsbürgerliche Rechtsgarantien, eine gewisse Pluralität der Interessenartikulation und -vertretung, Mitwirkungschancen an der Entscheidungsfindung und Funktionärsträgerselektion mit gradueller Abstufung vom Wohnbereich bis zur zentralstaatlichen Ebene. Das politische Machtmonopol der KPdSU steht dabei nicht zur Disposition, und Gorbatschow drang auf dem XXVII. Kongreß nicht mit Vorschlägen durch, reale Wahlprozeduren und Ämterrotation innerhalb der Partei einzuführen. Die Reformprotagonisten der Parteiführung werden jedoch versuchen, einen Beschluß in dieser Richtung auf der Parteikonferenz im Juni 1988 durchzusetzen. Gorbatschows eindringliche Demokratisierungspostulate liegen im Konflikt mit einer Praxis, die die bewußte Zustimmung und Teilnahme der Staatsbürger zu ihrer Legitimation nutzen will, ohne deren Konsequenzen voll akzeptieren zu müssen.

Wie angedeutet, hebt sich der Wandel im Bereich der Medien — wenn auch keineswegs unangefochten — vom derzeitigen Zustand einer real kaum verwirklichten Perestrojka auf staatlich-politischer Ebene ab. Beträchtlich ist z.B. die Anzahl von Zeitschriften, die die eingeräumten Rechte der Publikation offener und kontroverser Beiträge auch zu brisanten Themen in vollem Maße nutzen. Hauptgründe für diese Differenz sind die geringen materiellen Voraussetzungen und Kosten der »Umstellung« in diesem Bereich und vor allem das Eigeninteresse derer, die sie hier durchzusetzen haben.

Arbeitsbeziehungen: Selbstverwaltung?

Zur Reform und Demokratisierung der Gesellschaft jenseits der staatlich-politischen Sphäre liegen derzeit einzelne Beschlüsse vor, und es werden konzeptionelle Ansätze diskutiert. Ein kohärentes Gesamtbild zeichnet sich aber noch nicht ab.

Im Bereich der Arbeitsbeziehungen stößt man auf eine dem Demokratieverständnis analoge Diskrepanz zwischen Begrifflichkeit und Realisierungsschritten. Leitfunktion hat hier der Terminus »sozialistische Selbstverwaltung«. Die Neuerungen im »Betriebsgesetz« vom Sommer 1987 können nur als erste Schritte zu einer »Selbstverwaltung« gewertet werden, von der durchaus offen ist, ob sie tatsächlich im genuinen Sinne intendiert wird. Die Wählbarkeit der Vorgesetzten vom Meister bis zum Direktor ist kein unwesentliches, für sich genommen jedoch kein zentrales Moment der Demokratisierung der Arbeitsbezie-

hungen. Die Funktionen und Rechte, die den Versammlungen der Arbeitskollektive und dem durch sie gewählten »Rat des Arbeitskollektivs« durch das Gesetz eingeräumt werden, markieren zwar einen Fortschritt. Sie sind jedoch zum Teil unbestimmt formuliert, und die bisherige Praxis weckt vorab Zweifel, ob hinter den scheinbar eindeutigen Bestimmungen der Wille der Machtagenten zu konsequenter Anwendung steht.

Nicht unproblematisch erscheint die Verquickung unterschiedlicher und zumindest potentiell widersprüchlicher Motive. Die »Brigaden mit eigener Wirtschaftsrechnung« gelten z.B. als Formen der sozialistischen Selbstverwaltung (und es kann nicht ausgeschlossen werden, daß sie sich in diese Richtung entwickeln), zunächst kommt ihnen jedoch die Funktion der Durchsetzung strikter Material- und Arbeitskraftökonomisierung zu, einschließlich der Verringerung des eigenen Personalbestands.

Die konsequente Verwirklichung der Wirtschaftsreform würde mit ihren sozialen Konsequenzen die sowjetische Gesellschaft auch ohne Flankierung durch gesellschaftspolitische Reformkonzepte grundlegend verändern. Dazu würden z.B. die wachsende horizontale und vertikale soziale Differenzierung beitragen, die Aufhebung der Arbeitsplatzgarantie (auch wenn sie nicht Aufhebung des Rechts auf Arbeit bedeuten muß), die schritt- und teilweise Einführung von Formen der »Selbstbeteiligung« an den Kosten öffentlicher Dienstleistungen, die Zulassung bzw. Erweiterung privater und genossenschaftlicher Wirtschaftstätigkeit u.a.m. Diese und andere Elemente und Konsequenzen der Wirtschaftsreform sind zugleich Gegenstand gesellschaftspolitischer Erörterungen, die sich bislang aber noch nicht zu einer geschlossenen oder gar von der politischen Führung zum Programm erhobenen Gesamtkonzeption verdichtet haben.

Widerstände und Erfolgsbedingungen

Westliche Beobachter identifizierten in der Vergangenheit die (Wirtschafts-)Bürokratie als maßgeblichen Agenten der Obstruktion. Daß von der zentralen und mittleren Wirtschaftsadministration Widerstand gegen die »tiefgreifende Umgestaltung des ökonomischen Leistungssystems« ausgeht, ist um so weniger überraschend, als nunmehr nicht nur eine Reduktion ihrer Funktionen und Kompetenzen, sondern auch ihres Personalbestands vorgesehen ist. Aber weder kann die Gesamtheit der Amtsträger in diesen Organen als reformfeindlich eingeschätzt werden, noch sind die Gegner der Perestrojka auf diese Ebene der politischen und administrativen Hierarchie beschränkt.

In der politischen Führungselite (ZK der KPdSU mit Sekretariat und Politbüro, ZKs der Unionsrepubliken und Erste Sekretäre der regionalen Parteikomitees) ist unverkennbar der Demokratisierungskurs umstrittener als die Wirtschaftsreform, wenn auch die genauen Frontbildungen, die sich mit der Dynamik des Reformprozesses immer wieder verschieben dürften, verdeckt bleiben.

Unhaltbar ist die im Westen verbreitete Vorstellung, daß sowohl die Angehörigen der akademischen Berufsgruppen wie die Masse der Arbeiter, Angestellten und Bauern die Reformpolitik Gorbatschows in ihrer großen Mehrheit nachdrücklich unterstützt. Diese Einschätzung übersieht nicht nur, daß die Interessen

dieser sozialen Schichten von den Änderungen der Arbeits- und Lebensbedingungen vielfach negativ tangiert werden, sie verkennt auch, daß die in der UdSSR, vor allem in der russischen Bevölkerung, tradierten Wertorientierungen und Gewohnheiten mit den angestrebten Veränderungen der sozialen Wertauffassungen und Beziehungsformen in Konflikt geraten. Möglicherweise geht von hier ein Widerstand gegen die forcierten »Modernisierungs«bestrebungen aus, der letztlich wirksamer ist als der aus den bürokratischen Schichten, dem die Führungselite letztlich mit Machtmitteln begegnen könnte.

Ein wichtiger, allein jedoch nicht ausschlaggebender Faktor des Reformersfolgs liegt in der Durchsetzungsstrategie. In dieser Hinsicht ist die Differenz z.B. gegenüber dem 1965 eingeleiteten Reformprozeß beträchtlich: Hier wurde die Implementierung der Beschlüsse im wesentlichen administrativen Instanzen überantwortet, und die politische Führung engagierte sich nicht allzu nachdrücklich. Gorbatschow agiert dagegen geradezu als Apostel der Perestrojka. Unverkennbar ist er subjektiv zutiefst von der historischen Unerläßlichkeit und schicksalhaften Bedeutung des Gelingens einer »radikalen Umgestaltung« der sowjetischen Gesellschaft überzeugt. Im Unterschied zu Chruschtschow entbehrt seine Politik jedoch weitgehend voluntaristischer Momente; er stützt sich auf einen Kreis kompetenter und zuverlässiger Berater und auf entsprechend fundierte Analysen.

Die Strategie der Reformdurchsetzung stößt jedoch auf ein Geflecht ökonomischer, sozialer, politischer und subjektiver (bewußtseinsmäßiger, interessengebundener, qualifikatorischer) Zwänge und Hindernisse, das schwer zu durchbrechen sein wird. Z.B. mißtraut Gorbatschow, wie seine Reden zunehmend offenbaren, der Bereitschaft und Fähigkeit der Parteikader aller Ebenen und Bereiche, die Implementierung der Reformbeschlüsse sachkundig, mit taktischem Geschick und Führungskompetenz, in der Sache nachdrücklich und kompromißlos anzuleiten und zu kontrollieren. Der Auswechslung dieser Funktionäre sind jedoch sowohl politische wie personelle (Kadernangel) Grenzen gesetzt.

Als Taktik zur Brechung der von hier ausgehenden Widerstände läßt sich die populistische Rhetorik Gorbatschows interpretieren. Zuweilen spielt er »das Volk« in aller Offenheit nicht nur gegen hohe Amtsträger, sondern auch gegen Parteikader aus. Indes muß offenbleiben, wieweit er seiner Versicherung, »das Volk will die Perestrojka«, tatsächlich traut. Breite Schichten »des Volkes« müssen durch fühlbare Verbesserungen der Lebensbedingungen gewonnen werden, und diese waren bisher nicht zu gewährleisten. So wird entscheidend sein, ob es den entschlossenen Reformbefürwortern innerhalb der politischen Führung der UdSSR gelingt, ihre Position über längerwährende Phasen geringer oder nur partieller Reformersfolge, ja selbst unter Rückschlägen zu halten und sogar zu stärken und zugleich Resignation und Abwendung maßgeblicher Schichten zu verhindern.

»Ich kann nicht behaupten, daß ich den Machismus überwunden habe ...«

Ein Gespräch mit Daniel Ortega*

Wie haben Sie Weihnachten verbracht, Daniel Ortega?

Am 24. Dezember habe ich mich entschlossen, kriegsverletzte Kinder, die Opfer der Aggression, in Krankenhäusern zu besuchen. Für mich war die Liebe dieser Kinder das größte Geschenk, die Liebe, die sie im Leiden ausdrücken. Ich erlebte diese Nacht sehr intensiv, ich traf verschiedene Kinder, die mir ihre Erfahrungen, ihr Schicksal mitteilten. Am stärksten hat mich die Geschichte der 9jährigen Kenia aus der Minengegend erschüttert: Sie lag in den Armen ihrer Großmutter, als das Mörserfeuer der Contra über sie hereinbrach. Die Großmutter starb, Kenia trug Verletzungen an beiden Füßen davon. Als ich mit ihr sprach, war sie sehr durstig, aber sie durfte kein Wasser trinken, weil sie bald operiert werden sollte. Die Ärzte hatten mit allen verletzten Kindern so viel zu tun, daß Kenia vom Samstag bis zum Donnerstag auf die Operation warten mußte. Gerade in diesem Moment sollte sie in den Operationssaal gebracht werden, und sie verlangte nach Wasser. Ich wollte ihr etwas Mut machen, aber dies ist in solchen Augenblicken schwierig.

Für mich war es wichtig, mit diesen Kindern zusammen zu sein, die das Symbol für das ganze Land sind. Dieses Mädchen steht stellvertretend für ganz Nicaragua, stellt die ganze Tragödie Nicaraguas dar: Nicaragua ist wie ein Kind, das leben, wachsen, sich entwickeln will, dem dies aber nicht erlaubt wird. Die imperialistische Politik der USA verhindert dies.

Was erwarten Sie vom nächsten Jahr?

Auf diplomatischer, wirtschaftlicher und politischer Ebene werden wir weiterhin mit der US-Politik konfrontiert sein. Betrachte ich aber andererseits die Rückschläge, die Reagan mit seiner Politik einstecken mußte, die Isolation, in die er die USA manövrierte, und die Schläge, die wir im Laufe des Jahres den Söldnertruppen verpaßten, denke ich, daß dies zu einer Änderung der US-Politik und dazu führen könnte, daß sie Esquipulas II respektieren.

Glauben Sie, daß das mittelamerikanische Friedensabkommen zu 100 Prozent erfüllt werden kann?

Wir haben die Pflicht, dies zu tun. Dies ist eine richtige »Schlacht«, denn es bedeutet, daß wir weiterhin gegen die US-Politik zu kämpfen haben, die mit allen Mitteln versucht, das Abkommen zum Scheitern zu bringen, damit sie ihre Kriegspolitik gegen Nicaragua rechtfertigen kann.

Sprechen wir von der Wirtschaft. Als ganz gewöhnliche Nicaraguanerin frage ich Sie: Wie geht das weiter? Wir alle stellen uns diese Frage.

Die Situation Nicaraguas kann nicht losgelöst von der Krisensituation ganz Lateinamerikas beurteilt werden. In Mexiko, Ecuador, Brasilien, Argentinien existiert eine Hyperinflation. In ganz Lateinamerika herrscht Inflation, zum Teil Hyperinflation. Das bedeutet für all diese Länder Arbeitslosigkeit. Wer keine Arbeit hat, kriegt in einem kapitalistischen Land keinen Lohn. In einem nicht-revolutionären Land stirbt der Arbeitslose an Hunger.

1988 kann dieses Problem nicht gelöst werden, auch nicht mit allen Maßnahmen, die bei der Sitzung der erweiterten Contadorgruppe aus Argentinien, Brasilien,

* Auszüge aus dem Wochenbulletin der nicaraguanischen Nachrichtenagentur *ann* (Nr. 91-93, 5. Januar 1988). Das Gespräch führte Maria Alicia Talavera von der Tageszeitung *Barricada*.

Kolumbien, Mexiko, Panama, Peru, Uruguay und Venezuela in Acapulco beschlossen wurden. Denn letztlich hängt es vom Willen der USA und der übrigen hochindustrialisierten Länder ab, von der Marktwirtschaft. Genau das ist der Kern der Sache: die Länder, die den Markt und die Finanzwirtschaft beherrschen, sind gleichzeitig die Gläubiger, bei denen alle Länder Lateinamerikas verschuldet sind. Sie sind Milliardäre, denen wir jährlich Zinsen in Milliardenhöhe zahlen.

Der Unterschied in der Problemlösung zwischen Nicaragua und den anderen Ländern Lateinamerikas liegt darin, daß wir hier nicht bereit sind, Fabriken zu schließen und die Menschen der Arbeitslosigkeit preiszugeben. Hier sind wir bemüht, wenigstens ein minimales Lebensniveau für alle Arbeiter und Arbeiterinnen zu gewährleisten. Wir müssen uns deshalb in erster Linie der Produzenten annehmen.

Der Händler hat hier mehr Möglichkeiten. Er kommt leichter zu seinen Einnahmen. Er ist aber nicht produktiv, verwandelt sich oft in einen Spekulanten, der mit Leichtigkeit zu Geld kommt. Es sind oft genau diese Händlerspekulanten, die sich beklagen und Schlagwörter der Contra in den Mund nehmen. Eigentlich sollten sie aber der Revolution dafür danken, daß sie sich nach Kräften bemüht hat, die Produktion aufrecht zu erhalten.

Wie weit das noch geht? Nun, es geht noch so weit, wie es die Aggression, Reagan und die wirtschaftliche Weltordnung bestimmen, denn die Entscheidung liegt nicht in unseren Händen. Wir können nicht entscheiden, wie viele Devisen ins Land kommen, denn wir haben nicht die Möglichkeit, die Preise für den Kaffee, die Baumwolle und all unsere anderen Exportprodukte festzulegen; ebensowenig wie wir die Preise der Importgüter bestimmen. Wir können auch nicht über die Schäden, die uns der Krieg verursacht, entscheiden. Zum Angriff auf die Minen haben die Medien, die als Sprachrohr der Konterrevolution arbeiten, die Aussagen der Söldner, dieser Mörder, dieser Kindsmörder übernommen, die sich brüsten, die Bergwerkproduktion lahmgelegt zu haben und der sandinistischen Regierung einen »Schlag« versetzt zu haben.

Natürlich ist es eine klare Lüge, sie hätten die Minen lahmgelegt, aber dies hatten sie sich zum Ziel gesetzt. Deshalb frage ich auch, wie weit das noch geht. Wir müssen organisatorische Maßnahmen ergreifen, damit die Fabriken und Produktionsstätten nicht gelähmt werden. Es kann vorkommen, daß eine Firma Produktionsmaterial für nur drei Monate hat, wie es kürzlich mit der Schuhfabrik Cecalsa passierte. Die Arbeiter sagten mit großem revolutionären Bewußtsein zu, anderswo zu arbeiten, bis wieder Rohmaterial zur Verfügung steht. So bleiben die Arbeitsplätze erhalten, und unterdessen gehen die Arbeiter zur Kaffee-Ernte oder verstärken die Produktion anderswo.

Wir stecken in einer Überlebenswirtschaft innerhalb einer Kriegssituation, in der aber noch immer nicht im strengsten Sinn des Wortes eine Kriegswirtschaft angewendet wird. Denn darin würde das Geld jeglichen Wert verlieren, die Bewegungen würden sich auf Warenströme beschränken und die Bevölkerung lediglich für ein Minimum an Nahrung arbeiten. Es sei nur an die Europäer im Krieg gegen Hitler erinnert. Es gab kein Warenangebot mehr, der Handel funktionierte nicht und Spekulanten wurden gar erschossen. Dies waren extreme Maßnahmen. Doch hier ist es einer der großen Siege der Revolution, daß es der Imperialismus trotz sieben Jahren Krieg nicht geschafft hat, unsere Wirtschaft gänzlich zu ruinieren.

Sprechen wir von der Inflation! Wäre die Wirtschaft zusammengebrochen, spräche man nicht mehr von Inflation oder Hyperinflation. Selbst in den USA ist die Inflation ein Thema. Wir wollen natürlich unsere Wirtschaftskrise nicht mit anderen Ländern vergleichen, denn hier haben wir Krieg. Aber trotz allem konnten wir

dieses Jahr eine dreiprozentige Steigerung der Materialproduktion erreichen, was vor allem den Bereichen Bergbau, Fischerei und Forstwesen zu verdanken ist. Genau deshalb hat die Contra die Minen angegriffen: sie kennt das Gewicht der Erzproduktion für die nicaraguanische Wirtschaft. Andererseits hatten wir eine quantitative Zunahme der Kaffeeproduktion zu verzeichnen, die aber durch den Fall der Kaffeepreise aufgehoben wurde. In anderen Zweigen ging die Produktion zurück. Den Fleischexport konnten wir etwas steigern, aber dafür mußten wir den internen Konsum einschränken. Dies hatten wir zuvor mit den Arbeitern besprochen; doch dies hieß nicht, daß sie in den Kantinen am Arbeitsplatz nicht trotzdem hin und wieder Fleisch kriegten. Wann hatten die Arbeiter je zuvor Kantinen am Arbeitsplatz?

Es sind Gerüchte im Umlauf, wonach es eine neue Währung geben wird.

Eine Währungsreform löst das Problem nicht. Wir sind dabei, ein Maßnahmenpaket auszuarbeiten, das sich aber nicht grundlegend von den Maßnahmen seit 1985 unterscheidet. 1987 haben wir 123000 Hektar Land an insgesamt 200 Familien abgegeben. Davon gingen 90000 Hektar an Kooperativen, 17500 Hektar an individuelle Produzenten, weil diese es so wünschten, und 15500 Hektar an »Asentamientos«, Neuansiedlungen für Kriegsvertriebene. Das heißt, wir haben die Politik der Agrarreform vorangetrieben. Aber da ist noch ein wichtiges Element: die Trockenheit, die uns dieses Jahr heftig zu schaffen macht. Nachdem die erste Maisernte überaus reich ausgefallen war, kam die Trockenheit. Es gab keine Nachernte für den Mais. Auch die Frijol-Späternte (rote Bohnen) ist ausgefallen. Jetzt stecken wir mitten in einem kritischen Versorgungsproblem der Grundnahrungsmittel.

Aber immerhin ist eines sicher: Hier verhungert selbst in dieser harten Krisensituation niemand. Diejenigen, die schreien, sie würden verhungern, sind meist dieselben, die am Nahrungsmittelmangel am wenigsten leiden, denn sie essen einmal hier und einmal in Miami. Hier unternehmen wir die Schritte, um den Leuten, die von der Dürre betroffen sind, das Notwendigste zu beschaffen.

Wie schätzen Sie die militärisch-politische Situation im Jahr 1987 ein?

Heute, am 29. Dezember, sind dem Krieg 50382 Menschen zum Opfer gefallen, Contras und Opfer der Contra zusammengenommen. 1987 hatte die Contra 6332 Verluste zu verzeichnen, von denen 4813 starben, 502 festgenommen und der Rest verletzt wurde. Im nicaraguanischen Volk sind 6874 Opfer zu beklagen: 2491 Tote, 3601 Verletzte und 782 Entführte. Im wirtschaftlichen Bereich unterscheiden wir zwischen direkten und indirekten Verlusten. Direkte Verluste hatten wir seit Beginn des Krieges im Betrag von 1,569 Milliarden Dollar, die indirekten Verluste betragen 2,031 Milliarden Dollar, also insgesamt 3,6 Milliarden Dollar.

Sie waren dieses Jahr in Moskau bei Michail Gorbatschow. Was besprachen Sie?

Die UdSSR unterstützt Nicaragua in seinen Friedensbemühungen. Dies sagte Gorbatschow ganz klar. Wir sprachen auch über Perestrojka und über die Zusammenkunft von Gorbatschow mit Reagan im Dezember, weil sie zu dem Zeitpunkt über Zentralamerika und Nicaragua reden wollten. Einmal mehr bestätigte Gorbatschow die Solidarität der UdSSR. Er sagte dies auch etwas schmunzelnd mit Seitenblick auf Spekulationen der US-Presse, die Sowjetunion entzöge Nicaragua die Unterstützung. Wir witzelten ein wenig darüber, wie der Imperialismus versucht, etwas Inexistentes in die Schlagzeilen zu bringen. Denn ganz im Gegenteil steigert die Sowjetunion regelmäßig ihre Hilfe.

Hat Perestrojka Einfluß auf die sandinistische Revolution?

Nein, ich sehe nicht, wie die Perestrojka die nicaraguanische Revolution beeinflussen könnte, da diese ihre eigenen Charakteristika besitzt. Übrigens bestanden

viele Elemente der Perestrojka lange zuvor in der nicaraguanischen Revolution. Die Perestrojka ist eine Konsequenz des sozialistischen Systems nach 70 Jahren Revolution. Aber in Nicaragua hat dies keinen Sinn, da es eine junge Revolution ist, mit anderen Eigenheiten.

Welchen Einfluß hat Fidel Castro auf unseren Prozeß?

Kuba hat Nicaragua im Verhältnis zu seinen wirtschaftlichen Möglichkeiten am meisten Hilfe geboten. Hier sind kubanische Lehrer und Arbeiter an der Seite der Nicaraguaner gestorben. Wir wollen unsere Verbindung zur kubanischen Revolution, schon vor dem Triumph unserer Revolution, nicht leugnen. Ich glaube, daß Kuba ein sehr wichtiger Faktor in der lateinamerikanischen Realität ist, eine Revolution, die überlebt hat und inzwischen von den lateinamerikanischen Ländern anerkannt wird. Ein neues, offeneres, realistischeres Lateinamerika nimmt eine andere Haltung ein und ist fähig, die US-Politik zu kritisieren, sich ihr zu widersetzen. Es weiß, daß Kuba eine Realität ist, mit der es zusammenzuleben gilt. Man kann nicht leugnen, daß Nicaragua und Kuba heute an der Spitze stehen, was die Verteidigung der Interessen und der Würde Lateinamerikas betrifft. Darin liegt der Schlüssel unserer permanenten Kommunikation mit Kuba. Mit Fidel haben wir einen regen Austausch über die Probleme der Region.

Über ihre Reise nach Washington wurde nur lückenhaft berichtet. Im Capitol trafen sie mit Herrn Wright zusammen. Waren sie zum ersten Mal im Capitol, und wie haben Sie sich im Kongreß gefühlt, wo der Krieg gegen uns diskutiert wird? Machte Sie das nicht wütend?

Ich hatte den Kongreß schon 1979 während Carters Regierungszeit besucht. Wer dorthin kommt, dem stellt sich die Frage: Wie ist es möglich, daß Leute, von denen man annehmen sollte, daß sie über die Problematik unseres Landes Bescheid wissen, diese oft gar nicht kennen? Einige sind gut informiert, andere völlig desinteressiert. Sie stimmen aus reiner Trägheit für den, der auf sie die größte propagandistische Wirkung hatte. Es ist keine überlegte Stimmabgabe.

Comandante, trauen Sie den Demokraten?

Ich vertraue dem nordamerikanischen Volk. Sowohl die demokratischen wie die republikanischen Politiker verteidigen bestimmte Interessen und wollen in ihrer großen Mehrheit Nicaragua ein bestimmtes soziales, politisches und wirtschaftliches Regime aufzwingen. Beide haben einen gemeinsamen Nenner: die imperialistische Denkweise. Man muß in Betracht ziehen, daß genauso demokratische wie republikanische Regierungen in Nicaragua einmarschiert sind. Es war eine demokratische Regierung — diejenige von Kennedy —, die die Invasion gegen Kuba lanciert hatte, und es war ebenfalls eine demokratische Regierung, die den Krieg gegen Vietnam begonnen hat.

Eine Ausnahme gab es: Carter. Er nahm bezüglich des Panama-Kanals eine neue Haltung ein und entschloß sich, die Vereinbarungen zur Rückgabe des Kanals zu unterzeichnen. Deshalb wurde er von Reagan, den nordamerikanischen Extremisten und den rechtsextremen Kongreßabgeordneten und Gouverneuren als »Kommunist« tituliert.

Aber insgesamt macht es für uns keinen Unterschied, ob die nächste Regierung demokratisch oder republikanisch ist. Ich denke, daß jede künftige US-Regierung über das, was die Reagan-Regierung gemacht hat, nachdenken muß und nicht dieselben Fehler begehen darf. Und das logischste wäre, mit Nicaragua eine Verständigung anzustreben im Wissen, daß Nicaragua keine Kolonie der Vereinigten Staaten mehr wird.

Kürzlich haben Sie sich über die kommenden Wahlen geäußert, und zumindest mir — als Aktivistin der FSLN — sind Zweifel gekommen. Sie sagten, daß die FSLN, falls bei den Wahlen 1990 die Sandinistische Front verliert, zwar die Regierung, nicht aber die Macht abgeben würde. Was heißt das?

Seit dem 19. Juli 1979 befindet sich die Macht in Nicaragua in den Händen des Volkes. Also muß die Regierung für die Verteidigung der errichteten Macht arbeiten. Wer regiert, wird die Lebensbedingungen der nicaraguanischen Arbeiter zu verbessern suchen. Im hypothetischen Fall, daß bei den Wahlen das sandinistische Volk nicht für die Sandinistische Front stimmt, würde die Sandinistische Front in die Opposition wechseln und eine andere Partei die Regierung bilden. Aber diese Partei könnte nicht die Machtstrukturen verändern, da sie mit dem Volk übereinstimmen müßten. Nehmen wir zum Beispiel an, daß in den Vereinigten Staaten — was ja nicht vorkommt — die Sozialdemokratische Partei, die keine Chancen hat, oder die Kommunistische Partei von Gus Hall siegt und die Machtstrukturen der Vereinigten Staaten zu verändern versucht, beispielsweise die Armee oder die multinationalen Firmen auflösen würde. Was würde dann geschehen? Ganz einfach, Gus Hall könnte nicht regieren, weil die Machtverhältnisse es nicht zuließen.

Deshalb sage ich als Hypothese, daß hier, wo die Macht in den Händen des Volkes liegt, dieses es niemals hinnehmen würde, daß eine andere Regierung als die der Sandinistischen Front regiert. Viel weniger noch würde es im Falle, daß eine andere Partei an die Regierung käme, es zulassen, daß diese die Machtstrukturen veränderte, die Armee auflöste, dem Volk die Waffen und den Bauern den Boden wegnähme und diesen den früheren Besitzern zurückgäbe. Gerade da liegt die Stärke der FSLN: verlöre sie die Wahlen, könnten die Regierungsgeschäfte, aber nicht die Macht übergeben werden. Denn die Macht liegt in den Händen des Volkes.

1987 wurde die Proklamation der Sandinistischen Front zur Frauenfrage veröffentlicht. Glauben Sie, daß sie Einfluß auf die nicaraguanische Familie hatte?

Ich glaube, daß es Bemühungen gegeben hat, daß Fortschritte erzielt wurden und die Frauen sich ihrer Rolle bewußt sind. Immer mehr sind sie sich im klaren darüber, daß wir Männer voll des Machismus sind, daß dieser nicht verschwunden ist. Politisch gesehen akzeptiert der Mann in Nicaragua die Proklamation, und da dies so ist, beginnt dort der Kampf. Damit der Mann an deren Umsetzung teilnimmt. Auf einer Versammlung sagte ich, daß die Probleme zwischen Männern und Frauen diskutiert werden müssen. Sonst würden wir einen Frauenverein machen und analog dazu einen Männerverein gründen. Wir bereiten eine solche Versammlung zwischen Männern und Frauen vor. Wir werden sie, wenn möglich, im Frühjahr 1988 durchführen.

Betrachten Sie sich als einen Machisten?

Wir tragen alle ein bißchen davon. Vielleicht gibt es Ausnahmen. Ich selber wuchs in einer machistischen Gesellschaft auf, und diese Erziehung verschwindet nicht von heute auf morgen. Ich kann nicht behaupten, daß ich den Machismus überwunden habe, auch wenn ich dagegen bin. Sich ein neues Verhalten anzueignen, ist nicht einfach. Manchmal eignet sich einer unbewußt ein machistisches Verhalten an.

Postmarxismus?

Das Präfix »Post«, die modische Vorsilbe vom Danach, meint Abschied, Bruch, Zurücklassung. Seit es Marxisten gibt, gibt es periodisch auch dies, daß bisherige Mitstreiter dem Marxismus den Rücken kehren. Für diesen Schritt pflegen sie mehr oder weniger wohlklingende Gründe anzugeben. Etwas anderes ist es, wenn beharrliche Kräfte im Marxismus Neuerungsversuche derart abstempeln. Das ist, als würde ein Verein jemanden ausschließen, indem er dessen Austritt bekannt gibt. Immer noch gilt, was der selber exkommunizierte Spinoza in seiner »Ethik« vor über dreihundert Jahren geschrieben hat: »Und so kommt es, daß wer ... sich bemüht, die natürlichen Dinge wissenschaftlich zu begreifen, statt sie wie der Dummkopf (stultus) anzustauen, oft als Ketzer ... verschrien wird«, und zwar von den amtlich befugten »Interpreten«. »Sie tun dies, weil sie wissen, daß der Stumpfsinn (stupor), d.h. ihr einziges Mittel zur Verteidigung und Aufrechterhaltung ihrer Autorität, aufgehoben würde, würde das Unwissen aufgehoben.«

Postmarxismus?

»Auf Haug trifft eigentlich die Feststellung ... zu, wonach die sogenannten 'Post-Marxisten' marxistische Konzepte verwenden, wobei sie ständig deren Unangemessenheit demonstrieren.« (H.-Ch. Rauh: Rezension des Argument-Sonderbands AS 70 »Die Camera obscura der Ideologie«, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 6/1987, 569)

Postmarxismus!

»Wir glauben, daß wir dadurch, daß wir uns eindeutig in einem postmarxistischen Terrain verorten, nicht nur dazu beitragen, die Bedeutung der gegenwärtigen sozialen Kämpfe zu klären, sondern auch dem Marxismus seine theoretische Würde zu verleihen, die nur aus der Anerkennung seiner Begrenzungen und seiner Geschichtlichkeit hervorgehen kann.« (E. Laclau/Ch. Mouffe: Post-Marxism without Apologies, in: New Left Critique, Nov/Dec 1987, 106)

Marxistische Erneuerung!

»Die Notwendigkeit des Marxismus verändert sich und wächst mit den Nöten, die nur durch solidarische Gesellschaftsbeziehungen abgewendet werden können: Atomkriegsgefahr, die Ausbeutungsökonomie und ihre unbeherrschbaren Krisen, die Umweltzerstörung, die Verelendung der Dritten Welt, die kommerzielle Entfremdung und die Niederwalzung der Kulturen ... Der Marxismus ist nicht, er wird. Der Marxismus kann nur existieren als Prozeß. Die Wahrheit des Marxismus kann nicht in einer Anzahl von Sätzen, sondern nur im Prozeß der unabschließbaren Austragung von Differenzen organisiert werden.« (W.F. Haug: Pluraler Marxismus. Beiträge zur politischen Kultur. Bd. 1, West-Berlin 1985, 17, 20)

Zur Kritik des Postmarxismus bereiten wir einen Heft-Schwerpunkt vor. (Red.)

Interventionen

Opfer der Qualifizierungsoffensive?*

Das verbreitete Unbehagen an den Versuchen, die kapitalistische Krise nunmehr in eine höhere, weil konzertierte Form der Bildungspolitik zu transformieren und damit die Opfer der Kapitalverwertung sozusagen weiterbildungspolitisch gereinigt zu den neuen Helden der Arbeit zu machen, dieses Unbehagen greifen die Autoren auf und formulieren u.a. drei Kritikpunkte:

1. Die von der Bundesanstalt für Arbeit (BA) durchgeführte und finanzierte »Qualifizierungsoffensive« orientiert sich am einzelwirtschaftlichen Bedarf (853f.) und nicht an den individuellen Bildungsansprüchen. Dadurch werden alte Bildungsbenachteiligungen verfestigt und neue geschaffen.

2. Der Zuwachs an beruflicher/betrieblicher Weiterbildung vollzieht sich in einem »Freiraum«, weil er »nahezu keiner gesetzlichen und staatlichen Regelung und auch keiner (oder nur einer sehr beschränkten) öffentlichen Kontrolle unterliegt« (853).

3. Die Formel des »lebenslangen Lernens« degeneriert zum »lebenslänglichen Lernen«, weil »nicht die Individuen und deren Entwicklungsmöglichkeiten die Perspektive (sind), sondern die Veränderungen der Arbeitswelt und die möglichst rasche Anpassung der Individuen an diese« (858). Dieser Umstand fordert denn auch »Opfer«, nämlich »alles Subjektiven« und der »Bildung als Teil von Kultur«, geopfert auf dem Altar der »Ökonomie«: »Dies ist die wirkliche Bildungskatastrophe« (859).

Nicht die sachlichen Ungereimtheiten (etwa, daß die eigentliche Zielgruppe der BA-»Qualifizierungsoffensive«, nämlich die Arbeitslosen, überhaupt nicht mehr vorkommen) machen den Artikel zum Ärgernis, sondern vor allem ein Pädagogeneifer, der den Blick verstellt für neue Entwicklungsansätze der Weiterbildung im Rahmen der gegenwärtigen Umbauprozesse im System der Produktivkräfte.

Mit den betrieblichen Qualifizierungsinitiativen eröffnen sich Möglichkeiten, Bildung als Teil der technisch-organisatorischen Gestaltung betrieblicher Prozesse zu begreifen, damit Bildung als Teil des Arbeitslebens wieder aufzuwerten und zum Ansatzpunkt der Aufhebung der lernbiographischen Segmentierung von Schule und Arbeit zu machen. Mit der verengten Sichtweise, Lernprozesse allein im Regelsystem staatlicher Schulformen auszumachen, verbauen sich die Autoren notwendig den Zugang zu Lernpotentialen in Arbeitsprozessen. Damit können sie auch nicht erkennen, daß es im aktuellen betrieblichen Bildungsgeschehen durchaus Tendenzen gibt, über Arbeitsgestaltungsmaßnahmen formalisierte Lernprozesse an den Arbeitsprozeß zurückzuführen und über die gestellten Arbeitsaufgaben informelle Lernprozesse zu installieren. Sogenannte bildungsferne Schichten können mit der betrieblichen Weiterbildung erreicht sowie Voraussetzungen geschaffen werden, um alte Benachteiligungen abzubauen. Bildung kann hier zur Arbeiterbildung generieren.

Freilich liegen diese Gestaltungspotentiale nicht notwendig im Kalkül unternehmerischer Rationalisierungsstrategien. Gleichwohl ist es falsch, anzunehmen, hier gäbe es einen »Freiraum«, der eine Normierung betrieblicher Weiterbildung nicht zuließe. Neben den sicherlich recht mageren Mitbestimmungsmöglichkeiten über das Betriebsverfassungsgesetz (§§ 96-98) gibt es neuerdings vor allem tarifrechtliche Voraussetzungen zur Ausgestaltung betrieblicher Weiterbildung. So etwa bei der Volkswagen AG im Rahmen des Technologie-Tarifvertrages oder beispielsweise bei der Hoesch AG als Bestandteil betrieblicher Umstrukturierungsmaßnahmen und deren betriebsvertraglicher Normierung.

Michael Lacher (Bochum)

* Zu K. A. Geißler und H. Heid: Die Opfer der Qualifizierungsoffensive. In: *Argument* 166/1987, 851ff.

Wer Bildung nur als subjektive Seinsweise der Kultur sieht und Arbeit als gesellschaftliche Aneignungsform negiert, kann schwerlich in der Qualifizierungsoffensive eine Chance für abhängig Beschäftigte erkennen, auf die Entwicklung der Produktivkräfte Einfluß zu nehmen. Gerade die dafür notwendigen Qualifikationen werden den zukünftigen Arbeitnehmern vom öffentlichen Bildungswesen aber konsequent verweigert, z. B. durch die Behinderung polytechnischer Arbeitslehre. Auch und gerade in den SPD-Bundesländern ist die Berufsschule Stiefkind des Bildungswesens geblieben. Aus gewerkschaftlicher Sicht ist deshalb die Befürwortung der Qualifizierungsoffensive nur konsequent gewesen, zumal sich Arbeitnehmerinteressen besser im betrieblichen Kontext als im öffentlichen Bildungswesen durchsetzen lassen. Wenn überhaupt irgendwo Haupt- und sogar Sonderschüler eine Bildungs- und Aufstiegschance haben, dann im betrieblichen Bildungswesen, während im ach so demokratisch kontrollierten öffentlichen Bildungswesen die konservativen Elternvereine dabei sind, die letzten Gesamtschulen abzuräumen.

Tatsächlich findet hier ein Bedeutungswandel der beruflichen Bildung statt. Noch vor fünf Jahren ging es darum, die Bildungsansprüche auf die betrieblich angebotenen Arbeitsplatzanforderungen runterzudrücken. Für diese Zeit traf auch die beschriebene Konkurrenzsituation in den Betrieben zu. Der grundlegende Wandel, den die neuen Technologien mit sich bringen, besteht vor allem darin, daß die Betriebe zunehmend für alle Bereiche hohe Qualifikationen benötigen. Es geht deshalb gar nicht mehr um die Frage, wer mit welcher Qualifikation wo arbeiten kann, sondern, ob die Qualifikation für die modernisierten Arbeitsplätze überhaupt ausreicht. Dadurch spitzt sich der gesellschaftliche Konflikt zwischen dem betrieblichen Bedarf an wenigen hochqualifizierten Arbeitskräften und dem gesellschaftlichen Recht auf Arbeit für alle weiter zu. — Aus gewerkschaftlicher Perspektive macht deshalb jede Qualifizierung Sinn: 1. Die Strategie, durch Arbeitszeitverkürzung zusätzliche Arbeitsplätze zu schaffen, geht nur auf, wenn genügend gut qualifizierte Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. 2. Zumindest die Industriegewerkschaften haben nie den bürgerlichen Begriff von Bildung übernommen. Der Zugang zur allgemeinen Bildung wird durch berufliche Bildung in keiner Weise behindert. Das Bedürfnis danach steigt sogar. 3. Schließlich wird durch die jetzt vorhandenen Qualifikationen langfristig über die zukünftige Form der Nutzung neuer Technologien und der damit verbundenen Arbeitsteilung entschieden.

Die Frage, wieviel Qualifikation in Zukunft gebraucht wird, entscheidet sich danach, ob ausreichende Qualifikation jetzt vorhanden ist. Es kann unterstellt werden, daß die Herstellung von Qualitätsprodukten mit hochqualifizierten Arbeitskräften kostengünstiger ist. Aus diesem Grund wird zunehmend die Produktion von elektronischen Bauteilen aus Billiglohnländern in die BRD zurückverlagert. Wenn die für die Bedienung von automatisierten Anlagen notwendige Qualifikation nicht in ausreichendem Maße vorhanden ist, werden sich die Bemühungen der Anlagenbauer darauf richten, die fehlenden Qualifikationen durch technische Überwachungs- und Kontrollsysteme zu ersetzen. Fehlende Qualifizierung wird die Automatisierung nicht aufhalten, aber die Verfügung über die Produktivkräfte weiter den Lohnempfängern entwinden und damit die Facharbeiterkultur insgesamt gefährden.

Von den Vorwürfen gegen die Qualifizierungsoffensive bleibt eigentlich nur, daß die Mitarbeiter von Großbetrieben bevorzugt werden. Ein Vorwurf, den sich Gewerkschaftspolitik insgesamt auch gefallen lassen muß. Erst in jüngster Zeit, auf Grund der Analyse, daß neue Arbeitsplätze allenfalls in kleinen und mittleren Unternehmen zu erwarten sind, entdecken Gewerkschaften wie staatliche Bildungspolitik die kleinen und mittleren Betriebe.

Johannes Koch (Salzgitter)

Kongreßberichte

Gibt es eine Ökonomie der »Endlösung«?

Tagung der Evangelischen Akademie Berlin (West), 12. bis 14. Februar 1988

Bisherige Versuche, den Völkermord an den Juden im faschistisch beherrschten Europa zu erklären, haben zu keiner abschließenden historischen Aufklärung geführt. Der durch die Nürnberger Prozesse gelegten Fährte folgend, sind manche Historiker noch immer auf der Suche nach einem »Führerbefehl«. Andere leiten den Völkermord allein aus dem Programm gewordenen Antisemitismus her. Reinhard Opitz deutete die noch im Jahr 1944 beschleunigte Vernichtung hunderttausender deportierter Juden durch das untergehende Naziregime als Teil des Versuches, einem wiedererstarkenden Nachkriegsdeutschland einen feindfreien Herrschaftsraum zu überlassen. Der Nachweis, daß Teile der deutschen Industrie es durchaus verstanden haben, aus dem der Vernichtung vorausgehenden Zwangsarbeitseinsatz Profit zu ziehen, und daß neben dem geraubten Eigentum auch Überreste von Millionen Menschenopfern der deutschen Wirtschaft wieder zugeführt wurden, beschreibt noch nicht eine Ökonomie, die zum Völkermord führte.

Susanne Heim und Götz Aly haben in der Akademie am Kleinen Wannsee ihre Forschungen zur Diskussion gestellt. Sie zeigen an Hand zeitgenössischer Schriften aus den Jahren 1939 bis 1941, daß die nationalökonomisch geschulte Elite der deutschen Besatzungsmacht in Polen die Massenvernichtung in ihre Wirtschaftsplanung einbezogen hatte. Ihre zentralen Thesen, daß mit der Vernichtung der Juden ein Teil der sichtbaren Armut in Polen beseitigt werden sollte, daß damit eine auf die Interessen der deutschen Wirtschaft zugeschnittene Rationalisierung und Modernisierung der polnischen Wirtschaft angestrebt wurde, stützten sie auf Planungsdokumente deutscher Ökonomen, deren Karrieren nach 1945 im westlichen Nachkriegsdeutschland (beinahe) ungebrochen blieben.

Bereits 1938 beschrieb Peter-Heinz Seraphim vom Frankfurter Institut zur Erforschung der Judenfrage in seiner Studie »Das Judentum im osteuropäischen Raum« den vorgeblich durch die jüdische Bevölkerung in Polen erzeugten »Überbevölkerungsdruck« als Hemmnis wirtschaftlicher Entwicklung. Im November 1939 schrieb er: »Die Judenfrage ... (ist) eine ausgesprochene Massenfrage ... Vor allem finden wir in Polen eine breite jüdische Elendsschicht, den sogenannten 'jüdischen Luftmenschen', d.h. einen Menschen, der von Luft, von der Hand in den Mund lebt, ein zutiefst proletarisierendes, meist demoralisiertes, räumlich und beruflich fluktuierendes Element.« Er hielt 35 Prozent der polnischen Juden für so verarmt, daß sie auf öffentliche oder ausländische Unterstützung angewiesen seien. Eduard Könekamp vom Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart zog nach einer Reise durch das Generalgouvernement im Winter 1939 den Schluß: »Die Vernichtung dieses Unternehmenschentums läge im Interesse der ganzen Welt. Diese Vernichtung ist aber eines der schwierigsten Probleme. Mit Erschießungen kommt man nicht durch ... Doch ist eine Lösung dieses komplizierten Problems noch nicht gefunden.« Helmut Meinhold, Ökonom am Institut für Deutsche Ostarbeit in Krakau, berechnete Anfang 1942 für das Generalgouvernement eine »überschüssige Bevölkerung« von 4,5 bzw. fast sechs Millionen Menschen.

Diesen Ökonomen, so Heim und Aly, galt ein Land in dem Maße als »überbevölkert«, wie dort die durchschnittliche Arbeitsproduktivität hinter der größtmöglichen Produktivität im »europäischen Großraum« zurückblieb; die Steigerung der Produktivität sollte durch Verminderung der Bevölkerung erreicht werden. Rudolf Gater, Rationalisierungsfachmann beim Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit in Krakau,

entwickelte im Dezember 1940 ein entsprechendes Programm. Es verband mit der Ausschaltung der Juden und deren Ersatz durch nicht-jüdische Polen das Ziel, durch die Rationalisierung von Handel und Handwerk einen »lebensfähigen polnischen Mittelstand« zu schaffen. Ähnliche Planungen gab es für die Landwirtschaft.

Die Begriffe »Regelung der Judenfrage«, »Lösung«, »Gesamtlösung« und »Endlösung« waren für diese Ökonomen möglicherweise überhaupt keine verschleiernenden Termini für den Völkermord — eine Sichtweise der Sprache der Vernichtung, die uns die strafrechtlichen Ermittlungen in den NS-Prozessen nahegelegt haben. Sie kennzeichneten damit vielleicht einfach die angestrebte Umstrukturierung der vom Deutschen Reich beherrschten Wirtschaftsräume auf Kosten der deklassiertesten, der jüdischen Bevölkerungsgruppe; ein Vorgang, der Zwangsumsiedlung, Vernichtung durch Arbeit und Massenmord einschloß.

Die an der Tagung beteiligten führenden polnischen Zeithistoriker Wacław Długoborski (Breslau), Czesław Tuczak (Posen) und Czesław Madajczyk (Warschau) kontrastierten die Thesen Heims und Alys mit demographischen, sozial- und wirtschaftshistorischen Ergebnissen der polnischen Zeitgeschichtsforschung: Autoren wie Theodor Oberländer und Seraphim gäben nicht mehr als ein Zerrbild der sozio-ökonomischen Lage der Juden im Polen der Zwischenkriegszeit; die ganze Gesellschaft der zweiten polnischen Republik sei von der Krise des Mittelstands gezeichnet gewesen; wirklich deklassiert seien — ohne eigenen Mittelstand — die Bevölkerungsgruppen der Ukrainer und Weißrussen gewesen. Für eine angemessene Bewertung der Dokumente müsse zwischen der Rationalität der Zielsetzung und der Rationalität der Begründung politischer Entscheidungen unterschieden werden. Deshalb könne ein Projekt wie das der »Schaffung eines polnischen Mittelstandes« im Lichte der tatsächlichen Besatzungspolitik und der weiteren Nazi-Planungen gegen die slawischen Völker, wie etwa des Generalplans-Ost, lediglich als propagandistischer Versuch erscheinen, die Judenverfolgung gegenüber der übrigen Bevölkerung Polens zu rechtfertigen und Kollaborateure zu gewinnen. — Zu den offenen Forschungsfragen, denen Susanne Heim und Götz Aly weiter nachgehen wollen, gehört auch die Klärung dieser Rückfragen, ob und inwieweit die Forderungen und Planungen deutscher Ökonomen für eine die Menschenvernichtung einschließende sozio-ökonomische Umstrukturierung und Entwicklung in der Besatzungspolitik umgesetzt wurde, sie darüber hinaus auch Eingang in die Entscheidungsprozesse über den Völkermord gefunden haben. Dabei wird, wie der Berliner Zeithistoriker Wolfgang Scheffler anmerkte, die durch die Nürnberger Prozesse gefestigte Vorstellung des SS-Herrschaftssystems als eines zentral planenden und entscheidenden Systems überwinden und regionale Initiativen zur Menschenvernichtung herausarbeiten müssen.

Die These von Heim und Aly, die Nazi-Ökonomen hätten mit der Verfolgung der Juden Armut beseitigen wollen, stellte der Amsterdamer Historiker C.F.J. Stuhldreher vom Reichsinstitut für Kriegsdokumentation mit seinem Beitrag über die soziale Ausgrenzung der Juden und die Arisierungspolitik in den besetzten Niederlanden in Frage: »Wie beseitigt man Armut durch Raub?« So stand die Frage des Verhältnisses zwischen ökonomischen Interessen und rassistischer Vernichtungsplanung während der Tagung wiederholt im Mittelpunkt der Diskussion. Die schon von den polnischen Historikern bezweifelte Dominanz ökonomischer Rationalität der »Endlösung« wurde durch den Vortrag des Berliner Historikers Hans-Heinrich Wilhelm über demographische und wirtschaftliche Folgen des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion ebenfalls angefragt: Die Deutschen verdankten, nachdem sie in der Zwischenkriegszeit das gesamte Instrumentarium der Wirtschaftskriegsführung in Krieg und Frieden genau studiert hatten, der rückhaltlosen Ausbeutung ihrer

Nachbarn die bis zur Kapitulation 1945 relativ günstige Wirtschaftslage — allerdings weniger als vermutet der Ausplünderung der Sowjetunion. Die »russische Kuh« wollte man, so Wilhelm, »nur noch notschlachten, nicht mehr melken — und grämte sich kaum bei dem Gedanken, daß als Folge dieser Konsumtionsexzesse in aller nächster Zeit wahrscheinlich 'zig Millionen' Sowjetbürger verhungern würden«. Wilhelm beschrieb den Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion als volkswirtschaftlich gigantisches Draufzahlgeschäft, wenn auch auf der privatwirtschaftlichen Ebene mancher seinen »Schnitt« gemacht haben möge. Sein Fazit: »Die deutschen ökonomischen Milchmädchenrechnungen gingen in der Praxis freilich ebensowenig auf wie die strategischen. Selten in der Geschichte ist so schlüssig bewiesen worden, daß brutale Ausbeutung sich wirtschaftlich nicht auszahlt.«

Susanne Willems (Bochum)

Auf dem Weg zu einer Theologie des Friedens

2. Budapester Seminar im Ráday Kolleg, 14. bis 19. Dezember 1987

Ökumene bedeutet nicht nur die Vielzahl der Konfessionen, sondern — abgeleitet von gr. *oikein*/bewohnen bzw. *oikos*/Haus — das Ganze der bewohnten Erde. Alarmiert durch die Bedrohung der öko-nuklearen Katastrophe und die anwachsende Ausbeutung der »Dritten Welt« rief die 6. Vollversammlung des Ökumenischen Weltkirchenrats 1983 in Vancouver alle christlichen Kirchen und Basisgemeinschaften auf, sich in einem »konziliaren Prozeß« zu einem »Bund« zusammenzufinden, »um den dämonischen Mächten des Todes zu widerstehen, die dem Rassismus, dem Sexismus, der Klassengesellschaft ... und dem Militarismus innewohnen«. Der Bundesbegriff meint hier zunächst den biblischen »Bundesschluß« Gottes mit Israel. Ihn gelte es heute weltweit zu erneuern. Inhaltlich ist er ausgerichtet an drei zentralen Themen des Alten und Neuen Testaments, nämlich *Gerechtigkeit*, *Frieden* und *Bewahrung der Schöpfung*. Die Verknüpfung könnte dazu beitragen — so hoffen viele —, die sozialen Bewegungen gegen Ausbeutung, Wettrüsten und ökologische Zerstörung im Weltmaßstab zusammenzuführen. Die aus der englischen Übersetzung »Justice, Peace and Integrity of Creation« abgeleitete Abkürzung »JPIC« ist daher zur einprägsamen Formel in den ökumenischen Debatten geworden. Für 1990 ist eine »Ökumenische Weltkonferenz« geplant, die zu diesen Überlebensfragen ein »bindendes« und »vollmächtiges« Wort in Form eines Bekenntnisses formulieren soll. Das Budapester Seminar war hierzu ein Vorlauf. Eingeladen hatte die Ungarische Reformierte Kirche und die Bewegung für »European Nuclear Disarmament« (END). An der Vorbereitung beteiligt waren insgesamt 14 kirchliche Gremien bzw. christliche Basisgruppen, gekommen sind ca. 140 TheologInnen und Friedensaktivisten aus 38 Ländern aller Erdteile und aus acht verschiedenen Konfessionen. Schwerpunktmäßig ging es um die biblischen Grundlagen und die aktuelle Bedeutung einer »Theologie des Friedens«.

Erzbischof Kyrill (UdSSR) erklärte die globale Krise aus dem säkularen Verfall der moralischen Werte. Die in realen Herrschaftsstrukturen produzierten Destruktivkräfte werden in diesem traditionell kirchlichen Diskurs den Individuen ins Innere geworfen: Im Reiche des menschlichen Geistes und der Moral liege die »geheimnisvolle Ursache« der weltweiten Zerstörungen. Nicht zuletzt die AIDS-Krankheit habe diesen Zusammenhang deutlich gemacht. Auch die Erneuerung müsse sich daher von innen nach außen vollziehen. Zur Überwindung nationaler und sozialer Interessen forderte der Erzbischof einen »universalen Moralkodex«. Über dessen konkrete Bestimmungen schweigt der Redner, von Bedeutung ist offenbar die dominante Stellung der Moral als solcher. Ungedacht bleibt, daß die Moral selbst umkämpft ist

und entsprechend der sozialen Gegensätze antagonistisch reklamiert werden kann. Die menschenfeindlichsten Diktaturen haben im Namen der moralischen Unterstellung unter Höheres die Zerschlagung demokratischer Formen der Konfliktaustragung gerechtfertigt. Die inhaltsleere Forderung nach Vorherrschaft des Moralischen »an sich« ist also zumindest mißbrauchbar. Ohne die Anstrengung einer selbstkritischen Aufarbeitung der kirchlichen Verflechtungen mit dem System der Herrschaft ist sie zudem unglaubwürdig. Auch wenn Kyrill das orthodoxe Projekt einer moralischen Krisenbewältigung mit Gorbatschows »Neuem Denken« zu verknüpfen versucht: Religion und Theologie behalten hier ihren Status als Überwölbung und Harmonisierung realer Knechtschaft.

»Gerechtigkeit, nicht Sicherheit schafft Frieden«, hieß der Beitrag von *Jürgen Moltmann* (BRD). Der biblische Friedensbegriff sei umfassender als die Abwesenheit von Krieg: »Schalom« bedeute allgemein das Heilwerden und die Fülle des Lebens in allen seinen Bezügen und sei damit untrennbar verbunden mit dem anderen alttestamentlichen Heilswort, der »Gerechtigkeit« (Zedaka). Trotz der bestehenden Unrechtsstrukturen sei Gottes Schalom »schon gegenwärtig im Glauben und zugleich ... zukünftig in der Hoffnung«. Als »Gaben« Gottes werden Frieden und Gerechtigkeit zu »Aufgaben« der Christen in der Welt. Moltmanns Eschatologie orientiert auf diesseitige Veränderung. Abgewiesen ist damit die weitverbreitete Eingrenzung des christlichen Friedensbegriffes auf den inneren »Seelenfrieden«. Im Namen der Schalom-Verheißungen Gottes können christliche Bewegungen ein allgemeinpolitisches Mandat für ihr Engagement beanspruchen und die konservativen Ausgrenzungsversuche als illegitim, weil unbiblisch, zurückweisen. Wenn Kirchenleitungen z.B. gegen die Revolte von unten ihre Version der »Friedenspflicht« in Anschlag bringen, können Christen auf die biblische Unteilbarkeit von Frieden und Gerechtigkeit verweisen. Diese Verbindung konkretisierte Moltmann nun mit Hilfe der gebotenen »Feindesliebe« als »gewaltfreie Überwindung der Gewalt« und legte damit die real existierende Vielfalt christlichen Widerstands auf die eine Strategie der Gewaltfreiheit fest.

Es blieb unklar, welchen »Sitz im Leben« Frieden und Gerechtigkeit im Kontext der Bibel und der heutigen Auseinandersetzungen haben. Indem Moltmann die Dynamik der in die Schrift eingeschriebenen Klassenkämpfe ausblendet, bleibt der strategische Einsatz der biblischen Begriffe unbegriffen. Damit fehlt der Schrift-Exegese und der aus ihr abgeleiteten »Hoffnungstheologie« das materielle Substrat. Auf Kritik stieß in einer der anschließenden Arbeitsgruppen die Überallgemeinheit kategorialer Herleitungen, die für die idealistische Produktionsweise »nördlicher« Theologie kennzeichnend sei: Die harmonische Ganzheitlichkeit des Schalom nützte in den aktuellen Zerreißproben wenig, die eschatologische Utopie überschwebe die realen Gegensätze, statt wirksam in sie einzugreifen. Erlernen müßten die Christen von neuem die prophetischen Fähigkeiten der Herrschaftsanklage und des Bruchs; vonnöten sei eine »Methodologie des Streitens«.

Nicht zwischen »Ost« und »West« verliefen die Hauptlinien der Kontroverse, sondern zwischen »Nord« und »Süd«. Stein des Anstoßes ist immer wieder, daß die Theologen aus der »Dritten Welt« die Überlebensfragen ihrer Region nicht mehr als Anwendungsfeld exegetischer Auslegungen behandeln, sondern umgekehrt als parteilichen Ausgangspunkt ihrer Schriftlektüre. Im Mittelpunkt der Beiträge von *Luis Perez Aguirre* (Uruguay), *Richard Rokotondraibe* (Kenia) und *Mary Soledad Perpinan* (Philippinen) standen die ökonomischen, politischen und ideologischen Strukturen, die die Menschheits-Mehrheit ins Elend treiben. Die biblischen Begriffe werden von ihrer »materiellen« Seite her interpretiert: Das »Jubeljahr« (3. Mose, 25) z. B., in dem

die Sklaven freigelassen, der Besitz zurückgegeben und alle Schulden getilgt werden sollten (nach 7 »Sabbatjahren«, also alle 50 Jahre), wird zur Argumentationsbasis für die aktuellen Forderungen nach Schuldenstreichung und Demokratisierung der Weltwirtschaftsordnung. Die »Gerechtigkeit« wird abgeleitet von der Verwandlung der Wüste zum »Fruchtgebilde« (Jes. 32, 15f.) und ist damit untrennbar verbunden mit der Nahrung für alle. Der alttestamentliche Schalom-Begriff thematisierte vor allem das körperliche Wohlergehen, und die neutestamentlichen Friedens-Verheißungen zentrierten sich um die gemeinsame Mahlzeit.

Enrique Dussel (Mexiko) faßte den Zusammenhang von Gerechtigkeit und Frieden von einer »Theologie der Arbeit« her. Ohne diese sei jede christliche Ethik abstrakt und unreal; denn als Fortsetzung der göttlichen Schöpfung sei die menschliche Arbeit die Grundlage des Lebens. Der Schlüssel liege in der Marxschen Kategorie der »lebendigen Arbeit«, Dussel übersetzt Marxens Analyse der kapitalistischen Entfremdung in den biblischen Antagonismus von »Leben« und »Tod«: Das im Arbeitsprodukt vergegenständlichte »Leben« des Produzenten wird enteignet und häuft sich auf seiten des Kapitals als Arsenal des »Todes« auf. Die Gier nach »Mehr-Leben« (más-vida) erzeuge einen Todes-Kreislauf, der die Früchte der Arbeit wieder vernichte. »Das Brot ist das Leben der Armen, wer es ihnen vorenthält ist ein Mörder« (Eccl. 34), heißt es im apokryphen Text des Jesus Sirach. Vom Standpunkt analytischer Trennschärfe ist es problematisch, Arbeit und Leben, Enteignung und Tod metaphorisch ineinzusetzen. Die theologische Verknüpfungsleistung ist jedoch beachtlich: im Vorgang der Ausbeutung fließen Diebstahl und Mord unmittelbar ineinander, was im Kontext der akuten Verelendung in Lateinamerika keineswegs unrealistisch ist. Die herrschenden Klassen müssen, um sich als solche reproduzieren zu können, permanent gegen das 5. und 7. Gebot verstoßen. Die Beherrschung des Menschen über die Entfremdung seines Arbeitsproduktes wird zur Sünde schlechthin, gehört damit zum »Reich des Bösen« und des »Götzen«, der vom »Blut« seiner Opfer lebt. Die biblischen Dichotomien: Gott gegen Satan, Gottesreich gegen Weltenfürst, Gerechtigkeit/Friede gegen Sünde usw. werden in aller katholischen Schärfe beibehalten. Durch ihre Befestigung am Gegensatz von Klassenherrschaft und Gemeinschaft wälzt sich die gesamte Anordnung jedoch um: Der Manichäismus, der den »nördliche« Theologen, auch den linken, Unbehagen bereitet, könnte sich in Lateinamerika als befreiungstheologisches Rückgrat einer Hegemoniegewinnung von unten erweisen.

Die Vielfalt der Bibelexegesen im Budapester Seminar machte deutlich: eine *homogene* Einheit der Theologie gibt es im Weltmaßstab nicht und kann es nicht geben. Die globale Bedrohung und der strategische Vorsprung der transnationalen Konzerne verlangen andererseits das Zusammenwachsen einer ökumenischen Gegenfront. Die Arbeiterbewegung kennt das Problem aus der Krisengeschichte ihrer drei Internationalen: Universalismus droht die konkreten Eigengesetzlichkeiten der jeweiligen Regionen zu verfehlen, Partikularismus gefährdet den Zusammenhalt der Bewegung. »Einheit in der Vielfalt« ist schwer zu machen. Nach wie vor mangelt es an analytischen Instrumentarien, die es ermöglichen, die globalen Wirk-Zusammenhänge »im Kreuz« der Ost-West-Achse und der Nord-Süd-Achse zusammenzudenken (Brigitte Kahl, DDR). Ein solches Denken müßte zu begreifen versuchen, wie die jeweiligen Welten im System der kapitalistisch dominierten Weltwirtschaft auf ihren Plätzen und damit in ihren spezifischen Widersprüchen festgenagelt sind. Gefordert ist hier nicht zuletzt der Marxismus. Jan Rehmann (West-Berlin)

Internationaler Brecht-Dialog 88 »Kunst und Lebenskunst«

Berlin/DDR vom 9. bis 14. Februar 1988

Brechts neunzigster Geburtstag war der Anlaß für die überaus großzügige Gestaltung des diesjährigen »Brecht-Dialogs«. Die Veranstaltung findet seit 1968 jährlich mit wechselnden Themen statt. Der offizielle Festakt, veranstaltet vom Ministerrat der DDR und gestaltet von den Schauspielern des Berliner Ensembles, wurde mit einer Festrede des Kulturministers Hoffmann eingeleitet. »Brechts Erbe gehört zu den besten Traditionen deutscher sozialistischer Kunst«; daran hat sich nichts geändert. Eher peinlich wirkte der unsichere Vortrag des Ministers; er hätte den vorbereiteten Text vorher lesen sollen. Morgens hatte man Blumen an Brechts Grab gebracht, gleich darauf das Brecht-Denkmal des Bildhauers Fritz Cremer auf dem hergerichteten Platz vor dem Berliner Ensemble eingeweiht. Das Programm der ersten beiden Tage stand im Zeichen der Ovationen, und so bewegte sich die fast 300köpfige Schar aus 47 Ländern am Nachmittag des zweiten Tages in die Akademie der Künste, wo die 30bändige »Große Kommentierte Berliner und Frankfurter Brecht-Ausgabe« des Aufbau-Verlags und des Suhrkamp Verlags vorgestellt wurde. Gewiß, es liegen erst drei Bände vor, doch nachdem Insider-Kreise die Ankündigung einer historisch-kritischen Ausgabe durch den Minister vergeblich erwartet hatten, wird man mit dieser Studienausgabe auch auf längere Sicht zufrieden sein müssen.

Werner Hecht und das Team vom Brecht-Zentrum der DDR hatten die Veranstaltung präzise vorbereitet. Eine täglich neu erscheinende Ausgabe der »notate« informierte über die Ereignisse des Tages und lieferte bereits Kritik des vorausgegangenen. Ein gut funktionierendes Organisationsbüro und eine Simultan-Dolmetscheranlage sorgten für problemlose Rahmenbedingungen. Unter dem Thema »Brecht international« sprachen vor allem ausländische Wissenschaftler über die Brecht-Rezeption in ihren Ländern, und im Rahmen eines parallel stattfindenden AITA-Symposiums tauschten sich Fachleute über die Brecht-Aufführungen internationaler Amateurtheater aus.

In verschiedenen Foren und Diskussionsgruppen kümmerte sich der engere Kreis von Literaturwissenschaftlern und Theaterleuten um Brechts Werk. Leider verführte das Motto »Brecht — Kunst und Lebenskunst« zu einem allzu versöhnlichen Bergen von Ratschlägen des Dichters an die Nachgeborenen. Mit artig rezipierten Kurzvorträgen wurden weniger Arbeitshypothesen oder gar ästhetische Neubewertungen zur Diskussion gestellt als vielmehr bunt gestreute Impressionen zumeist akademischer Kurzprosa verlesen. Alt-Brechtologen wie Reinhold Grimm (USA), Jost Hermand (USA) und Antony Tatlow (Hongkong) lieferten gewohnt eloquente Beiträge.

Interessanter war die Diskussion um den 1987 im Henschel-Verlag erschienenen Band »Brecht 88 — Anregungen zum Dialog über die Vernunft am Jahrtausendende«. Die Auswahl der Beiträge hatte der im letzten Jahr verstorbene Philosoph Wolfgang Heise besorgt; seine dem Band vorangestellte Fragen bildeten den Rahmen der Diskussion. Die nur einem eingeschränkten Besucherkreis zugänglichen Runden wurden von Dieter Schlenstedt (DDR) moderiert und befaßten sich mit den Themen »Wirkungsmöglichkeiten der Künste bei elektronischer Kommunikation«, »Kunstproduktion heute« und »Vormarsch zurück zur Vernunft«. Die bewußtlose Zerstreuung der westlichen Massen-Medien-Kultur und mögliche Perspektiven einer Demokratisierung neuester Medientechnologien erörterte man bei Gelegenheit von Brechts Radio-Theorie. Die Begriffe Apparat, Apparatur, Datenfluß, Masse etc. konnten in den Statements eine gewisse Unschärfe — auf Grund unterentwickelter Medien-Konsum-Erfahrung in der DDR — nicht verlieren. Übertönt von Stimmen fortschrittsgläubiger Medienverfechter (G. Mayer, G. Rienäcker; beide DDR) hatten

F. Burckner und K. Scherpe (beide Berlin/West) es schwer, die Illusion eines repressionsfreien und produktiven Massendiskurses via Breitbandkabel in Frage zu stellen. Volker Braun, der seinen Redebeitrag mit dem — bislang unpublizierten — Gedicht »Material XIII: Benjamin in den Pyrenäen« einleitete, deutete seine eigene Kunstproduktion als persönliche Überlebenskunst. Unfertigkeit, die Lust zum Weiterproduzieren, das Experiment des Schreibens, in dem die Konstruktion des fertigen Textes zugleich eine Destruktion ehemals festgehaltener Sinngehalte vollzieht, das Propagieren einer Ästhetik der Widersprüche: Brauns konzentrierter Kurzvortrag deutete auf seine momentan recht starke Adaption der Benjaminschen Geschichtsphilosophie hin, die eingedenk des tragischen Schicksals Benjamins beklemmend wirkte. Hier hätte über das Thema »Kunstproduktion heute« gerade in diesen Tagen und gerade in der DDR weiterdiskutiert werden müssen. Wurde aber nicht, denn zu viele hatten kurze Statements vorbereitet, die sie unerbittlich vorzutragen gewillt waren. Die Moderation war zu freundlich und unentschlossen, argumentarme Endloschleifen zu unterbrechen. Und so geriet die Runde über den Begriff der Postmoderne zu einem Blitzeschleudern gegen die philosophischen Tiefdruckgebiete aus Frankreich — oder was man dafür hielt. Allzu leicht wurde mit Verve denunziert und verabschiedet, was der genaueren Beleuchtung bedurft hätte. Daß in den Redebeiträgen am Ende jeder Veranstaltung der Name Brecht häufiger fiel, zeugte vom schlechten Gewissen der Beiträger. Gefällige und bekannte Zitate aus seinem Werk konnten kaum darüber hinwegtäuschen, daß er nur *ein* möglicher Anlaß und nicht expliziter Ausgangspunkt der Gespräche war.

Die wirklichen Leckerbissen waren eher Krümel, die man suchen mußte. So die kurzen Filmdokumente der Erstaufführungen von »Mann ist Mann« (1931) oder der »Galileo«-Produktion von Brecht und Charles Laughton in Beverly Hills (1947), die hier in leidlich restauriertem Zustand das erste Mal öffentlich gezeigt wurde. Das Jugendtheater Riga gastierte mit einer lustvoll-engagierten Inszenierung von »Furcht und Elend«, wogegen die Premiere der Neuinszenierung von »Die Mutter« ganz und gar gewöhnlich ausfiel. Wer abseits der Kongreßpfade herumließ, konnte in der »Kleinen Galerie« in Pankow der Eröffnung einer Ausstellung des DDR-Malers Gerd Sonntag beiwohnen. Hier war eine andere Szene der DDR-Kultur zusammengekommen, und wer wollte, der konnte die im Kreis der Brechtologen unsäglichen, d.h. völlig verschwiegenen politischen Ereignisse der letzten Wochen aus einer ganz anderen Perspektive belauschen. Eins scheint sicher: Brecht hätte sich hier wohler und vielleicht auch verständener gefühlt als in der Akademie.

Günter Berg (Amöneburg/Karlsruhe)

Gramsci heute

Tokio, 28./29. November 1987

Zu diesem ersten Gramsci-Kongreß in Asien hatte ein Organisationskomitee unter Leitung von Narihiko Ito eingeladen, der sich vom Gramsci-Luxemburg-Kongreß in Hamburg (1985) dazu hatte anregen lassen. Er selbst ist in der Friedensbewegung aktiv und als Luxemburg-Forscher bekannt. Zu dem Treffen wurden auch einige Ausländer eingeladen: David Forgacs (Brighton), Jang Jip Choi (Seoul), Mao Yungtse (Beijing), Aldo Natoli (Rom) und der Berichterstatter. Mit dem Gramsci-Institut hatten die Organisatoren ein Jahr vor dem Kongreß Kontakt aufgenommen mit der Bitte, einen italienischen Spezialisten für die Zusammenkunft in Tokio zu benennen — ohne Erfolg.

20 japanische Wissenschaftler beteiligten sich mit Vorträgen und kürzeren Statements an dem Kongreß, der von knapp 500 Menschen, darunter ca. zehn Frauen, be-

sucht wurde. Es ging sowohl um die eher politiktheoretisch angelegten Fragen der Gramsci-Diskussion, wie wir sie seit Aufkommen des Eurokommunismus auch aus den westeuropäischen und amerikanischen Debatten um Gramsci kennen, als auch um solche der Anwendung heute, z.B. um eine in Gramscis Kategorien versuchte Analyse des nationalen Terrains, dazu der religiösen Frage, also vor allem der Bedeutung von Schintoismus und Buddhismus für die gesellschaftliche Entwicklung Japans. Hierüber sprach Kiyotomo Ishido.

Yositomo Takeuchi betonte die Bedeutung von Croce (und mit ihm Hegel) für Gramscis Denken, während Koreaki Kurosawa aus Yokohama das Verhältnis von Hegemonie und Erziehung auszuloten versuchte. In den Sektionen ging es am nächsten Tag um »Arbeiterbewegung und Neue Soziale Bewegungen«, um »Kultur, Erziehung und Intellektuelle«, um »Frauen und Familie« (gerade in diesem Bereich ist mir übrigens der enorme Unterschied in der Lebensweise der westeuropäischen und der japanischen Gesellschaft aufgefallen: ein Bruch in der relativ uniformierten Lebensweise, vor dessen Hintergrund sich eine Pluralität von Lebensformen entwickeln konnte, hat in Japan kaum stattgefunden). In der vierten Sektion ging es um die Dritte Welt und in der fünften um »Staat und Hegemonie«.

Die ausländischen Gäste hatten Gelegenheit, über die Gramsci-Diskussion in ihren Ländern zu berichten. Interessant war für mich zu erfahren, daß in Japan bisher mehr von Gramsci übersetzt wurde als in den deutschsprachigen Ländern zusammengenommen und daß — zumindest in quantitativer Hinsicht — in Japan mehr als anderswo — außer Italien natürlich — über Gramsci geforscht wird. (Ins Chinesische wurde bisher nur eine Auswahl übersetzt, ins Russische übersetzte Carolina Miano schon Ende der fünfziger Jahre einen Teil der *Gefängnishefte*.)

Ulrich Schreiber (Hamburg/Stuttgart)

Kongreßankündigung

Viertes Bundes-Geschichtsfest der Geschichtswerkstätten

Hannover, 2. bis 5. Juni 1988

Themenschwerpunkte: Museen der Arbeit und Industrie / NS-Zeit / Stadtteilrundgänge / Verschwinden der Schriftlichkeit. — Informationen und Anmeldung: Geschichtswerkstatt Hannover, Hanomagstraße 7, 3000 Hannover 91, Telefon (0511) 44 51 43).

Besprechungen

Philosophie

Brigitte Kahl: Armenevangelium und Heidenevangelium. »Sola scriptura« und die ökumenische Traditionsproblematik im Lichte von Väterkonflikt und Väterkonsens bei Lukas. Ev. Verlagsanstalt, Berlin/DDR 1987 (206 S., br., 13,- M)

Wenn Theologen um die »richtige« Auslegung streiten, ist der analytische Ertrag allzu oft gering. Denn die Kontrahenten unterstellen meist eine Homogenität der biblischen Schriften, wo sich in Wirklichkeit gegensätzliche soziale und politische Standpunkte eingeschrieben haben. Brigitte Kahl, Theologin an der Humboldt-Universität, konzentriert dagegen ihre Lektüre auf die Brüche im Text-Gewebe. Thema ihrer Dissertation ist die Konstruktion des lukanischen Doppelwerks (Lukas-Evangelium und Apostelgeschichte): Einerseits überliefert der Evangelist in scharfer Akzentuierung die älteren Schichten eines »Armenevangeliums«, andererseits wendet sich sein »Heidenevangelium« vornehmlich an die Reichen, politisch an die Beamten des römischen Staatsapparats. Mit Hilfe linguistischer Methoden sucht sie die antagonistische Bauweise der Textproduktion freizulegen.

Im Zentrum stehen die Widersprüche zwischen dem 1. Kapitel des Lukas-Evangeliums und den Kapiteln 2-4: Thema von Lk 1 sei in erster Linie die Durchbrechung der jüdischen »Vätertradition«. Nicht die im katholischen Dogma festgehaltene Jungfräulichkeit Marias interessiere den Evangelisten, sondern die *vaterlose* Empfängnis Jesu. Diese bedeute »im elementarsten Sinne einen Angriff auf den Bestand, die Einheit und Integrität des 'Vaterhauses Israel'« (103). Die Frontstellung der paulinischen Heidenmission: mit dem »Vätergott« gegen die jüdischen »Väter« (80), werde von Lukas in den Anfang des Christentums vorverlegt und dort verankert. »Die Gottessohnschaft Jesu ist eine 'Funktion' der Heidenmission.« (159) Ähnlich verlaufe die Frontstellung in der Geburtsgeschichte Johannes' des Täuflers, in die Lukas die Schwangerschaft Marias »hineinkomponiert« hat (91): Der Vater (und Tempelpriester) Zacharias bezweifelt zunächst die Schwangerschaftsankündigung des Engels, indem er auf das Alter seiner greisen Frau Elisabeth hinweist, und wird wegen dieses »Unglaubens« mit Stummheit bestraft (Lk 1,18 ff.). Sprechen kann er erst wieder nach der Geburt des Sohnes, bzw. genauer: unmittelbar nachdem er die Zustimmung gibt, daß dieser den Namen Johannes tragen soll und nicht — wie die Verwandten im Namen der patriarchalen Tradition fordern — Zacharias. »Um die Herzen der Väter zu den Kindern zurückzubringen« (Lk. 1, 17), stellt Lukas vorübergehend die traditionellen Beziehungen zwischen den Generationen auf den Kopf. Die Geschlechterverhältnisse sind zumindest erheblich modifiziert, insofern die Kompetenz der Wortverkündigung von den »ungehorsamen« Vätern auf die »gehorsamen« Mütter verlagert wird (104). Diese Umwälzungen der Autoritätsverhältnisse werden schließlich verknüpft mit der ersten Ankündigung eines »Armenevangeliums« mit umstürzlerischer Perspektive: Im »Magnifikat« der Maria hat Gott »Gewaltige vom Thron gestoßen und Niedrige erhöht«, »Hungrige mit Gütern gefüllt und Reiche leer hinweggeschickt« (Lk 1, 52ff.).

Sobald in Lk 2 das römische Herrschaftssystem den Handlungsraum der Erzählung bestimmt, ist für die Umkehrung der Autoritätsverhältnisse kein Platz mehr, sie wird ausgewechselt durch eine »bruchlose Unterordnungskette« (140): »Auf der Eben der 'gehorsamen Väter' liegt der Handlungs- und Redeprimat wieder bei den 'Vätern'« (143), die Frauen verstummen und werden auf eine begleitende Funktion reduziert (142). Dieselbe Maria, die in Lk 1, 52 noch den Thronsturz gepriesen hatte,

folgt nun ihrem Verlobten zur Volkszählung. Der Kaisergehorsam erscheint als Selbstverständlichkeit des christlichen Weges (141). Jesus selbst ordnet sich nach seinem ersten Auftritt im Tempel der Familienautorität wieder unter (Lk 2, 51), Kahl zufolge ein gewolltes und der vorangegangenen Argumentation widersprechendes »Umbiegen« (138f.). Unmittelbar nach dem Vaterbekenntnis Gottes wird Jesus paradoxerweise über seinen ausdrücklichen »Nicht-Vater« Josef in die Abrahamsgenealogie eingegliedert (Lk 3, 23ff.). Das Armenevangelium »ist auf eine Stufe 'erhoben' worden, wo es der römischen Väterordnung kommensurabel wird« (145).

Auch in der Apostelgeschichte erhält die Heidenmission »einen ganz anderen sozialen Index als die Mission Jesu an 'Armen, Blinden, Gefangenen und Zerschlagenen' (Lk 4, 18)« (177). Während die Jerusalemer Urgemeinde als Einheit von Besitz- und Glaubensgemeinschaft gezeichnet wird, spielt in den späteren Heidenbekehrungen die Besitzverteilung keine Rolle mehr. »Die ökonomische und die ökumenische Funktion sind voneinander getrennt« (180), und das gemeinschaftliche Essen »ist wesentlich zur rituellen Frage geworden« (181f.). Die Nahtstelle in dieser Transformation liegt — Kahl zufolge — in der Sündenfallgeschichte von Ananias und Sapphira, die der Urgemeinde einen Teil ihres Geldes vorenthielten. Sterben mußten sie jedoch nicht deshalb, weil sie gegen die gütergemeinschaftliche Besitzverteilung verstoßen haben, sondern weil sie Gott bzw. Petrus »belogen« haben (Apg 5, 4, 9). Bestraft wird nicht die Verletzung der »brüderlichen« Solidarität, sondern der Verstoß gegen das »Väterprinzip« der Autorität. (183) Gleichzeitig löst sich der Gott-Gehorsam von der Besitzgemeinschaft ab und wird »formalisiert« zur eigenständigen Größe: »Der 'Gehorsam an sich' (ist) zum 'Äquivalent' der Gütergemeinschaft geworden (ebd.).

Kahl erklärt Lukas' Wiederherstellung der »Väterordnung« v.a. aus der komplizierten Lage der christlichen Bewegung nach ihrer Loslösung vom Judentum. Gefährlich erschienen die Christen den römischen Machthabern sowohl wegen ihrer Nähe zum Judentum als auch wegen ihres Abfalls von ihm: Ihre Berufung auf einen am Kreuz Gestorbenen »blieb aus römischer Optik immer noch die Berufung auf einen politischen Verbrecher und jüdischen Aufrührer« (68f.). Durch ihren Ausschluß aus dem Judentum waren sie andererseits aus einer Väterordnung herausgefallen, die letztlich mit dem patriarchalen Ordnungsprinzip der Römer »kommensurabel« war (78). Die in der Heidenmission vollzogene »nationale Entschränkung des jüdischen Glaubens« setzte dessen subversives Potential frei und ließ die Gegensätze im gleichen Raum aufeinanderprallen (76, Anm. 145). Ohne den (relativen) Schutz des Judentums gab es für die Christen »keinen 'Raum' ... innerhalb der römischen Ökumene, nur das Kreuz« (79). Vor dem Hintergrund dieser tödlichen Bedrohung ordnet Lukas das ihm vorliegende Traditionsmaterial neu und arbeitet es um. Er versucht, die internationalistische Sprengkraft wieder zu entschärfen, indem er erstens die Rückbindung an die jüdische Vätertradition organisiert, indem er zweitens gegenüber den römischen Behörden die soziale und politische Ungefährlichkeit der christlichen Botschaft zu beweisen versucht. Er muß plausibel machen, »daß die Christen nicht die 'schlimmeren Juden' sind, wie es sich aus der Sicht Roms nahelegt, sondern die 'wahren', das heißt, asylwürdigen Juden, die keine aufrührerische Gesinnung zeigen.« (85)

Kahls Lukas-Exegese untersucht damit die Funktionsweisen der Verschiebung und Kompromißbildung, die die Herausbildung der Kirche als neu *ideologische Macht* (Engels) begleiteten. Lukas schlägt die Brücke von den Befreiungsartikulationen der Diskriminierten zum Hineinarbeiten der Kirche in den römischen Staatsapparat. Aus den Umsturzphantasien der Armen wird die vertikale Struktur des Gott-Gehorsams

herausgelöst und dem System irdischer Herrschaft angenähert. In der Verlängerung dieser Strategie wird der Seufzer der bedrängten Kreatur mit der Organisation ihrer Bedrängnis verschmelzen. Jede bindungsfähige Ideologie ist zugleich jedoch antagonistisch »anrufbar«, und so kann die lukanische Kompromißbildung von entgegengesetzten Klassenstandpunkten gelesen werden. »Auf ihrem vermutlich durch Lukas mitbegründeten Weg 'nach oben' wird die Kirche permanent 'von unten' in Frage gestellt ... — ebenfalls unter Berufung auf Lukas. Daß Lukas beides überliefert hat ..., ist sein größtes 'historisches' Verdienst.« (184f.)

Marxistische Ideologeforscher brauchen sich nicht mit dem Problem herumzuschlagen, wie die als antagonistisch analysierten Bestandteile theologisch wieder zusammengefügt werden können. Linke TheologInnen müssen dies sehr wohl, denn der Streit um die biblische Mitte ist ein strategischer Ort der ideologischen Kämpfe auf diesem Feld. Kahl liest Lukas »gegen den Strom seiner eigenen Argumentation« vom Armenevangelium her (196) und erklärt die Hinwendung zu den Unterdrückten zum »ausschließlichen Maßstab« der Konformität mit der christlichen Botschaft (194). Diese Festlegung legitimiert sie mit dem reformatorischen Schriftprinzip »Sola scriptura« und gerät damit — entsprechend ihrer vorangegangenen Analyse — in den Widerspruch, daß sich »auf die Schrift 'allein' auch der Teufel berufen (kann)« (16) und jede Entscheidung »jeweils den 'halben' Lukas gegen sich haben wird« (195). Sie versucht dieses Dilemma durch folgende Unterscheidung zu lösen: die ganze Schrift (»Tota scriptura«) sei ein vieldeutiges Mischprodukt aus Schriftgemäßem und Nicht-Schriftgemäßem (197f.), das im engeren Sinne »Schriftgemäße« (Sola scriptura) sei dagegen an den ausschließlichen Glauben (sola fide), an Christus allein gebunden (197). Kahl durchläuft hier das »normale« Argumentationsnetz protestantischer Theoriebildung. Diese »Schrift in der Schrift« wendet sie nun aber subversiv gegen Lukas' Kompromißstrategie: Dieser reinige nämlich das Heidenevangelium vom konfliktträchtigen Erbe des Armenevangeliums »um des Kaisers willen, der die unerreicht bleibende Zielperson des lukanischen Doppelwerks darstellt« (196). Ein solch politischer Gehorsam als »handlungsbestimmende Größe neben dem Gebot Gottes« (ebd.) könne aber nicht als »kongruente Über- und Umsetzung der christlichen Botschaft gelten« (197).

Innertheologische Auseinandersetzungen um die legitime Schriftauslegung entwickeln ihre spezifische Ideo-Logik, die anders funktionieren muß als die Methodik marxistischer Ideologietheorie. Indem Kahl das reformatorische Schriftprinzip als ausschließliches Kriterium der Rechtgläubigkeit in Anspruch nimmt, bewahrt sie die widerständige Schärfe der Bartschen Theologie und verlängert sie in befreiungstheologischer Perspektive. Zugleich vermeidet ihr integraler Zugriff die linkschristliche Kinderkrankheit, sich die fortschrittlichen »Rosinen« aus dem Schrift-Corpus herauszupicken. Indem sie die Gegensätze ihres Materials zum Sprechen bringt, führt sie exemplarisch vor, wie Christen sich den Widersprüchen ihrer Tradition stellen können. Eine solche Widerspruchshaltung könnte auch lehrreich sein für Marxisten, die aus der Geschichte des Marxismus zu lernen versuchen.

Jan Rehmann (West-Berlin)

Füssel, Kuno: Drei Tage mit Jesus im Tempel. Einführung in die materialistische Lektüre. Edition liberación, Münster 1987 (172 S., br., DM 34,80)

Der Stein, den die Baulcute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Das Markus-Evangelium, das die klassischen Theologen abschätzig bis stiefmütterlich behandelt haben, steht im Mittelpunkt des Interesses materialistischer Bibellektüre und der mit ihr verbundenen christlichen Laienbewegung in Westeuropa — seit dem

Pionierwerk von Fernando Belo (Das Markus-Evangelium materialistisch gelesen, Stuttgart 1980, frz. 1974) bis zu dem ersten Lehrbuch, das Füssel jüngst vorgelegt hatte. Der kühne Essay, der einen Zugang für eine breitere Leserschaft schwer gemacht hat, wurde von ihm nun aufbereitet für eine Verwendung im Religionsunterricht, im Theologiestudium und der Pastoral. Jetzt dürfte es der dominierenden universitären Auslegungsschule nicht mehr so leicht fallen, die materialistische Lektüre zu übergangen. Der Autor hat den Versuch unternommen, ihre Grundlagen und Methoden auf das Niveau der Universitätstheologie zu bringen, ohne seinem Plädoyer für eine »amateurhafte, bastlerhafte Vorgehensweise« untreu zu werden, die gerade verhindern soll, daß lediglich eine neue exegetische Schule entsteht.

Die grundlegenden Elemente (Materialismus, Gesellschaftstheorie, Texttheorie und Anthropologie) wurden für Einsteiger nachvollziehbar dargelegt und enthalten genügend Hinweise auf offene Fragen und für eine Vertiefung. Im zweiten Kapitel wird die Gesellschaftsformation Palästinas im 1. Jahrhundert u.Z. erläutert, soweit ihre Kenntnis Voraussetzung ist für das Verständnis der Texte. Der exegetische Teil legt Mk II, 7-13,2 aus. Ergänzend kommt ein Unterrichtsentwurf für die Sekundarstufe I und II von H. Futterlieb hinzu, der auf ein Halbjahr angelegt ist und Erfahrungen einer pädagogischen Umsetzung an der Schule weitergibt. Der abschließende Materialteil (112-168) enthält Übersichtstabellen, Tabellen, literarische Texte und Kopiervorlagen für das Unterrichtsprojekt.

Kritisch bleibt zu vermerken, daß dem Versuch einer *Einführung* drei Mißlichkeiten anhaften. Neben den (im Vergleich zu Belo) notwendigen Beschränkungen im exegetischen Teil sind folgende Punkte zu nennen:

a) Die Vereinheitlichung der Theorieansätze führt sanft hinweg über doch schwerwiegende Ungereimtheiten. Der eklektische Charakter des Werkes von Belo ist solange nicht überwunden, wie die Bezugnahme auf Marx, Althusser, Bataille, Barthes referierend bleibt. Dem Leser ist es überlassen, den *kommunikativen* Aspekt der Praxis — ein Fingerzeig auf Habermas (17, 19)? — mit einer Theorie des Verkennens nach Althusser bzw. dem Textverständnis von Barthes (Text/Sprache als Verausgabung, Artikulationsform von Begehren anstatt des teleologischen Implikates Verständigung) in Beziehung zu setzen. b) Da Füssel auf eine kritische Geschichtsschreibung der materialistischen Bibellektüre verzichtet, wird der Leser alleingelassen mit den Fragen: Wo wurde Belo weiterentwickelt, wo mit ihm gebrochen? c) Es fehlt an Tiefenschärfe, was Grundbegriffe angeht. Am Materialismusverständnis mag das erläutert sein: Der Name »materialistische Lektüre« will zunächst nur den Bruch mit einer idealistischen Lektüre markieren. Der Begriff des Materialistischen wird aber im Rekurs auf Marx und Engels erklärt, als unvoreingenommene Weltansicht, die keine »idealistische Schrulle« (Engels) als Denkvorgabe akzeptiert und die »wirkliche Verknüpfung zwischen Momenten der Praxis: Arbeit, Kampf, Denken, so zu erfassen (sucht), daß konkrete Veränderung dadurch angeleitet wird« (15). Später wird das Referat der klassischen marxistischen Position nicht nur additiv modifiziert. Mit Bataille werden gerade materialistische Versäumnisse der Marxschen Theorie eingeklagt (im Kapitel »Triebökonomie und Symbolordnung«, 24ff.). Eine systematische Vermittlung von Marx und Bataille findet nicht statt.

So bleiben Fragen wie folgende offen: Kann die materialistische Lektüre tatsächlich über die Praxis des historischen Jesus Auskunft geben, oder bewegt sie sich auf der Ebene des Textes — um mit Belo zu sprechen: geht es um den Aktanten J? Wie sind Sätze wie dieser zu verstehen: »Die Klassenherrschaft konnte daher nicht beseitigt werden, ohne daß ihr die Legitimationsgrundlage entzogen wurde. Deshalb greift Jesus das System genau an dieser Stelle an!« (34) »Jesus zog freiwillig nach Jeru-

salem, er stellte die Macht in Frage, er verzichtete am Ende darauf, sich mit Waffengewalt gegen seine Volksgenossen zu verteidigen ...« (54)? Könnte die materialistische Lektüre derartige Aussagen über *den* Jesus von Nazareth machen, so hätte das immense Konsequenzen für die gesamte systematische Theologie! Kann sie sich wirklich aus dem »Teufelskreis, daß wir das, worüber die christlichen Texte sprechen, die Realität, die sie entstehen lassen, nur durch eben diese Texte kennen« (7) herausbegeben und über die »wirklichen Lebensverhältnisse« des Autors des Markus-Evangeliums und seiner Gemeinde Aussagen machen? Im Gegensatz zum »Materialismus« des Bultmannschen Entmythologisierungsprogramms fragt die materialistische Lektüre ja nicht nach dem, »was wirklich passiert ist«, sondern interessiert sich für die Textwirklichkeit, die symbolische Ebene, und ist insofern materialistisch, als sie den Text nicht nur als Behältnis von Sinn (der Glaubensbotschaft, die dann noch zu entmythologisieren wäre) begreift. Aber kann/darf man sich hierbei auf Marx beziehen oder gar auf Engels?

Um eine entscheidende Frage hat Füßel einen Bogen gemacht. Er fragt zwar »Warum Markus?« (52), doch einen nicht-christlichen Leser kann die Antwort kaum befriedigen. Die von G. Casalis aufgeworfenen Fragen an Belo harren immer noch einer Antwort: »Warum dieser Markus in Rom im Jahre 70 ... Er (Belo) macht in gewisser Hinsicht denselben Fehler wie die, die sich etwa mit einer Tradition beschäftigen und sich nicht fragen: warum wird das in dieser Zeit, an diesem Ort und so in dieser Weise niedergeschrieben? Was bedeutet dieser merkwürdige Mischmasch von Theologie und Messianismus, der im Jahre 70 in Rom erscheint?« Im Anschluß an ein auf die historisch-kritischen Exegeten gemünztes Wort von Karl Barth ließe sich fordern: Materialistischer müßten mir die materialistischen Exegeten sein!

Alle diese Fragen zeigen, daß die materialistische Lektüre noch nicht völlig aus ihrer essayistischen Phase herausgetreten ist. Es wäre unfair, dies Füßel anzulasten; vielmehr trägt sein Buch, obwohl es »nur« eine Einführung sein will, dazu bei, diese Fragen zu stellen.

Thomas Klein (Heidelberg)

Ferguson, Adam: Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Hrsg. und eingeleitet von Zwi Batscha und Hans Medick. Aus dem Englischen von Hans Medick. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1986 (472 S., Ln., 76,- DM)

Es gibt eine deutsche Tradition der philologisch-historischen Beschäftigung mit angelsächsischen Autoren — am eindrucklichsten repräsentiert von Ferdinand Tönnies' Neubegründung der Hobbes-Forschung —, die in der Erforschung der britischen Philosophie wichtige Pionierleistungen erbracht hat. In diese Tradition reiht sich — im Anschluß an Medicks wichtige Untersuchung der schottischen politischen Philosophie des 18. Jahrhunderts in ihrer Bedeutung für Adam Smith (»Naturzustand und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft«, Göttingen 1981) — die vorliegende Neuübersetzung von Adam Fergusons Hauptwerk ein.

Ferguson — der nicht Adam Smiths »Lehrer« gewesen ist, wie Marx wähnte — steht an einem Knotenpunkt der Geschichte der politischen Philosophie: Er bricht mit dem seit dem 17. Jahrhundert zentralen Modell von Naturzustand/Gesellschaftsvertrag/politisches Gemeinwesen zugunsten einer Historisierung des Naturzustandes, für die er der »Negerhändler«-Anthropologie des 18. Jahrhunderts (und seiner eigenen Erfahrung der untergehenden schottischen Clan-Gesellschaft) Einsichten abzugewinnen weiß, die Ergebnisse Morgans (Grundlage von Engels' entsprechenden Reflexionen) vorwegnehmen. Sie sind vom deutschen Idealismus zugleich verarbeitet und verdeckt worden. Eine marxistische oder auch nur materialistische Philosophie, die endlich aus dem langen Schatten dieser deutschen Tradition heraus

will, kommt um eine Neulektüre Fergusons nicht herum. Vor unkritischen, etwa ökolibertären »Aktualisierungen« ist freilich zu warnen. Die »Freiheit« eines *Citoyen*, die auf der Verdrängung der Tatsachen von Ausbeutung, Gewaltherrschaft und Ausschließung der »Masse« des »niedereren Volkes« beruht, dürfte heute — sofern diese ihre Grundlage mit offengelegt wird — kaum mehr legitimationskräftig sein.

Soweit zu Ferguson, dessen Werk — auf Grund der »Ausgabe letzter Hand« — in schlackenloser, präziser und lebendiger Übersetzung präsentiert wird. In der Einleitung (im Umfang eines Einführungsbandes von 86 Seiten) entfaltet Hans Medick die Grundperspektiven der klassischen Philosophie der bürgerlichen Gesellschaft: den Stellenwert der »schottischen Sozialwissenschaft« im Übergang von der bürgerlichen Aufklärungsphilosophie zu den disziplinar gefaßten positiven Sozialwissenschaften, wie sie sich im 19. Jahrhundert herausbilden, und die gesellschaftlichen Grundlagen für die Zwischenstellung der schottischen *Intelligentsia* als »provinzielle Avantgarde« (7-21); den Übergang von sozialvertragsorientierten Naturzustandslehren zu den Ansätzen einer »Naturgeschichte« der Gesellschaft bei Ferguson (21-36) — dabei gelingt Medick eine wichtige, korrigierende Zusammenfassung der neueren begriffsgeschichtlichen Analysen zu »bürgerliche Gesellschaft« und »Staatsbürger« (28ff.); das Moment von Kontinuität und kritischer Wendung der antikisierenden Tradition der Philosophie des »Gemeinwesens« in Fergusons weniger eurozentrischem als gattungsgeschichtlichem Blick (36-53). Er zeigt die historische Begrenztheit der »im Grunde aristokratischen Weltansicht« (77), die Ferguson teilt, angesichts der heraufziehenden bürgerlichen Revolutionen in Produktionsweise und Politik — verbunden mit einer »umfassenderen und kritischeren« Einsicht in deren Widersprüche, als sie ihren »offiziellen Theoretikern, Historikern und Ideologen im 19. und 20. Jahrhundert« möglich gewesen ist (90).

Auch wenn Medick am Schluß auf Marx eingeht, bleibt ein Desiderat der Ferguson-Rezeption: Wie verhält sich der wissenschaftliche Durchbruch zur Kritik der politischen Ökonomie und zur materialsitischen Geschichtsauffassung eigentlich *genau* zu dessen philosophisch-idealistischen »Vorläufern«? Eine Analyse des Verhältnisses von Ferguson zur marxistischen Traditionslinie der Ethnologie und Anthropologie, aber auch zur marxistischen Kritik der Philosophie der bürgerlichen Gesellschaft verspricht für diese Fragestellung einen reichhaltigen Ertrag. Hierfür hat Medicks Ferguson-Ausgabe jetzt optimale Ausgangsbedingungen geschaffen.

Frieder Otto Wolf (West-Berlin)

Fleischer, Helmut: Ethik ohne Imperativ. Zur Kritik des moralischen Bewußtseins. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1987 (243 S., br., 14.80 DM)

Das Buch des Darmstädter Philosophen kommt zur rechten Zeit. Ethik und Moral werden breit diskutiert; deutlicher Ausdruck ist die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Hans Jonas, der mit seiner Ethik der Verantwortung große Beachtung fand. Die Erwartungen an ein Buch mit einem solchen Titel sind entsprechend hoch.

Ausgangspunkt ist das Verhältnis von moralischem Sein und moralischem Bewußtsein. »Das sittliche Bewußtsein kann nichts anderes sein als das bewußte (so oder anders bewußtgemachte) sittliche Sein; und das sittliche Sein der Menschen — das sind die Gesittungsqualitäten ihres wirklichen Lebensprozesses.« (8) Da Fleischer berechnete Zweifel an der Lehrbarkeit der Tugend hat, weist er der Ethik unter Verweis auf Hegel und Nietzsche einen anderen Status zu. »Die Moralphilosophen haben immer wieder praktisch-verändernd auf die sittliche Welt einzuwirken gesucht; könnte es auch nicht einmal darauf ankommen, diese Welt in ihrer Wirkweise

allererst eindringlich zu interpretieren, um so auch mehr Klarheit darüber zu gewinnen, wie man selbst an ihrer praktischen Gestaltung teilhat?« (Ebd.) In Abgrenzung von der normativen und gleichzeitig der analytischen Ethik versteht Fleischer unter Ethik »Interpretation, Reflexion und Analytik des Ethos« (9), wobei als Ethos das gilt, »was als die gelebte, praktizierte Sittlichkeit in den Gesittungsqualifikationen des Menschen am Werk ist« (8f.). Konsequenter kommt der Autor durch Analyse der derzeitigen Situation zu der Auffassung, daß eher eine neue Politik als eine neue Ethik erforderlich sei (11, 236).

Da die Ethik ohne Imperativ »weder zu einer historischen Soziologie der Moral wird, noch in die Lage kommt, mittels eines 'naturalistischen Fehlschlusses' von deskriptiven Befunden zu präskriptiven Aufstellungen zu gelangen« (64), stellt sich die Frage nach ihrem Verfahren. Die juristische Methode der Anwendung von Normen auf praktische Fälle scheidet für Fleischer aus. »Der Erkenntnisweg ist mehr der einer 'Existenzerhellung' als der einer juristischen Methode, wie sie sich in der Ethik so sehr ausgebreitet hat. Das Kardinale ist die Selbstbefragung daraufhin, nicht mit welchen Prinzipien und Überzeugungen, sondern mit welchen Wirkbeiträgen man am 'Aufbau der sittlichen Welt', der gegenwärtigen Ethos-Formation praktisch beteiligt ist.« (10) Hier liegt m.E. die größte Schwierigkeit des Buches.

Im Kapitel über »Messungen im Felde des Ethos« (21ff.) müßte deutlich werden, was Ethik als Interpretation, Reflexion und Analytik leisten könnte. Doch werden hier z.B. »Potenzen der Ethos-Formierung« (25ff.) beschrieben als »annäherungsweise benennbare Resultanten aus komplex motivierten Wirksamkeiten im gesellschaftlichen Interaktionsfeld, soweit es die menschlichen Verhaltensweisen in den Güterverhältnissen angeht« (26). Als derartige Potenzen, d.h. Interessen und Fähigkeiten, werden die »Potenzen von Selbstsein und Selbstzweckhaftigkeit« als primärkonstitutiv bezeichnet. (26f.) Es folgen weitere Potenzen, z.B. die der »Subalternität«, der »Rivalität«, der »Solidarität« und der »Kooperation«. (30ff.) Dahinter verbirgt sich offenbar eine Anthropologie und Soziologie, der es jedoch an empirischer Fundierung mangelt.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, gelangt Fleischer zu einer Kritik der philosophischen Ethik in der Version von Apel, Habermas, Krings und Baumgartner (91ff.). Im zweiten Teil beginnt er mit einer Skizze der ethischen Situation der Gegenwart (128ff.) und prüft einige Entwürfe normativer Ethiken. Hier behandelt er das Ethos des Sozialismus (144ff.), die Orientierung an Grundwerten, wie sie vor allem in der deutschen Sozialdemokratie diskutiert wird (157ff.), die Konzeption einer Ethik der modernen Zivilisation, wie sie etwa H. Jonas vorgelegt hat (170ff.), die Forderung nach einer Ethik des Friedens (183ff.) und die Ansätze einer ökologischen Ethik (200ff.). Den Mangel dieser »programmatisch-normativen Mobilisierungs- oder Erweckungsethiken« (125) sieht Fleischer u.a. in dem überhöhten moralischen Anspruch, im Übermaß an Idealismus und vorausgesetztem Altruismus.

Im Schlußkapitel möchte Fleischer mit »einer 'praxisanalytischen' Betrachtungsweise«, einer »'Heuristik der lebendigen Kräfte' im Ethos« die Summe seiner Betrachtungen »zur Analyse von Ethos-Formierungen« (214) ziehen. Im Anschluß an die implizite Ethik bei Marx (vgl. 148ff.) erwartet er ein Ethos höherer Verbindlichkeit unter der Voraussetzung einer »Beteiligung und Eigeninitiative der sozialen Sphäre, in der Wissenskraft und Kooperationskultur zu einer besonders reichen Ausbildung gediehen sind« (229). Als Fazit hält er fest: »Das Ethos von heute findet seine künftige Bewährungsprobe darin, daß es die höheren Befähigungen freisetzt, die zu gewärtigenden Anfechtungen einer sich ausweitenden Zivilisationskrise in

den Maßbestimmungen humaner Kultur zu bewältigen, die wir mühsam errungen haben; daß es gelingt, kraft einer höheren Handlungssouveränität über den Zivilisationsprozeß weiterreichende Verbindlichkeiten zu stiften.« (238)

Reinhold Hünlich (Marburg)

Singer, Peter: Praktische Ethik. Aus dem Englischen von Jean-Claude Wolf. Verlag Philipp Reclam jun.. Stuttgart 1984 (331 S., br., 9,60 DM)

Der Autor legt im ersten Kapitel seine Konzeption von Ethik dar, die als konsequentialistisch im Sinne des modernen Utilitarismus in der Version von R.M. Hare zu charakterisieren ist, als dessen Schüler sich Singer wohl immer noch versteht. Besonders wichtig erscheint mir die Ablehnung des Relativismus oder Subjektivismus (13ff.). Das Postulat der Universalisierung führt zu der Forderung, den Handlungsverlauf zu wählen, der nach der Abwägung der Interessen aller Beteiligten »per saldo für alle Betroffenen die besten Konsequenzen hat« (24). Die Erörterung aktueller moralischer Probleme — Singer unterscheidet begrifflich nicht zwischen Ethik und Moral — macht deutlich, daß das Vorurteil von der Platitude des angelsächsischen Utilitarismus nicht gerechtfertigt ist. Singer setzt sich bei Fragen wie Gleichheit, dem Verhältnis des Menschen zu den Tieren, Abtreibung, Euthanasie und der Beziehung von Reichen und Armen in der Weltgesellschaft immer wieder mit konkurrierenden Ansätzen auseinander; so geht er z.B. auf Rawls Vertragstheorie ein (96ff.) und auf die für die deontologische Ethik zentrale Unterscheidung von Handeln und Unterlassen (203ff.). Dabei sind seine Darlegungen keineswegs ohne politische Brisanz. Hier sind vor allem seine Ausführungen über Gleichheit zu nennen (26ff.) und sein Votum für die »umgekehrte Diskriminierung« (60ff.), das für die Quotierungsdiskussion relevant ist.

Singer beschränkt sich weitgehend auf den Rechtfertigungsdiskurs als eigentliches Thema der philosophischen Ethik, obwohl er historische Exkurse einschaltet, z.B. über die Heiligkeit des Lebens (107ff.), und moralische Einstellungen auch erklären möchte (221ff.). Es stellt sich die Frage, ob er der Beschreibung und Erklärung von Handlungen nicht zu wenig Aufmerksamkeit widmet, denn allein durch die Handlungsbeschreibung werden häufig Rechtfertigungsfragen vorentschieden. So hat inzwischen selbst Ernst Tugendhat darauf hingewiesen, daß die Behandlung moralischer Fragen auch empirischer Methoden bedarf. Auch ist Singer anscheinend Anhänger einer individualistischen Gesellschaftstheorie, was entsprechende Konsequenzen für seine Konzeption von Verantwortung hat.

Reinhold Hünlich (Marburg)

Schwemmer, Oswald (Hrsg.): Über Natur. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt/M. 1987 (164 S., Ln., 48,- DM; br., 38,- DM)

Die Aktualität der Naturphilosophie wäre ohne die ökologischen Probleme, die Bürgerinitiativ-Bewegungen, das Versagen herkömmlicher Argumentations- und Legitimationsmuster in Politik und Wissenschaft sowie ein daher stammendes Interesse an einer »Gegenwissenschaft« sicherlich nicht möglich gewesen. Dies scheint dem Herausgeber wohl bewußt gewesen zu sein. »Die Rede von der Natur ist zu einem beherrschenden Leitmotiv sowohl in den politischen Diskussionen als auch in den allgemeinen Erörterungen über die Wissenschaften geworden.« (7) Schwemmer betont die Vielfalt und Heterogenität der Ansätze, die überall aufscheinende begriffliche Unsicherheit. Gerade dieser Aspekt wird in den Vorträgen der Tagung des engeren Kreises der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland im Jahre 1985, die in dem Band gesammelt sind, gut dokumentiert.

So will etwa Odo Marquard mit seinem Beitrag »Futuristischer Antimodernismus. Bemerkungen zur Geschichtsphilosophie der Natur« folgende These belegen: »Die gegenwärtigen westlichen und speziell bundesrepublikanischen Revolten gegen das Bestehende — also etwa Studentenbewegung, Friedensbewegung, grüne Welle — sind Fortsetzungen des Antimodernismus unter Verwendung der Zukunft und schließlich der Natur als Mittel; sie stehen in einer Tradition, die man die Tradition des futuristischen Antimodernismus nennen kann.« (92) Konträr dazu die Überlegungen Robert Spaemanns unter dem Titel »Das Natürliche und das Vernünftige«: »Nur wenn es das Natürliche als das von selbst her und mit eigenem Un-willen Seiende gibt, kann es Vernunft geben. Denn nur solches Seiendes kann sich enthüllen. Die Enthüllung des Natürlichen, die Enthüllung natürlichen Selbstseins aber, das ist es, was wir das Vernünftige nennen.« (159)

In anderer Weise zeigt sich die Spannbreite des Themas in den Beiträgen zweier führender Konstruktivisten. Jürgen Mittelstrass will durch historische Analysen einen Naturbegriff wiedergewinnen, der Natur als Inbegriff des Lebens versteht, mit dem Menschen als Teil dieser Natur. Nur so könne der Mensch erkennen, daß nicht nur seine Herrschaft über die Natur möglich sei, sondern auch ein Leben mit der Natur. Dieser Schritt zu einem letztlich normativen Naturverständnis wird von P. Janich abgelehnt. Mit Beispielen aus der Astronomie und der Biologie will er zeigen, daß ein Wissen über Natur an sich nicht möglich sei, da wir immer nur ein über theoretische Vorannahmen oder über unsere Praxis vermitteltes Wissen von Teilen der Natur haben. Nötig ist, die menschliche Handlung auf ihre Vernünftigkeit hin zu überprüfen, denn nur auf dieser Ebene ließen sich u.a. ökologische Probleme lösen.

Die Beiträge machen deutlich, wie schwer sich die Philosophie mit den öffentlichen Erwartungen an ihre Problemlösungskompetenz tut. Entweder wird nur die Natur-Seite thematisiert, so daß eigentlich kein Platz für ein tätiges Subjekt wie den Menschen ist, er nur als »Störquelle« und ökologische Belastung erscheint — oder es fällt, wie im Beitrag von Janich, der Gegenstand der Naturphilosophie, die Natur, völlig aus der Betrachtung. Allerdings gibt es zwei Ausnahmen: die Beiträge von Wolf Schäfer und Gernot Böhme. Sie versuchen, das Verhältnis zwischen Mensch und Natur zu bestimmen, indem sie auf die Marxsche Vorstellung der Stoffwechselbeziehung reflektieren. »Es ist bisher das Naturverhältnis des Menschen in einer rein theoretischen Perspektive oder als reines Rezipieren von Information aufgefaßt worden, d.h. die Sinnesorgane wurden verstanden als Sensoren, als Abtaster der Gegebenheiten, die nichts anderes als Daten über unsere Umwelt vermitteln. Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß wir als Organismen ja nicht nur Information aufnehmen, sondern im realen Stoffwechsel mit der Natur stehen, in dem die sinnliche Wahrnehmung nur einen Teil ausmacht.« (30) Erst die Behandlung der Naturproblematik als praktisches Problem im Stoffwechselverhältnis von Mensch und Natur erlaubt der Philosophie, orientierend in die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um eine andere und neue *Naturpolitik* einzugreifen und so zur Konstituierung einer »Gegenwissenschaft« beizutragen. Michael Weingarten (Bodenheim)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Schirmacher, Frank (Hrsg.): Verteidigung der Schrift. Kafkas »Prozeß«. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1987 (221 S., br., 14,- DM)

In fünf längeren Aufsätzen erarbeiten Peter Pfaff, Susanne Schlötenberg, Maria Wolf und Frank Schirmacher eine gelehrte Interpretation von Kafkas Roman »Der

Prozeß«. Damit wenden sie sich gegen Versuche, die Unverständlichkeit als eigentliche Leistung Kafkas aufzufassen. Stellen, die manchen Kritikern gerade als Zeichen einer prinzipiellen Nichtverstehbarkeit wichtig waren, werden durch einen ausführlichen Kommentar durchaus verständlich.

Nicht die Unverständlichkeit des Textes ist also der Grund für Kafkas Dunkelheit, sondern das Unverständnis mittelmäßiger Leser. Das ist die Ansicht der Autoren, die sie eher beiläufig und ohne weitschweifige Polemiken gegen die Kafka-Forschung vortragen. Damit beziehen sie auch wissenschaftspolitisch Stellung: Der spekulativen Entgrenzung klarer Sinnbezüge, wie sie etwa von poststrukturalistischen Kritikern unternommen wird, setzt das Buch hier seine hermeneutisch exakte Verteidigung der Schrift und ihrer verstehbaren Botschaften entgegen.

»Verteidigung der Schrift« ist aber nicht nur die programmatische Gebärde, sondern auch der hermeneutische Schlüssel der Interpreten. Die fünf Aufsätze, die sich zu einer in sich schlüssigen Deutung des Romans zusammenfügen, zeigen einmal mehr, daß der Bildungs- und Wissenshorizont Kafkas weit hinausreichte über diejenigen, den er seinem Helden K. zugestand. Die Interpretationen betrachten diesen Sachverhalt im Lichte der theologischen und metaphysischen Intentionen, die der Roman in sich trägt. Der Prozeß, in den K. als Durchschnittsmensch des säkularen 20. Jahrhunderts verwickelt wird, wird im Namen jüdischer, christlicher und philosophischer Metaphysik geführt. In zahlreichen ikonographisch entschlüsselten Bildern wird das anschaulich gemacht. Die Beschreibung der Bauten im Roman transportiert so betrachtet eine Geschichte der Sakralarchitektur (Schlößenburg/Pfaff), Gestus und Habitus einiger Romanfiguren zitieren messianische Traditionen (Wolf), andere Figuren sind Sprecher der philosophischen Religionskritik (Pfaff), der Text selbst schließlich spricht oft genug im Vokabular kabbalistischer und theologischer Schriften (Schirmmacher).

Einer konsequent religionstheoretischen Lektüre des Romans steht wenig entgegen, und wenn sie mit soviel philologischer Sorgfalt und Kenntnis durchgeführt wird wie hier, spricht vieles dafür. Freilich bleibt aber zu bemerken, daß auch diese Lektüre die Verständnismöglichkeiten, die der Roman bietet, nicht ausschöpft. Und das paradoxerweise, weil sie sich völliges Verstehen anmaßt. Die Verteidigung der Schrift gerät an manchen Stellen zu einer Aufwertung der Quellen auf Kosten der Verrätselung in Kafkas Text. Denn so leichtfertig manche Kafka-Forscher auch die aporetische Struktur von Kafkas Texten für haltlose Spekulationen ausgenutzt haben mögen, so richtig ist doch auch, daß sie Kafkas Prosa konstitutiv angehört. Die heiligen Schriften treten eben im Roman nicht mehr als reine Quellen auf, denen der Philologe umstandslos sich nähern könnte. Verderbt, weil durch liderliche Instanzen tradiert, treten sie an K. heran. Der begreift folglich nicht nur den Wortlaut der Schriften nicht, er begreift sogar nicht einmal, daß es sich um eine heilige Botschaft handelt, die ihm der Prozeß vermitteln will.

Da sind seine Interpreten, die sich in der Bibel, der Kabbala, bei Kierkegaard und Nietzsche belesen haben, natürlich klüger. Noch klüger aber war der Autor Kafka: Er schrieb die Geschichte der menschlichen Erlösungsbedürftigkeit nicht als Exegese der heiligen Texte, sondern als deren Verhüllung in säkularisierten Bildern. Einer Welt, deren Wahrheit im Profanen liegt, kann man das Heilige nur noch aus der Negation bedeuten, nicht aber mehr positiv vermitteln. Kafka war einer der ersten, der mit dieser Einsicht ästhetisch ernst gemacht hat. Einer geschichtsphilosophisch motivierten Kafka-Kritik — etwa in der Nachfolge Benjamins und Adornos — war es deshalb immer schon wichtig, den »Prozeß« in seiner notwendigen Verschlüsselung zu begreifen. Die Autoren verstoßen in ihrer belesenen Restitution der theo-

logischen Vorbilder Kafkas gelegentlich gegen die Regeln des Verschweigens, wo es vielleicht gerade darauf angekommen wäre, ihre Notwendigkeit zu erklären.

Hermann Schlösser (Wien)

Hädecke, Wolfgang: Heinrich Heine. Eine Biographie. Hanser Verlag, München, Wien 1985 (579 S., br., 54,- DM)

Heine sei von Geburt an, bedingt durch das jüdische Elternhaus, bedingt aber auch durch seine frühzeitig empfundenen Krankheitssymptome, zur Widersprüchlichkeit und zur Streitbarkeit prädestiniert gewesen. Nicht in jedem Fall sei aber er »schuld« an der vermeintlichen Widersprüchlichkeit, sondern oft wollten seine Rezipienten ihn auf die eine oder andere Weise sehen, ohne dabei zu erkennen, daß Heine eigentlich zeitlebens ein Einzelgänger war — und einsam. Aus dieser Einsamkeit heraus mag er manchmal verbittert erschienen sein. Dabei läßt Hädecke nicht den Eindruck entstehen, daß Heine aus dieser Verbitterung heraus polemisch wurde. Dieser Vorwurf sei besonders hinsichtlich des »Börne-Buches« entstanden, doch Hädecke verweist zurecht auf eine fehlende gerechte Würdigung des Buches, die es »vor allem seines außerordentlichen künstlerischen Ranges« (372) wegen verdiene. Daß Heine, der viel kritisiert wurde, auch viel austeilte, ist wohl gerade in einer Zeit des Kampfes um literarische Marktanteile verständlich.

Die Beziehung Heines zu seiner Mutter (die Hädecke im Sinne R.W. Leonhards als »Mutterkult« bezeichnet) wird weitgehend als »Beziehung verborgener Erotik« gedeutet (41). Ähnliche Nuancen in der Interpretation von Bekanntem betreffen den Einfluß der rheinischen Herkunft auf Sprache und Temperament Heines. Dem heiteren Korrelat zu der »bekannteren Neigung zur Traurigkeit« (62) gibt Hädecke demzufolge weit weniger Relevanz für die »Deutung von Verhalten und Wesensart des Dichters«. (63) Als weiteres Beispiel für die neue Deutung biographischer Ereignisse sei hier Heines Konversion 1825 erwähnt. Weit stärker als sonst wird Heines Antipathie für diesen Schritt betont, der — vor allem durch seine Familie gedrängt — diesen für ihn unseligen Schritt tat. »Die Taufe brachte Heine nur Verunsicherung«, schreibt der Autor dazu kommentierend (184). Besonders dieses Beispiel zeigt ein Ziel des Buches auf: Hädecke versucht immer wieder zu verdeutlichen, welch zwiespältige, ja zerrissene Person Heine war und wie persönliche Erfahrungen diese Zerrissenheit beeinflussten.

In vielen Punkten ist die Darstellung des Verhältnisses Heines zum »Jungen Deutschland« gelungen. Alte Diskussionen über den angeblichen Gruppencharakter des »Jungen Deutschland« werden gar nicht erst wieder aufgenommen. Ebenso wird nicht neu diskutiert, ob Heine zu dieser Zeitgeistbewegung gehörte. Heines Rolle sei eine kommentierende; er war vor allem hinsichtlich sprachlicher Raffinessen Vorbild. Diese Vorbildfunktion wurde bislang fast ausschließlich Börne zuerkannt. Allerdings macht auch Hädecke den Fehler, vom schnellen Verschwinden der jungdeutschen Bewegung zu reden. Er argumentiert hier mit altbekannten Kategorien und übersieht die Leistung der »Jungdeutschen« — allen voran Gutzkows, der keineswegs 1835 von der literarischen Bildfläche verschwand.

Hädecke verweist im Schluß auf die gerade in Deutschland ambivalente Heinerezeption. Treitschke und Kraus einerseits, Nietzsche und Mehring andererseits verdeutlichen das Spannungsfeld der Rezeptionsgeschichte. Gerade die Position von Karl Kraus zu Heine ist auch heute noch sehr umstritten. Kraus wirft Heine, dem »Vater des Feuilletons«, vor, er wäre der »Erfinder« der Sprach-Leichtigkeit. Hädeckes Erklärung für diese »unglaublichen Worte«, daß wahrscheinlich »unbewußter Neid« Kraus zu seiner ungerechten Kritik verführt habe, ist mir allerdings zu simpel.

übergeht sie doch die positive Absicht von Kraus, der gerade durch solche harschen Vorwürfe eine kritische Auseinandersetzung mit der immer mehr verkommenden Presse beginnen wollte.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Heine als jemand dargestellt wird, der die Zeiterscheinungen im wahrsten Sinne des Wortes nachempfunden hat. Heine: der Frager, der Skeptiker, der Optimist, der Hoffende. Er hoffte trotz aller Zweifel auf eine fortschrittliche Entwicklung, auch in Deutschland. »Richelieu, Robespierre und Rothschild sind die drei furchtbarsten Nivelleurs Europas«, wird Heine zitiert (367). Geld statt Adel beherrsche zwar nun die Welt, doch diese Macht könne nicht so nachhaltig wirken wie die vergangene Aristokratie. Heine als Revolutionär, als Bourgeois und als Monarchist: alles sei bei ihm möglich, es komme nur auf den jeweiligen Kontext an. Scheinbar widersprüchliches vereint sich in Heine zu einem Punkt: zu seiner Liebe zur Menschlichkeit, zu seiner Forderung nach den Lebensrechten des Menschen.

Joachim Jendretzki (West-Berlin)

Asche, Susanne: Die Liebe, der Tod und das Ich im Spiegel der Kunst. Die Funktion des Weiblichen in Schriften der Frühromantik und im erzählerischen Werk E.T.A. Hoffmanns. Hain Verlag, Königstein 1985 (239 S., br., 38,- DM)

In der Fragestellung, »wie das romantische Ich sich mit der Idee des Weiblichen und der Liebe verbindet, und wie die Idee des Ich den romantischen Diskurs über das Weibliche bedingt« (3), geht es Asche um eine historische Einordnung Hoffmanns in bezug auf die Romantik. Ihre Arbeit ist von ihren theoretischen Prämissen her in den avancierten Geisteswissenschaften verankert. Ausgangspunkte sind Lacans Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, Manfred Franks Idee der Verzeitlichung des Selbstbewußtseins in der romantischen Philosophie und Foucaults Geschichte des Denkens. Anhand einer exemplarischen Analyse von Texten der Dichter Novalis und Schlegel und des Physikers Ritter arbeitet Asche eine Charakteristik des romantischen (männlichen) Diskurses heraus. Das Weibliche sei darin als Ergänzung zum Männlichen, das sich als eine Kategorie des Geistes behauptete, die Erde — bewußtlos, geschichtslos, sprachlos. Es sei das identitätsstiftende Gegenüber, Spiegel der Kunst, des Künstlers, der Wahrheit.

Asches Analyse des romantischen Diskurses über das Weibliche bewegt sich von einer genauen Textanalyse hin zu einem hohen philosophischen Abstraktionsniveau. Den im französischen Poststrukturalismus bewanderten Leser/inne/n wird jedoch vieles nur allzu bekannt vorkommen. Denn Asches Interpretation von Schlegel, Novalis, Ritter hinsichtlich der Funktion des Weiblichen bei der männlichen Subjekt-konstitution wiederholt ahnungslos viele von Luce Irigarays Erkenntnissen in *Speculum*. Daß Asche dieses wichtige 1974 im Original und 1980 in deutscher Übersetzung erschienene Werk nicht rezipiert hat, ist sehr bedauerlich, denn es hätte ihr ermöglicht, auf dem theoretischen Niveau anzusetzen, das sie in ihrem Buch erst erarbeitet.

Asche spezifiziert die Verbindung zwischen männlicher Subjekt-konstitution und dem Kunstkonzept der Romantiker folgendermaßen: »Die Spaltung des Subjektes in Ich und Nicht-Ich, in Subjekt und Objekt der Erkenntnis wird aufgelöst in einen Prozeß der Verzeitlichung des Ich, der die Poesie — als verweisende oder ironische Rede — zu einer unendlichen Produktion werden läßt. Wird das Ich zum Ort der Wahrheit, so wird dessen Rede zur sinnstiftenden und allererst Wahrheit schaffenden Produktion. Dabei gilt es, da der Ursprung nicht erfahrbar ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, indem die Kunst keinerlei außerkünstlerische Realität mehr repräsentiert, sondern nur noch verbunden ist mit dem schaffenden Subjekt, das in

sprachlicher 'Neuschöpfung' der Welt auf den Ursprung, auf den begründeten Grund und auf die Ordnung der Dinge verweist.« (47) Mit diesen Parametern spannt Asche eine Folie als Hintergrund auf, gegen die sie Hoffmanns Konzeption von Weiblichkeit und Kunst abhebt. Auch bei Hoffmann sei die Geliebte Spiegelbild des Künstlers, diene der Selbsterkenntnis. Im Unterschied zu den frühromantischen Konzepten jedoch gebe es bei Hoffmann keine Verzeitlichung und keine Synthese des Ich, vielmehr sei die künstlerische Subjektivität Ausdruck eines zeitenthobenen Innersten. Schreiben bedeute auch für Hoffmann ein Kreisen um die Frage nach dem Ich. Doch kommen bei ihm die Gewalt und die Opfer, die die Identität verlange, zur Sprache. Die Ich-Spaltung werde bei ihm nicht durch Geschichtlichkeit in Poesie aufgelöst, vielmehr gestalten seine Texte »die Alterität und Vielheit des Ich« (111). Während bei den Frühromantikern das Weibliche substantialisiert und dem männlichen Ich als Stütze seiner Identität einverleibt wurde, schweigen Hoffmanns Texte »in dem Maße, in dem das Ich aus dem Bemühen um Identität entlassen wird, über das, was das Weibliche sei und sein solle« (109). Nach Asche produzieren Hoffmanns Texte kein Bild des Weiblichen, sondern erzählen — im Motiv der Ermordung der Geliebten — »von den Opfern, die diese Bildproduktion kostet« (170). Angesichts der vielen misogynen Bemerkungen in Hoffmanns Texten, die sehr wohl in essentialistischen Vorstellungen von Weiblichkeit wurzeln, und der Statik seiner von Identitätskonflikten unberührten Frauengestalten scheint mir jedoch eine differenziertere Analyse notwendig zu sein. Wenn Asche schreibt, bei Hoffmann werde nicht der Blick der Erkenntnis konstituiert (146), so stimmt das weitgehend auf der Figurenebene seiner Romane und Erzählungen. Aber schon der Hoffmannsche Erzähler mit seiner ironischen Distanz verfügt über Erkenntnis, und erst auf der dritten Ebene von abstraktem Autor und Leser konstituiert sich Sinn. Beeinflußt von Sterne und anderen humoristischen Erzählern, wird die Textaussage bei Hoffmann anders hergestellt als bei Novalis oder Schlegel. Doch einen Verzicht auf Erkenntnis schreibt Hoffmann m. E. nicht in seine Texte ein — man denke nur an die höchst vergnügliche und verwickelte Erkenntniskonstitution in *Prinzessin Brambilla*. Asche folgt aus ihrer Analyse, Hoffmann sei kein Ironiker, da er den Ort des selbstgewissen Schreibens, die Selbstkonstitution eines autonomen Autors, dekonstruiere (vgl. 148, 216f.). Daß Asche hier einem der ironischsten deutschen Autoren die Ironie abspricht, deutet darauf hin, daß sie einen zu engen Begriff von Ironie verwendet, der bei Hoffmann nicht greift. Vielleicht zeigt sich hier auch die Problematik von Asches Versuch, Hoffmann historisch zu orten: Sie bezieht Hoffmann auf die Frühromantik und arbeitet Differenzen zwischen diesen beiden Polen heraus. Daß diese Differenzen bestehen, war zu erwarten: denn um Hoffmanns literaturgeschichtliche Einordnung, seine Sonderposition, die sich der Romantik nicht einfach subsumieren läßt, gibt es bereits lange germanistische Debatten. Asche jedoch scheint mir diese Differenz zu verabsolutieren und aus Hoffmann letztlich einen Vorläufer von gegenwärtig zirkulierenden Theorien des Subjekts zu machen — ein Verfahren, das sich zunehmender Beliebtheit erfreut.

Ricarda Schmidt (Manchester)

Wapnewski, Peter (Hrsg.): Mittelalter-Rezeption. Ein Symposium. Metzler Verlag, Stuttgart 1986 (645 S., Ln., 128,- DM)

Der Band sammelt die 28 Beiträge zum Berliner Symposium 1983 und folgt inhaltlich weitgehend den Salzburger Symposien 1979 und 1982 (hrsg. v. Jürgen Kühnel u.a.: *Mittelalter-Rezeption I und II*, Göttingen 1979 und 1982). Der Teilnehmerkreis besteht vor allem aus Germanisten, Musik-, Kunst- und Geschichtswissenschaftlern sowie Museumspraktikern.

Horst Wenzel versucht am Beispiel von Ulrich Füetriers »Bayerischer Chronik« und dem »Buch der Abenteuer« aus dem 15. Jahrhundert den Beginn einer Mittelalter-Rezeption, verstanden als Rezeption der literarischen Ideale um 1200, zu markieren, indem er einen Epochenwechsel und damit einen Kontinuitätsbruch im 15. Jahrhundert ansetzt. Die »Chronik« knüpft der Form nach zwar noch an die älteren Weltchroniken an, führt dann aber über in die bayerische Landesgeschichte, verstanden als Geschichte des Herrscherhauses. Die »Chronik« gibt nicht mehr den garantierten Verlauf der Welt im christlichen Heilsgeschehen wieder, sondern dient der genealogischen Legitimation des Herrscherhauses. Vor allem die Zukunft bleibt in dieser »Chronik« offen für die weiteren Taten des Herrschergeschlechts. Der »Verlust heilsgeschichtlicher Verbindlichkeit erscheint ersetzt durch das verselbständigte Bezugssystem des fürstlichen Hofes« (16) Albrechts des IV. Zugleich findet eine Entmischung von Geschichte und Fiktion statt, die historische Wahrheit wird, befreit von der Lehrhaftigkeit, der »Chronik« zugeschoben, während die Fiktion im »Buch der Abenteuer« sich beschränken muß auf die »Demonstration vorbildlicher Minne und ritterlicher Taten« (23). Wenzel sieht dies als Folge eines Gegensatzes von dynastisch orientierter Geschichtsinterpretation und einer allgemein moralisch sich verstehenden Fiktion, die prinzipiell mit ihren Ansprüchen an ein ideales ritterliches Verhalten auch gegen den herrscherlichen Absolutheitsanspruch mobilisiert werden könnte. Die Entmischung beider Verfahren soll, so Wenzel, einer solchen Kritik vorbeugen. Zugleich bemüht sich Füetrier, die Artusgeschichten des »Buchs der Abenteuer« als eine »fiktive« Genealogie anzulegen, die zwar nicht im direkten Zusammenhang zur Geschichte der Dynastie steht, aber ganz ähnlich konstruiert ist, also der Form nach eingebaut wird in den dynastischen Rahmen — im sicheren Abstand der Fiktion. Faktisch dagegen »ist gerade der Konsens über ritterlich-vorbildliches Verhalten, das die gesellschaftlichen Gegensätze von Dynast und Adel übergreifen soll, durch Albrechts Strategien der Herrschaftssicherung zutiefst gestört und dies primär auf Kosten des Adels« (24). Die Rezeption ruft also Muster christlicher Geschichtsdeutung und adeliger Verhaltensideale auf, um sie in einem neuen Kontext für die Herrschaftssicherung zu funktionalisieren.

Rolf Krohn untersucht die Widersprüche der Mittelalterrezeption im deutschen Faschismus und ihre Funktion in den Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche einerseits und zwischen den verschiedenen Flügeln der Partei andererseits.

Die zwei hauptsächlich in Konflikt liegenden Kulturideale wurden älteren Epochen entnommen und entstammten zum einen der germanischen Vor- und Frühgeschichte, zum anderen der griechisch-römischen Antike, verstanden als Bestandteil einer indoeuropäisch-arischen Kultur. Längerfristig und vor allem in Architektur und Bildhauerei hat sich das römisch-griechische Vorbild durchgesetzt, sicherlich wegen fehlender Vorbilder der germanischen Geschichte, aber auch, weil es sich eignete zur faschistischen Neuorganisation von Staat und Subjekt. Die germanisch-nordische Richtung, die allein Köhn näher untersucht, orientiert sich gegen das Mittelalter, vor allem gegen die Christianisierung der Germanen, bezieht also Position im Kirchenkampf. Als erstes Beispiel untersucht Köhn die Rezeption des sog. Stedingeraufstandes von 1234 (verstanden als letzter germanischer Widerstand) im heutigen Oldenburg, der interpretiert wurde als »Kampf um Freiheit und Arterhaltung« der Bauern vor »art- und volksfremden Ideen bei Adel und Kirche« (587f.). Rassismus, Populismus und antikirchliche Tendenz werden hier zusammengebunden. Gegen die antikirchliche Stoßrichtung entstand in der Folge ein kirchlicher Widerstand. Beendet wurde die aggressive Verbreitung dieser Deutung (z.B. in Festspielen vor Ort, zu denen Parteigruppierungen geschlossen angefahren wurden) 1935 durch

Hitler selbst im Zuge der Abrechnung mit dem »revolutionären« Flügel der Partei: Man solle, so Hitler, die »Volkswerdung« nicht gegen die »Staatsbildung« ausspielen (602).

Francis G. Gentry untersucht amerikanische Mittelalter-Filme der dreißiger bis sechziger Jahre. In diesen Filmen werde ein Bild der USA als »demokratischer Monarchie« (280) gleichsam illustriert. König Artus oder Robin Hood kämpfen für das Reich an der Seite des Volkes, während ihre Gegner als äußere Feinde zumeist in rassistischer Aufmachung unmoralisch, selbstsüchtig und machthungrig auftreten. Erst mit dem Vietnamkrieg werde dieses Bild abgelöst von einer pessimistischen Sichtweise, in der das Volk gänzlich zur Statistenrolle verdammt sei. Nur noch die Herren handeln, jetzt aber moralisch herabgesunken, verstrickt in Machtkämpfe ohne jede Integrität. Diese Rezeption, so Gentry, reduziere das Mittelalter letztlich auf einen Fundus von Figuren und Kostümen, mit deren Hilfe aktuelle Mythen nur illustriert werden. Ungeklärt bleibt die Frage, wieso es möglich bzw. so attraktiv ist, Konflikte oder Wunschvorstellungen der Gegenwart auf das Mittelalter zu übertragen, und welche Rückwirkungen so eine Übertragung auf die Darstellung hat. Mir scheint das Mittelalter — ähnlich wie der Western — vor allem deshalb geeignet, weil hier politische Auseinandersetzungen dargestellt werden können als Konflikte von Personen und Personenverbänden, die unmittelbar unter Einsatz der ganzen Person für ihre Positionen eintreten müssen — die archaische Realität wird zum Modell. Über den Fundus an Kostümen und Figuren hinaus wird auch und gerade die Vorstellung von einer Welt, die auf persönlichen Beziehungen basiert, aus dem Mittelalter übernommen, wenn auch durchgehend psychologisiert. Man könnte in diesem Bild sehr wohl auch einen »widerständigen« Anspruch auf unmittelbare Kontrolle und Verantwortlichkeit von Politikern herauslesen, und damit auch eine Kritik an unübersichtlichen und unzugänglichen Mechanismen der Herrschaft im modernen Parlamentarismus.

In den Diskussionsberichten zu den einzelnen Themenkomplexen finden sich Ansätze zu einer Theoriediskussion, die sich in erster Linie zwischen den Fixpunkten von Kontinuität und Zäsur bewegt. Wenzel definiert Rezeption als Aktualisierung und formale Neuorganisation eines Stoffes nach einem Kontinuitätsbruch unter gegenwärtigem Interesse (134). Hier bestehe eine große Gleichgültigkeit gegenüber den mittelalterlichen Stoffen, die letztlich auf Bilder und Kostüme reduziert würden und deren Analyse nur über die Zeit des Rezeptionsprozesses Auskunft zu geben vermag, auch ohne Wissen über die Verhältnisse im Mittelalter.

Kontinuität wird von Wenzel auf eher »objektiven«, d.h. das Wissen der handelnden Individuen übersteigenden Ebenen angesiedelt. Das bewußte Bemühen um Kontinuität wäre unter diesem Gesichtspunkt selbst schon ein Zeichen eines Bruchs, denn eine funktionierende Kontinuität bedarf keiner bewußten Rekonstruktion. Als Gegenbegriff zur so verstandenen Rezeption bietet sich der Begriff der Tradition an (Harms, 135), der im Unterschied zum Kontinuitätsbruch der Rezeption ein mehr oder weniger ungebrochenes Fortwirken von Denk- und Verhaltensmustern meint. So wäre z.B. die Fortwirkung persönlicher Abhängigkeitsbeziehungen innerhalb kapitalistischer Verhältnisse, wie z.B. in der Familie und auch am Arbeitsplatz, in ihrer Tradition zu untersuchen.

Für weitere wünschenswerte Rezeptions-Symposien ist eine umfangreichere Theoriearbeit unumgänglich. Außerdem wäre eine Ausweitung der beteiligten Disziplinen in den Bereich von Soziologie, Politologie etc. dringend erforderlich.

Ralf Schlechtweg-Jahn (West-Berlin)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Heilbut, Anthony: Kultur ohne Heimat. Deutsche Emigranten in den USA nach 1930. Quadriga Verlag, Weinheim, West-Berlin 1987 (New York 1983) (338 S., Ln., 68,- DM)

Anthony Heilbut, Sohn emigrierter deutscher Eltern, erfolgreicher Schallplattenproduzent und Essayist, verkörpert die Produktivität des amerikanischen Exils, die die deutsche Exilforschung bisher noch nicht genügend in den Blick genommen hat. Dominiert hier, oft in Fortsetzung der kulturkritischen Theoreme Adornos, nach wie vor die Identifikation von — meist literarisch bezeugtem — Exilerlebnis und Forschungsposition, so kehrt Heilbut diese Perspektive um: er fragt nach dem intellektuellen Gewinn, den die USA durch die deutsche Immigration verbuchen konnten, nach den Anpassungsleistungen, die die vom NS Vertriebenen zu erbringen hatten oder die sie verweigerten, nach dem Aufeinanderprallen hochspezialisierter Intellektueller und einer Gesellschaft, die den Konsens an die erste Stelle ihrer Wertehierarchie gesetzt hat. Er berichtet von der »Liebesgeschichte der Emigranten mit Amerika«, die mit Respekt vor Roosevelt beginnt und mit der Desillusionierung durch die McCarthy-Periode endet (8).

Heilbuts Orientierung an den großen Namen — Thomas und Heinrich Mann, Bertolt Brecht, Theodor W. Adorno, Kurt Weill, Arnold Schönberg — bringt es mit sich, daß viele der dargestellten Fakten bereits bekannt sind. Der Wert der Untersuchung liegt daher vielmehr in der Typologisierung und Strukturierung dessen, was dem Literaturwissenschaftler in der Lektüre der Exilschriften immer wieder begegnet: Brechts Klage über die offene Zurschaustellung des materiellen Profits — ein Phänomen, das ihn in seiner Berliner Zeit eher fasziniert hatte — Adornos grundsätzliche Kritik an der Oberflächlichkeit der gesellschaftlichen Verkehrsformen, die Flucht in religiöse und philosophische Spekulation bei Broch, Werfel, Döblin. Aus der Integration einzelner Anpassungs- und Überlebensstrategien in den US-amerikanischen Kontext wird deutlich, wie sehr die großen Exilzentren Los Angeles (Hollywood) und New York vor allem für die Literaten phantasmagorische Form annahmen, wie sehr auf sie all das an Demütigung und Versagung projiziert wurde, was die Emigranten während ihrer oft mehr als zehn Jahre dauernden Vertreibung zu erdulden gehabt hatten. Werner Vordtriedes Formel »Weimar am Pazifik« wird hier plastisch: scheint die US-amerikanische Kultur inakzeptabel — oder gar inexistent — so wird die europäische um so mehr verteidigt, sei es auch in konservativer Fortsetzung der ehemals avantgardistischen Traditionen. Brüche in der literarischen Bewältigung der »Erfahrung Exil« erschienen so als Indizien eines mangelnden Sich-Einlassens auf die neue Umgebung. Heilbut stellt hier genügend Materialien zur Verfügung, den sozialen Gehalt in literarischen Formen und Topoi wieder aufzufinden und so das inzwischen öfter beklagte ästhetische Defizit der Exilliteraturforschung zu beheben.

Tiefenschärfe gewinnt seine Darstellung der Schwierigkeiten des Exils in den USA vor allem durch die Kontrastierung der bekannten Exilschriftsteller mit Angehörigen solcher Berufsgruppen, deren Integration problemloser und lautloser verlief: Politikwissenschaftler, Filmregisseure, Fotografen, Architekten. Besonders die absurde Situation, daß den Kritikern der Kulturindustrie ihre Vorgänger aus der Einwanderungswelle der zwanziger Jahre als Repräsentanten des »Systems« entgegentraten, hat die internen Abgrenzungen unter den Emigranten verschärft. Es entstand eine geheime Hierarchie von solchen, die sich angepaßt hatten, und solchen, die dieses zwar auch taten, subjektiv aber den Anspruch der »hohen«, d.h. europäischen Kultur auf

rechterhielten. Besonders aufschlußreich für die verschiedenartigen Stilisierungen der Emigrantenrolle ist das Bildmaterial zu Beginn des Bandes, das etwa Thomas Mann vor einer beeindruckenden Bücherwand ledergebundener Klassiker zeigt, Ernst Lubitsch telefonierend an seinem Schreibtisch in Hollywood oder George Grosz auf dem Quai des New Yorker Hafens.

Über die Zeit des Zweiten Weltkriegs hinaus zieht Heilbut die Linie weiter bis in die sechziger Jahre und bekommt so auch die Spätfolgen der Emigration in den Blick, sei es die Desorientierung derjenigen, die, ehemals als »undeutsch« gebrandmarkt, nun als »unamerikanisch« aus den USA ausgewiesen wurden, sei es die Auseinandersetzung etwa Hannah Arendts und Franz Neumanns mit dem Totalitarismus, sei es schließlich der Einfluß von Psychoanalytikern wie Reich, Erikson, Perls, Marcuse auf die Protestbewegungen der sechziger Jahre. Es macht trotz der amerikanischen Perspektive den Vorzug dieses Bandes aus, daß Heilbut solche Beispiele nicht naiv als Belege für die unerschöpfliche Integrationskraft der USA verbucht, sondern bis in die Gegenwart hinein auf die Punkte hinweist, an denen ehemalige Emigranten sich nach wie vor isoliert und »im Exil« fühlen müssen: Wiederaufleben von Rassismus und Nazismus, Moralisierung der Politik, Rüstungsideologie. — Mehr Panorama als Detailstudie, liegt die Arbeit quer zu den inzwischen hochspezialisierten Untersuchungen über die Emigration einzelner Berufszweige in die USA. Sie vermag aber gerade durch die Umkehrung der Blickrichtung und die oft überraschenden Verknüpfungen zwischen bekannten und weniger bekannten Personen und Gruppen zu überzeugen und neue Impulse und Fragestellungen zu provozieren.

Claudia Albert (West-Berlin)

Raphael, Max: Bild-Beschreibung. Natur, Raum und Geschichte in der Kunst. Hrsg. von Hans-Jürgen Heinrichs unter Mitarbeit und versehen mit einem Nachwort von Bernd Growe. Qumran-Verlag, Frankfurt/M., New York 1987 (462 S., ln., 78,- DM)

Seit einigen Jahren bringt der Qumran-Verlag eine Werkausgabe von Schriften des marxistischen Kunstwissenschaftlers Max Raphael (1889-1952) heraus. Es handelt sich dabei keineswegs um eine Gesamtedition: Einige Werke, überdies zentrale (wie die »Erkenntnistheorie der konkreten Dialektik«, »Arbeiter, Kunst und Künstler«, die architektur-soziologischen Studien »Für eine demokratische Architektur« usw.), sind in anderen Verlagen erschienen; andere, hier wieder neu vorgelegte Texte, sind zum Teil nur unvollständig abgedruckt worden, so das Buch »Marx, Proudhon, Picasso« von 1933, dessen mittleren Teil Qumran einfach weggelassen hat (Werkausgabe Bd. 1). So ist also gegenüber den Editionsprinzipien Vorsicht und Skepsis geboten, auch wenn einzuräumen ist, daß der Herausgeber, Hans-Jürgen Heinrichs, sich mit großem Engagement darum bemüht, der Bedeutung Raphaels durch eine optisch ansprechende Gestaltung der Ausgabe von fast bibliophiler Qualität gerecht zu werden.

Der 8. Band unter dem Titel »Bild-Beschreibung« versammelt heterogene Texte aus dem Nachlaß, die im wesentlichen in der Zeit nach 1945 verfaßt wurden. Nicht alle lassen sich thematisch unter den Buchtitel subsumieren, so z.B. die Studien zu Kurt Seligmann, dessen Abkehr vom Abstraktionismus und Hinwendung zum Surrealismus Raphael positiv würdigt (noch in den dreißiger Jahren stand Raphael dem Surrealismus eher ablehnend gegenüber), oder die »Anmerkungen zum Barock« (55ff.), die in ihrer, älterer religionssoziologischer Topik folgenden, verkürzten Darstellung für eine Klärung dieses Stilbegriffs nur begrenzt etwas leisten. Deskriptionsprobleme im engeren Sinne werden erst im zweiten Teil des Buches, in den

Untersuchungen zu Leonardo, Raffael, Tintoretto, El Greco, Vermeer, Hals u.a. thematisch. Mit nicht geringen editorischen Problemen ist auch dieses Buch behaftet: Der Herausgeber teilt mit, daß alle Texte redaktionell überarbeitet werden mußten, »da sie zum Teil nur Rohfassungen darstellen« (21). Auch sind die Gliederungskategorien Raphaels vom Herausgeber völlig verändert worden, um die Lesbarkeit zu erhöhen. Der Leser hat also keine Möglichkeit zu überprüfen, was authentischer Text, was Zusatz, Kürzung oder stilistische Glättung von fremder Hand ist.

An den Analysen des zweiten Buchteils — mehr vorbereitende Skizzen und Notate denn abgeschlossene monographische Interpretationen — fällt die Abwendung von sozialgeschichtlicher Deutung auf (zumindest tritt sie erkennbar zurück), die noch ganz erklärtermaßen Anspruch und Ziel etwa der Untersuchungen zu Corot, Le Nain usw. in »Arbeiter, Kunst und Künstler« war, welche die Vermittlung von ästhetischer Struktur und Sujet einerseits und gesellschaftlicher Praxis andererseits herzustellen suchten. Raphael hält sich hier fast ausschließlich bei Formanalysen auf, er beschreibt also phänomenologisch Linienkompositionen, Farb- und Lichtkontraste, Materialdispersionen usw., und zwar mit einer sich selbst und dem Leser größte Geduld abverlangenden Eindringlichkeit und Präzision. Die ästhetischen Strukturen werden implizit als blicksteuernde vektorielle Systeme aufgefaßt; wo der Prozeß der äußerst minutiösen Deskription an Grenzen der Verbalisierung stößt, treten graphische Verdeutlichungen des Autors hinzu, die an Klees energetische Pfeile erinnern, aber auch an cézanneske oder kubistische Zeichnungen, Darstellungsmodi, mit denen sich Raphael schon sehr früh auseinandergesetzt hatte. Raphaels Strukturanalysen offenbaren eine Nähe zu Konzeptionen, wie sie seit den zwanziger Jahren in Deutschland u.a. von W. Drost und C. v. Lorck in Fortführung gestaltpsychologischer Ansätze entwickelt wurden. Während diese Autoren den Werken jedoch weitgehend apriorische Modelle, geometrische Muster wie Kreis, Oval usw., als vermeintlich sinnerhellende Systeme und gleichsam letzte Entitäten aufzwingen, versucht Raphael induktiv-ideographisch, der Dynamik des Sehens folgend, vorzugehen. Das Problem seiner Studien ist indessen, daß sich die abstrahierende Beschreibung der Strukturverläufe immer mehr vom konkreten Gesamteindruck des Kunstwerks entfernt und derart verselbständigt, daß sie kaum noch an die Empirie rückvermittelbar erscheint. Überdies schlägt sie an einigen Stellen in nicht mehr nachvollziehbare spiritualistische Deutungen um, so wenn Linienkreuzungen, Dreiecke usw. formpsychologisch mit Kreuz und Trinität in Verbindung gebracht werden. Raphael hypostasiert hier idealistisch Strukturen, ohne daß dafür Anhaltspunkte in der Intentionalität der Künstler vorlägen oder eine solche Interpretation objektive Plausibilität aus den historischen Voraussetzungen heraus beanspruchen könnte. Die ikonologische Dimension der Bilder wird ganz vernachlässigt.

Raphaels Studien aus dem Nachlaß zeigen, daß der Autor in der Nachkriegsphase teilweise zu seinen intuitionistischen Anfängen zurückkehrt — politische Resignation des vereinsamten Emigranten im New Yorker Exil mag hier eine Rolle gespielt haben, vielleicht nicht zuletzt verstärkt durch die Bedrängnis, der sich marxistische Theoretiker durch den heraufziehenden McCarthyismus zunehmend ausgesetzt sahen. Raphaels Tragik ist es, daß ihm, dem von Forschungsinstitutionen und Diskussionszusammenhängen weitgehend Isolierten, zu Lebzeiten eine breite Rezeption (und somit auch ein produktiver Widerspruch) versagt blieb. Jetzt aber, wo sie einsetzt, ist manches von dem, was er theoretisch und methodologisch entwickelte, der Obsoleszenz anheimgefallen. Gerade dies Obsolete wird aber von neokonservativen Kunsthistorikern der Wende als zukunftsweisendes Novum gefeiert und propagiert, wobei verfälschend dem ahnungslosen Publikum eine Genealogie vorgeführt wird,

die Raphael als Ahnherrn der mit dem Dekonstruktivismus kokettierenden, heidegerisierenden »kunstgeschichtlichen Hermeneutik« (G. Boehm, O. Bätschmann) figurieren läßt (vgl. Nachwort zu Bd IV). Norbert Schneider (Osnabrück)

Amar, Laure: Parks und Plätze in Paris. Eine sozialpsychologische Analyse städtischer Freiraumqualitäten. Minerva-Publikation Saur, München 1986 (225 S., br., 38,- DM)

Mit der Arbeit Amars erschließen die Herausgeber der Reihe »Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung« eine hochinteressante französische Untersuchung zur Freiraumnutzung und Freiraumideologie einem deutschsprachigen Leserkreis. Ein Hauptziel dieser von P.H. Chombart de Lauwe betreuten Untersuchung ist es, »die Art und Weise der sozialen Nutzung der Pariser Grünflächen zu untersuchen« (II) und deren sozialen Gebrauchswert aufzuzeigen. Als weitere wesentliche Zielsetzung formuliert Amar. »den Wandel der Sozialisation und der Aneignung Pariser Grünflächen darzustellen ... Die Gegenüberstellung von Gebrauchswert und sozialem Verhalten soll es ermöglichen, die Gärten in ihren soziohistorischen Kontext einzuordnen.« (19)

Amar geht diesen Zielen — methodisch fundiert — durch Auswertung historischer Quellen sowie durch Beobachtung und Befragung von FreiraumnutzerInnen nach. Im 1. Teil der Arbeit werden für spezifische historische Zeitabschnitte anhand offizieller Schriftstücke und historischer Schilderungen die Entstehungsursachen städtischer Freiräume, die Aneignungspraktiken durch die jeweils herrschenden Gruppen sowie der Wandel in der sozialen Bedeutung aufgezeigt. Das geschieht u.a. am Beispiel des mittelalterlichen Gartens und der Gärten des erwachenden Humanismus. Die wachsende Bedeutung der Gärten für das Bürgertum, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmende Beachtung des Kindes bei ihrer Gestaltung sowie insbesondere die Aufgabe der Pariser Befestigungsanlagen des 19. Jahrhunderts mit dem Einfluß auf die Entwicklung der Freiflächen sind weitere Aspekte des historischen Teils. Dabei vermittelt die Autorin interessante Einblicke in die unterschiedlichen Formen von Freiraumaneignung, z.B. als Orte der Selbstdarstellung des Adels und als Orte des Informationsaustausches während des Ancien Régime, oder zeigt soziokulturelle Traditionslinien einzelner Kinderspiele auf. Vor diesem historischen Hintergrund ermöglicht sie ein fundiertes Verständnis der aktuellen Nutzung und Situation der Pariser Freiflächen. Eine ausführlichere Bearbeitung dieses historischen Teils — z.B. als eigenständige Untersuchung — erscheint mir allerdings lohnenswert, denn manche Aspekte sind zu knapp und pauschal angedeutet, so die verschiedenen Planungsvorstellungen zu einer »grünen Stadt« im Kapitel 8.

Im 2. Teil der Arbeit wird anhand von sieben bekannten Pariser Parks und Plätzen, z.B. dem Jardin du Luxembourg und dem Square Montholon, auf der Grundlage empirischer Beobachtungen und strukturierter Gespräche die Freiraumnutzung und das soziale Verhalten vor allem von Müttern und Kindern untersucht. Anschauliche Beschreibungen der einzelnen Freiräume sowie des sozialen und räumlichen Umfelds ermöglichen einen guten Nachvollzug der Untersuchungsergebnisse. Dabei arbeitet Amar besonders die schichtspezifisch unterschiedliche Bedeutung der Parks und Plätze sowie damit einhergehend die verschiedenen Aneignungsformen heraus. Nutzungskonflikte und Nutzungsrestriktionen, deren Kenntnis vor allem auch für planende Disziplinen Relevanz besitzt, werden anhand der Beobachtungen und Gespräche thematisiert und die Beziehungen zwischen den sozialen Verhältnissen und der räumlichen Situation dargestellt. Die jetzige Gestalt und Nutzung erschließt sich so als Ergebnis eines historischen Formgebungsprozesses durch die jeweils herr-

schen Gruppen. — Die mir durchaus sympathischen Interpretationen Amars zum Naturverständnis der FreiraumnutzerInnen erschließen sich allerdings zu wenig aus den zitierten Gesprächsteilen. Vielmehr scheinen sie auf einem umfassenderen Wissen der Autorin zu beruhen, das eine ausführlichere Dokumentation verdient hätte. Die Arbeit über Pariser Parks und Plätze sollte zu einer entsprechenden sozialwissenschaftlichen Betrachtungsweise von Freiräumen und deren NutzerInnen in anderen (Groß-)Städten anregen. Derartige Untersuchungen bieten für jedes Stadtplanungs- oder Grünflächenamt eine fundierte Arbeitsgrundlage.

Joachim Wolschke-Bulmann (Hannover)

Armanski, Gerhard: Wir Geisterfahrer e.V. Lust und Last am Automobil. Verlag AJZ Druck, Bielefeld 1986 (208 S., br., 16,80 DM)

Wolf, Winfried: Eisenbahn und Autowahn. Personen- und Gütertransport auf Schiene und Straße. Geschichte, Bilanz, Perspektiven. Verlag Rasch und Röhrig, Hamburg, Zürich 1986 (565 S., Ln., 68,- DM)

»Das Verkehrsbedürfnis eines Großstädtlers westlicher Zivilisation beläuft sich pro Jahr und Nase auf etwa tausend Zielbewegungen, von denen etwa 650 fußläufigen Charakter hätten, wenn sie vom Städtebauer richtig geplant wären.« Martin Wagner, der diesen Satz 1956 geschrieben hat, war nach dem Ersten Weltkrieg Stadtbaurator von Berlin. Winfried Wolf hat auf Grund amtlicher Daten nachgerechnet und kommt auf 920 (1959/60) und 960 (1982) Zielbewegungen pro Kopf (23). Wir wissen heute, daß viele Zielbewegungen mit dem Pkw als *erzwungene* Mobilität (15) interpretiert werden müssen, somit strukturelle Gewalt (375), ausgeübt durch markt- und nicht bedürfnisorientierte Stadtgestalt, ja Nötigung sind. Eine »verkehrsfördernde Strukturentwicklung« ohne entsprechend höhere Gebrauchswerte (381) ist entstanden. Erst sorgt Verkehrs- und Regionalplanungspolitik dafür, daß mehr und (vor allem) längere Fortbewegungsprozesse notwendig sind, dann verkauft man den aufgezwungenen Verkehr auch noch als Fortschritt. Wolf bezieht sich im Gegensatz dazu auf die Gebrauchswertseite der Mobilität: Denn »Mobilität ist die Fähigkeit, möglichst viele verschiedene Ziele in möglichst kurzer Zeit zu erreichen« (432). Bei der Mobilität muß die »Zahl der erfüllten Zwecke« (179) im Vordergrund stehen — und so gesehen, hat die Mobilität für diejenigen, die nicht oder selten über einen Pkw verfügen, abgenommen (182). Selbst diejenigen, die über Führerschein und Auto verfügen, sind in unserer Gesellschaft immer noch eine Minderheit. Nur 55 % der Erwachsenen haben einen Führerschein; nur 34 % der Erwachsenen können real über einen Pkw jederzeit verfügen (195). Das Auto ist gegenwärtig nur für einen kleinen Teil der Menschheit verfügbar, ja kann auch nie für alle realisiert werden, schon weil sonst der Sauerstoffverbrauch zu hoch wäre. Die These, daß heute die Mobilität der Menschen auch bei uns *nicht* größer ist als vor einem halben Jahrhundert, hätte noch vor drei, vier Jahren Wolfs »entschiedenen Widerspruch ausgelöst« (10), jetzt hat er sie belegt. Insofern ist das reich mit statistischen Daten ausgestattete Buch ein »Legenkiller«.

»Das Autofahren ist die populärste Form von Gewalt in dieser Gesellschaft«, schreibt G. Armanski (79). Und Wolf hat ausgerechnet: »Die Industriegesellschaft opfert mehr als 30 Prozent ihres Budgets an gesellschaftlicher Zeit für den Transport ihrer Mitglieder« — andere wandten dafür nicht mehr als acht Prozent auf (218). Sie tut mehr als dies: sie gibt fundamentale Prinzipien ihrer Humanität auf. Unfälle z.B. sind *nicht* »unvermeidliche Begleiterscheinungen der Mobilität« (295), sondern der spezifischen (aufgezwungenen) Form der Mobilität. »Die totale Autogesellschaft droht zur sektoriellen Konkretisierung der Barbarei zu werden« (26). »Um dreißig

Autofahrern dreißig Jahre lang einen Pkw zu ermöglichen, bringt man ein Menschenopfer, verstümmelt neun Personen und verletzt neunzehn leicht.« (203) Unter wissentlicher Inkaufnahme dieses im Vergleich zu allen anderen Formen der Personenbeförderung wesentlich höheren Unfall-Risikos wurde der Personenverkehr auf das Kfz hin orientiert.

Die gegenwärtige Marktordnung begünstigt eindeutig den Straßenverkehr und damit für Personen- und Güterverkehr das um ein vielfaches teurere und auch von der Nutzungsdauer »ineffektivste aller Verkehrsmittel« (194). Eine Kostenanalyse im Zusammenhang mit Umweltbelastung zeigt ebenso wie die Analyse von Kosten und Folgen bei allen Verkehrsträgern im gesamtgesellschaftlichen Vergleich (229) diese Nachteile des Autos (da man sie aber nicht zugeben will, entsteht in Autogesellschaften ein hoher Bedarf an publizistischer Lüge und Verschleierung — auch ein Aspekt der Inhumanität). Es war nicht der »mündige Bürger« (142), der in seiner Konsumenten-souveränität das Auto gewählt hat, sondern es waren, wie Wolf an zahlreichen historischen und aktuellen Beispielen nachweisen kann, bewußte, von Lobbies gestützte politische Entscheidungen für das Auto und gegen die Eisenbahn (deren Geschichte und aktuelle Benachteiligung ausführlich dargestellt werden), die den heutigen Zustand produzierten. Wolf erklärt die Dynamik der Eisenbahn- und Autoentwicklung primär aus politisch-ökonomischen Tendenzen, weiß aber auch, daß diese ohne das gleichzeitige Wirken sozialpsychologischer Faktoren nicht so durchschlagend wären. Was wir für deren Erkundung freilich bräuchten, wären ausführliche Analysen — etwa auch empirische Forschung zu der Frage, was sozialpsychologisch-emotional Auto und Motorrad für junge Menschen bedeuten; warum und wie sie bedeutende Teile ihre personalen Identität, ihrer Selbstbestätigung und ihrer Prestigekonzurrenz über das Auto abdecken.

Etwas mehr geht Armanski in seinem im ganzen wesentlich bescheideneren »streitbaren Lesebuch« (1) auf die sozialpsychologischen Fragen ein. Nicht nur als hierarchisches Status-Symbol für den »Homo ADACensis« (69) ist das Auto »mit Bedeutungen aufgeladen wie kein anderes Objekt« (8). Es dient der Lust, wird mit Sexualität gekoppelt und trägt »kulturelle Symbolfracht« (45). Das klingt alles sehr schön, ist aber doch so etwas wie intellektuelle Selbstbefriedigung: Überwunden wird es so nicht. Wenn ein Wissenschaftler so argumentiert, dann empfinden es die Betroffenen als arrogant oder für sich irrelevant. Die sozialpsychologischen Voraussetzungen für Veränderungen müssen anders geschaffen werden.

Das Auto ist das teuerste, gefährlichste und schädlichste Personen- und Güterverkehrsmittel, trotzdem setzt es seinen Siegeszug fort, trotzdem wird das öffentliche, billigere, sichere und umweltfreundlichere Verkehrsmittel Eisenbahn gerade jetzt wieder benachteiligt. Es mag — im Rahmen einer Übergangsstrategie — interessant sein, dem Beispiel Japan (Wolf, 440, 457f.) nachzueifern, nach dem Motto: Auto besitzen, aber nicht damit fahren. Die Japaner gehören zu den größten Automobilproduzenten der Welt, betrachten das Auto aber als Prestigeobjekt, das man zu Hause auf dem (beim Autoerwerb nachzuweisenden) eigenen Stellplatz läßt, um in die U-Bahn oder den Shinkansen einzusteigen.

Dieter Kramer (Marburg/L.)

Erziehungswissenschaft

Geißler, Karlheinz A., Hans-Joachim Petsch und Sigrid Schneider-Grube (Hrsg.): Opfer der Qualifizierungsoffensive. Evangelische Akademie, Tutzing 1987 (136 S., br., 18,- DM)

Alle — Staat, Arbeitgeber und Gewerkschaften — reden seit etwa zwei Jahren von der »Qualifizierungsoffensive«. Allein die Bundesanstalt für Arbeit gab dafür 1986 rund fünf Milliarden Mark aus, weit über eine halbe Million Menschen wurden damit unterstützt, 30 % mehr als im Vorjahr. 1987 gab die Bundesanstalt fast sechs Milliarden Mark für Qualifizierung aus; die Ausgaben der Länder und Betriebe kommen noch hinzu. Verkauft werden diese Ausgaben mit dem Argument, den Erwerbslosen neue Chancen für einen Job zu verschaffen. Die Zahl der Erwerbslosen hat sich seither jedoch keineswegs vermindert, sondern ist sogar noch gewachsen. Dies legt den Schluß nahe, daß es bei der Qualifizierungsoffensive vielmehr um eine vom Staat angestoßene gewaltige Umwälzung des Qualifikationspotentials der Erwerbstätigen geht, die zu erheblichen Teilen aus den Beiträgen zur Arbeitslosenversicherung (und damit den Lohnkosten) finanziert wird, um die Modernisierung der bundesdeutschen Wirtschaft in Konkurrenz zur amerikanischen und japanischen Wirtschaftsmacht für den internationalen Wettbewerb erheblich rascher voranzubringen. Diese Politik wirft nicht nur etwas ab für die Beschäftigten, sondern hat auch Konsequenzen für die Entwicklung von Bildung und Kultur in unserem Lande.

Geißler und Heid kommt das Verdienst zu, in Form von Thesen die kritischen Punkte der Qualifizierungsoffensive vom Standpunkt der »Opfer« aufgezeigt und zur Diskussion gestellt zu haben (11-20). Im vorliegenden Band sind die auf einer Tagung in der Evangelischen Akademie Tutzing vorgetragenen Thesen und referierten Diskussionsbeiträge dokumentiert. In den Thesen wird pointiert herausgearbeitet, daß die mit der Qualifizierungsoffensive verbundene Ausweitung der betrieblichen Weiterbildung zu größeren Chancenungleichheiten führt, berufliche Karrieren und damit Lebenschancen weniger durch öffentliche Instanzen entschieden werden, dem Konkurrenzprinzip in der Bildung noch mehr Geltung verschafft und Bildung noch stärker der Ökonomie unterworfen wird.

In einer These (19) formulieren Geißler und Heid das politische und wissenschaftliche Kernproblem des spezifischen Bedeutungszuwachses, den die berufliche Weiterbildung durch die Qualifizierungsoffensive erfährt: »'Bildung' als Teil von Kultur und deren Entwicklung, wird ersetzt von 'Qualifikation' als Mittel der Ökonomie und damit letztlich aufgelöst. Dies ist die wirkliche Bildungskatastrophe.« (19)

Von einer Bildungskatastrophe kann man aber nur dann reden, wenn zwischen Qualifikation und Bildung keine Beziehung besteht. Qualifikation als Befähigung zur gesellschaftlichen Arbeit ist vielmehr ein grundlegender Teil unserer Kultur und damit auch unserer Bildung. Die Persönlichkeitsentwicklung und kulturelle Handlungsfähigkeit der arbeitenden Menschen wird entscheidend durch die Arbeit bestimmt. Zweifellos werden diese Zusammenhänge durch die kapitalistischen Produktionsverhältnisse überformt und begrenzt, Widersprüche und Spannungen entstehen. Neuerdings versuchen die Unternehmer sich diese Zusammenhänge dadurch dienstbar zu machen, daß sie mit dem Begriff der »Unternehmenskultur« eine Verbindung zwischen Qualifikation und Bildung herstellen. Anscheinend wird es mit wachsender Qualifikation notwendig, die Arbeitenden in einer neuen Weise an die Unternehmensinteressen zu binden. Die entscheidende Frage müßte daher sein: Wie stellen die Arbeitenden die Verbindung zwischen Qualifikation und Bildung her und wie können sie darin durch eine Weiterbildung unterstützt werden, die über die

engen Grenzen der Qualifizierungsoffensive hinausgeht? — Nuissl kommt in seinem Beitrag (69-76) über die notwendige Weiterentwicklung der politischen Weiterbildung genau auf diesen Zusammenhang zu sprechen: er sieht die Perspektive darin, den Verwertungsaspekt der Arbeit — als dem traditionellen Gegenstand der politischen Weiterbildung — mit der stofflich-inhaltlichen Seite der Arbeit — die bislang außen vor blieb — in neuer Weise zu verbinden. Auch Edding unterbreitet Vorschläge für Maßnahmen zur Entwicklung der Weiterbildung (21-27), wozu er in Anknüpfung an die Forderungen des Bildungsrates und der Bund-Länder-Kommission der siebziger Jahre die Vorbereitung einer Bundesgesetzgebung für notwendig hält (25). Hier wird gezeigt, daß an den Widersprüchen der Qualifizierungsoffensive angesetzt werden muß, wenn man Qualifikation und Bildung in einer Weise miteinander verknüpfen will, die die Arbeitenden befähigt, die gesellschaftlichen Gebrauchswertinteressen den in einer »Unternehmenskultur« ästhetisierten Verwertungsinteressen entgegenzustellen.

Die Betätigung erworbener Qualifikation drängt auf eine Veränderung der bestehenden hierarchischen und »horizontalen« Schranken der Arbeitsbeziehungen. Diese Veränderung an jedem Arbeitsplatz auch durchzusetzen, erfordert nicht nur politische Handlungsfähigkeit, sondern, wie Krüger dies in ihrem Beitrag (45-62) am Beispiel der Frauen zeigt, vor allem auch Veränderung der Arbeitsverhältnisse und -beziehungen: Obwohl sich der Bildungsstand der Frauen seit der Bildungsoffensive in den Anfängen der sechziger Jahre explosionsartig verbessert habe (47), habe sich dennoch bis heute nichts an den bestehenden Benachteiligungen der Frauen auf dem Arbeitsmarkt geändert. Auch Görs weist in seinem Beitrag (29-44) darauf hin, daß etwa die Hälfte der Weiterbildung in Betrieben stattfindet und hier für die Weiterbildung der Führungskräfte erheblich mehr Geld ausgegeben wird als für die der Arbeiter und Angestellten. — Es bleibt daher festzuhalten: Für die Erweiterung der Qualifizierungsoffensive und Verknüpfung mit Bildung ist nicht nur an den Widersprüchen anzuknüpfen, sondern sind auch gleiche Chancen sowohl für den Zugang wie auch für die Anwendung des Erworbenen im Betrieb zu schaffen.

Sehr hilfreich für den Nachvollzug und die Beurteilung der Thesen und Diskussionsbeiträge ist der umfangliche Anhang, in dem einige wichtige Dokumente abgedruckt sind, wie z.B. die Thesen des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft, der IG Metall, der Arbeitgeberverbände und die Vorstellungen anderer an exponierter Stelle tätiger Personen. Dabei hat mich als Gewerkschaftsmitglied sehr betroffen gemacht, wie in den Thesen der IG Metall durch die Art und Weise der Verknüpfung von Arbeitslosigkeit, Arbeitszeitverkürzung, Mängel der Qualifizierung und wortradikalen Forderungen eine Politik der absoluten Bewegungslosigkeit in Sachen Qualifikation und Bildung begründet wird. Gerhard Zimmer (West-Berlin)

Wittwer, Wolfgang, und Marion Pilnei: Die ungleichen Partner. Berufsausbildung in der Bundesrepublik. Strukturen, Probleme, Perspektiven. Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1986 (242 S., br., 28,- DM)

Seit Anfang der siebziger Jahre hat sich die berufliche Weiterbildung zu einem wichtigen, eigenständigen Bereich der beruflichen Bildung entwickelt. 1982 nahmen bereits vier Millionen Erwachsene an Veranstaltungen der beruflichen Weiterbildung teil. Und die Bereitschaft steigt offensichtlich; gerade auch im Zeichen der sogenannten Qualifizierungsoffensive wird Weiterbildung gegenüber beruflicher Erstausbildung für viele Menschen an Gewicht gewinnen (müssen). Allerdings ist die Struktur des Berufsbildungssystems durch die Reformmaßnahmen der letzten Jahre nicht übersichtlicher geworden. Und der Sinn dieser Maßnahmen wird in der Öffent-

lichkeit meist kontrovers beurteilt; denn mit der Schwergewichtsverlagerung innerhalb der beruflichen Bildung von der Ausbildung zur Weiterbildung hat sich auch die Verantwortung geändert. An die Stelle des Staates sind verstärkt private, kommerziell ausgerichtete Weiterbildungsträger getreten. Wer sich in dieser Situation informiert und kritisch mit dem Berufsbildungssystem auseinandersetzen will, für den stellt das Buch von Wittwer und Pilnei eine gute Einführung dar, die zur weiteren Beschäftigung anregt. Der Band gibt einen Überblick über Struktur und Organisation der beruflichen Bildung und zeigt auf, wie es zur heutigen Lage gekommen ist und welche Entwicklungsperspektiven es gibt. Es werden die besonderen gesellschaftlichen Bedingungen der beruflichen Bildung offengelegt und analysiert. Dies geschieht in anschaulicher, gut lesbarer Form; wobei besonders ihr Darstellungsprinzip hervorgehoben werden muß, ein Thema jeweils aus verschiedenen Perspektiven zu erörtern und dabei die Beteiligten, auch mit ihren kontroversen Positionen zu Wort kommen zu lassen. In elf Kapiteln werden die Mängel der beruflichen Bildung behandelt, die Bildungsziele in einer pluralistischen Gesellschaft, die Chancen und Probleme der Berufswahl, die Rechtsgrundlagen, die duale Ausbildung, das Thema Bildungsreform, die Schwierigkeiten, Reformen durchzuführen am Beispiel der Fondsfinanzierung, die berufliche Weiterbildung, die Zukunft der Berufsbildung im Zeichen einer sich anbahnenden Computergesellschaft. Wünschenswert wäre es allerdings gewesen, wenn Wittwer und Pilnei neben der bildungspolitischen Seite des Berufsbildungssystems auch dessen pädagogische Dimension erörtert hätten. Aus dieser Perspektive hätte sich die Schräglage vermeiden lassen, die im Ausspielen der privaten gegen die staatlichen Träger von beruflicher Bildung enthalten ist. Gerade aus pädagogischer Sicht erweist sich die Öffentlichkeit staatlich verantworteter beruflicher Bildung durchaus als zwiespältig. Jochen Kade (München)

Gesellschaft für Arbeit, Technik und Wirtschaft im Unterricht (Hrsg.): Neue Technologien und technisch-ökonomische Bildung. Verlag Barbara Franzbecker, Bad Salzdetfurth 1987 (306 S., br., 48,- DM)

Der Titel benennt den Inhalt des Buches in realistischer Art und Weise. So offen und unpräzise wie die beiden Elemente »Neue Technologie« einerseits, sowie »technisch-ökonomische Bildung« andererseits verbunden sind (nämlich durch ein nichtsagendes »und«), so offen, aber auch unklar und manchmal widersprüchlich wird das Verhältnis zwischen Neuer Technologie und der technisch-ökonomischen Bildung in den Beiträgen des Buches dargestellt. Das ist auch kein Wunder; es sind nämlich 32 (in Worten: zweiunddreißig) Einzelbeiträge an der Zahl. Dies ist nun nicht durch die Tatsache erklärbar, daß es eine solch große Menge kompetenter Autorinnen und Autoren für dieses Thema gibt, sondern ergibt sich aus dem Sachverhalt, daß es sich bei dem Buch um einen Bericht von der 6. Fachtagung der »Gesellschaft für Arbeit, Technik und Wirtschaft im Unterricht« handelt (die im Oktober 1985 in Koblenz in der dortigen Erziehungswissenschaftlichen Hochschule stattfand). Eine kritische Analyse von 32 unterschiedlichen Beiträgen versagt sich im Rahmen dieser Rezension von selbst; nur auf die für einen breiteren Leserkreis interessanten wird daher eingegangen.

Die Beiträge sind unter acht thematische Schwerpunkte verteilt, wobei das erste Kapitel nur aus den bei solchen Berichten anscheinend unerläßlichen Eröffnungsfloskeln (einschließlich Grußworte und Dankadressen) unterschiedlicher »Würden-träger« besteht. Das folgende Kapitel ist unter dem Titel »Arbeitslehre — Arbeit, Technik, Wirtschaft in Rheinland-Pfalz — Bilanz und Ausblicke« wohl in erster Linie dem Gastgeberbundesland geschuldet. Interessant und für die Bildungs- und

Qualifikationsforschung ebenso auf- und anregend wie für jene Berufspädagogen, die sich mit der Entwicklung der beruflichen Weiterbildung in unserer Republik befassen, ist das aus zwei Beiträgen bestehende Kapitel III (Neue Technologie und Wandel der Arbeit).

Der Jesuit Hengsbach referiert über den Wandel der Arbeitsethik angesichts neuer Technologien und Dostal (vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg) über »Qualifikationsveränderungen durch neue Technologien«. Engagiert setzt sich Hengsbach gegen die übliche Sachzwangargumentation zur Wehr: »In Wirklichkeit gibt es aber weder einen technischen Sachzwang noch die Gesetzmäßigkeit einer arbeitsethischen Entwicklungslogik noch die unsichtbare Hand eines wohlwollenden neutralen Spielers. Neue Technologien sind das Ergebnis gesellschaftlicher Entscheidungsprozesse.« Und er folgert: »Deshalb kann die Frage nach dem Wandel der Arbeitsethik angesichts neuer Technologien nicht durch eine Analyse über Auswirkungen auf den Menschen und dessen Arbeitsethik beantwortet werden, sondern in erster Linie durch eine Rückfrage nach den gesellschaftlichen Entscheidungsträgern und Entscheidungsmaßstäben bei der Entwicklung und Anwendung neuer Technologien.« (41) Das ist zwar nichts sensationell Neues, aber doch etwas, von dem man hofft, daß der Staatssekretär im Rheinland-Pfälzischen Kultusministerium Mohr davon Kenntnis genommen hat. In seinem Grußwort hatte dieser nämlich in etwas umständlicher Diktion beschworen, »deutlich zu trennen zwischen der gesellschafts- und sozialpolitischen Diskussion um die Auswirkungen dieser Techniken einerseits und der bildungspolitischen Diskussion darum, wie die Schule die jungen Menschen auf den Umgang mit diesen Techniken vorbereiten müssen, andererseits«. Überhaupt — und dies ist Vor- und Nachteil des Buches zugleich — sagen hier viele in sehr unterschiedlicher Art und mit sehr unterschiedlicher politischer Position, was sie für richtig halten (oder halten müssen — das wird nicht ganz klar). Auch Dostals Beitrag lohnt die Lektüre — gerade, wenn man (wie ich) in vielen Dingen eine andere Position vertritt.

In den weiteren Kapiteln werden Fragen der informations- und kommunikationstechnologischen Grundbildung erörtert (Kapitel IV), während der größte Teil des Buches jene vier Kapitel ausmacht, die sich mit dem Problembereich Neue Technologien, Unterrichtspraxis und Lehrerbildung beschäftigen. Hervorzuheben sind noch zwei Beiträge: Albrecht und Huth legen eine gute Analyse und Bewertung von Unterrichtsmaterialien über Neue Technologien vor (211-218). Dieser Beitrag hat insbesondere für Lehrer des Faches Arbeitslehre, aber auch für Weiterbildungler im Bereich Neue Technologie einen hohen Orientierungswert. Auf Biggas und Oberliesens Beitrag: »Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und technische Innovation — Neue Technologien, Frauenerwerbsarbeit und historisch-genetisches Lernen über Arbeit und Technik« (253-270) ist besonders hinzuweisen. Er steht nur an der verkehrten Stelle im Buch, da er viel besser zu den Grundsatzbeiträgen im dritten Kapitel passen würde.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, die hier erwähnten Artikel stellen eine positive Auswahl aus dem bauchladenhaften Sammelwerk dar. Formal — und das ist eben nicht nur ein Formproblem — ist das Buch eine Zumutung. Wenn Bücher im Zeitalter der Neuen Technologien so wie dieses gemacht werden, dann muß man sich fragen: Wo bleibt eigentlich der immer wieder behauptete Fortschritt? Oder sollte etwa die intensive Beschäftigung mit den Neuen Technologien nichts als eine Ausrede für den Sachverhalt sein, daß man mit den alten Medien (Bücher) um so schlampiger umgehen kann? Die Satzfehler sind unzählbar, manche Sätze sind so unverständlich (z. B. 58), daß man annehmen muß, sie sind teilweise beim Setzen verloren-

gegangen oder von jener Maschine geschluckt worden, die diesen Beruf ersetzt hat. Vielleicht aber — dies wäre die einzig positive Interpretation — wehren sich so die Bücher (die ja in diesem Fall nur zusammengebundene bedruckte Seiten sind) gegen die Neuen Technologien. Karlheinz A. Geißler (München)

Balha, Georg, Martin Köck, Gregor Lingl, Rita Mayer-Maly und Kurt Winterstein: Werkzeug Computer. A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien 1986

(222 S., br., 18,- DM)

Die Computerschwemme ist trotz aller kritischen Vorbehalte nicht mehr aufzuhalten, und »Roboter« stehen nicht mehr nur vor der Schultür (ein aktueller Buchtitel), sondern haben inzwischen die Arbeitsplätze der Schüler erreicht, wo sie auch schon fachübergreifende Verwendung finden. Was früher als Lippenbekenntnis im Lehrplan stand, von engagierten Pädagogen immer wieder gefordert worden ist, scheint die moderne Technologie im Handstreich zu schaffen. Es ist jedenfalls »in«, auf diesen ökonomisch gut abgesicherten Wagen aufzuspringen, von dessen Destination man allerdings wenig weiß. Das ist einerseits die Chance eines jungen Schulfachs, zugleich aber auch seine Gefahr, da sich Informatikkenntnisse ja nicht wie in anderen Fächern in (nicht) gelerntem Faktenwissen manifestieren, sondern wie nie zuvor in allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens Veränderungen herbeiführen.

Diese Phase der didaktischen Verunsicherung nutzten junge Informatiker und Lehrer, um gemeinsam ein Lehrbuch zu »machen«, das sich in vieler Hinsicht vom Üblichen am Markt abhebt. Da stimmt etwa schon die Umschlaggestaltung in Form eines (zahlenmäßig) vielsagenden Strichcode nachdenklich. Der nächste positive Eindruck wird vom verwendeten Umweltschutzpapier geprägt, auf den die Buchseiten ohne qualitative Einbußen gedruckt wurden. (Ein Kasten über Recycling von Altpapier soll im Sinne des »heimlichen Lehrplans« zur Einsicht und dadurch Nachahmung durch Schüler und Lehrer auffordern). Unüblich ist auch der Einblick in die Entstehungsgeschichte des Lehrwerks, in der nicht nur getroffene Entscheidungen (z.B. für die verwendete Programmiersprache PASCAL) legitimiert werden, sondern sich das Autorenteam auch um den Kontakt mit den »Abnehmern« bemüht. (Wozu sie auch ihre privaten Telefonnummern anführen!)

Wenn man weiterblättert, beginnt nicht etwa Lektion 1 mit der Erklärung des Computers oder der Steuerungsfunktion des Cursors, sondern es erfolgt ein Blick in die Arbeitswelt, die durch die Informationstechnologie einschneidend verändert werden wird. Ähnlich wird der Rahmen am Ende des Buches geschlossen, indem die Verfasser darauf hinweisen, daß Computer lebensgefährdende Arbeiten übernehmen (z.B. die Steuerung von Atomraketen und Kernreaktoren in Atomkraftwerken). In ähnlicher Weise tauchen neben den Inhalten des Faches Informatik, die natürlich im Vordergrund stehen, immer wieder Bezüge zur Lebenswelt der Schüler auf, die zeigen, daß die Vermittlung von technischem Gebrauchswissen nicht von der sozialwissenschaftlichen Analysewissentens getrennt erfolgen muß, was üblicherweise eher selten gelingt. — Dabei gehen die Verfasser von der Prämisse aus, daß die wenigsten Schüler später Computerprogramme schreiben, etwas mehr schon in ihrer Arbeit mit Anwendersoftware konfrontiert werden, hingegen *alle* die Auswirkungen der EDV auf unsere Gesellschaft erleben werden. Daß sie dennoch dem Erlernen einer Programmiersprache vier (von zwölf) Kapitel widmen, liegt daran, daß sie glauben, daß gewisse informatorische Inhalte, die für eine Diskussion über die gesellschaftlichen Auswirkungen nötig sind, sehr gut über das Schreiben von Programmen vermittelt werden können. Daß die Anwendung der vermittelten Inhalte an den Computern auch Spaß machen kann, wird alle Betroffenen erfreuen.

Resümee: Endlich ein Lehrbuch, das vom Bemühen gekennzeichnet ist, gesellschaftliche und technische Aspekte der Computertechnologie nicht voneinander isoliert zu behandeln. Die Verfasser haben dabei nicht versucht, ein wertfreies Buch zu schreiben, denn »so oder so, der Computer wird bei zukünftigen Entwicklungen eine entscheidende Rolle spielen. Als Betroffene sollten wir uns einmischen« (213). Wer sich das dazu nötige Know-how aneignen will, kann es im Selbstunterricht auch mittels einer lieferbaren Arbeits- bzw. Lösungsdiskette. Mehr Spaß macht's aber sicher mit anderen zusammen ...
Michael Schratz (Innsbruck)

Döring, Klaus W.: System Weiterbildung. Zur Professionalisierung des quartären Bildungssektors. Beltz Verlag, Weinheim, Basel, 1987 (300 S., br., 29,80 DM)

Durch die immer schneller fortschreitenden Veränderungen in Wissenschaft und Technik hat die berufliche Weiterbildung an Bedeutung gewonnen. Für den Einstieg in die Berufs- und Arbeitswelt ist zwar nach wie vor eine qualifizierte Berufsausbildung wichtig, die eigentliche Berufskarriere hängt jedoch von der Chance zu beruflicher Weiterqualifizierung ab. Unter der Losung »Qualifizierungsoffensive« ist daher in den letzten Jahren der Weiterbildungsbereich verstärkt ausgebaut worden, allerdings oftmals zu Lasten der Qualität der Maßnahmen. »Die Qualität dieser Bildungsarbeit mit der Zeit durchgreifend zu verbessern« (7), ist das Ziel von Döring (Professor für Kommunikations- und Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Weiterbildung an der Technischen Universität Berlin). Insbesondere möchte er einen Beitrag leisten. 1. zur Ausgestaltung der traditionellen Weiterbildung zu einem allgemein anerkannten quartären Bildungssektor, 2. zu einem Mehr an Professionalisierung, 3. zur Begründung und Ausgestaltung der Weiterbildung aus berufspädagogischer Sicht (11).

Kapitel I, »Systemdenken und Professionalisierung in der Weiterbildung«, ist gleichsam der Titelbeitrag des Buches. Der Autor stellt dort die betriebliche Weiterbildung als ein aus zehn Teilsystemen bestehendes System dar und hebt Professionalisierung als Entwicklungsprinzip der Weiterbildung heraus. Unter Professionalisierung versteht er sowohl die Professionalisierung des Systems Weiterbildung als auch die Professionalisierung der Dozenten (71). Die Kapitel II und V befassen sich mit den »Didaktischen Perspektiven in der Weiterbildung« und mit den Problemen »Lernberatung und Lerntechniken in der Weiterbildung«. Die bekannten Lehrmeinungen und wissenschaftlichen Erkenntnisse werden kurz, z.T. anhand von Schaubildern, dargestellt. In Kapitel III, »Weiterbildung auf dem Prüfstand«, wird die Durchführung und didaktische Analyse eines Lehrgangs im Rahmen der Tennis-Übungsleiter-Ausbildung beschrieben. Diese Fallstudie ist ein eindrucksvoller Beleg für die Forderung des Autors nach stärkerer Professionalisierung in der Weiterbildung. Kapitel IV, »Das Follow-up-Seminar als Instrument der Transfersicherung in der Weiterbildung«, nimmt sich eines bisher sehr vernachlässigten Problems an, der Sicherung des Erfolgs von Weiterbildungsmaßnahmen. In Kapitel VI schließlich wird anhand dreier Modelle gezeigt, wie mehrere Betriebe die Weiterbildung ihrer Beschäftigten gemeinsam organisieren können.

Die Erwartungen auf Grund des Buchtitels bzw. des Titelbeitrags (Kap.I) werden nur zum Teil erfüllt. Es handelt sich um eine Sammlung teils alter (1977 und 1982) und teils neuer Beiträge, die meist nur in formaler Beziehung zu dem Titel »System Weiterbildung« bzw. zueinander stehen. Einige Beiträge beziehen sich zudem ausdrücklich auf die betriebliche Weiterbildung, andere behandeln ganz allgemein Weiterbildungsprobleme. Das in Kapitel I entwickelte Bezugssystem der betrieblichen Weiterbildung spiegelt sich im Buch selbst nicht wider. Wünschenswert wäre es ge-

wesen, wenn der Autor die einzelnen Beiträge jeweils auf die in Kapitel I entwickelten Teilsysteme des innerbetrieblichen Systems »Weiterbildung« ganz konkret bezogen hätte, z.B. dadurch, daß er zeigt, wie Teilnehmer an betrieblichen Weiterbildungsmaßnahmen (Teilsystem 9) lernen bzw. wie sie hinsichtlich der Lernprozesse beraten werden können (Kapitel V). Dadurch würde dann auch deutlich, wie mit dem Spannungsverhältnis von betrieblichen und individuellen Interessen in der betrieblichen Weiterbildung umgegangen werden könnte. Es ist überhaupt charakteristisch, daß Probleme zwar benannt, sich mit diesen jedoch oftmals nicht auseinandergesetzt wird. So bleibt auch das im Hinblick auf die Dozentenprofessionalisierung zentrale (Rollen-)Problem des Dozenten als Sach-, Unternehmens- und Teilnehmeranwalt undiskutiert (60). Wolfgang Wittwer (München)

Tausendfreund, Detlef: Bildung und Kulturentwicklung. Zur kulturtheoretischen Analyse gesellschaftlich organisierter Bildungsprozesse. Peter Lang Verlag, Frankfurt/M. 1987 (334 S., br., 69,- SFr.)

Wohl kaum jemand aus der Generation von Studentinnen und Studenten, die zu Beginn der siebziger Jahre das Studium der Soziologie, Pädagogik oder Psychologie aufnahm, hat die Ausbildung absolvieren können, ohne sich — wie eingehend auch immer — mit sozialisationstheoretischen Erörterungen auseinandergesetzt zu haben. Im Übergang von den sechzigern zu den siebzigern waren die ersten Bücher zum Thema »Sozialisation« auf den Markt gekommen, denen eine breite Rezeption beschieden war — so z.B. Fend: »Sozialisierung und Erziehung« (1969), Gottschalch/Neumann-Schönwetter/Soukup: »Sozialisationsforschung« (1971), »Familienerziehung, Sozialschicht und Schulerfolg« (1971) und vor allem das Gutachten der Bildungscommission des Deutschen Bildungsrates »Begabung und Lernen« (1968). Der Boom dieses Themas ermöglichte es dann auch, den einschlägigen Klassiker »Erziehung und Soziologie« von Emile Durkheim (Orig. 1922/Neuauf. 1972) wieder neu aufzulegen. Von ebenso großer Bedeutung waren — zumindest für jene, die auch noch sprachwissenschaftlichen Studien nachgingen — B. Bernsteins »Studien zur sprachlichen Sozialisation« (1972) und »Soziologie + Linguistik« von Hager/Haberland/Paris (1973).

Jene Studentengeneration beschäftigte sich aber nicht nur intensiv mit dem Thema »Sozialisation«, sondern wählte sich mit dem Sozialisationsbegriff auch auf der progressiven Seite bildungssoziologischer und bildungspolitischer Debatten — »Sozialisation« war ein »Kampfbegriff« vor allem gegen Begabungsideologien und überkommene Bildungstraditionen. Wenn auch bald deutlich wurde, daß dem theoretischen Konzept einige Probleme und unerwünschte Implikationen anhafteten — wie z.B. die Möglichkeit, individuelle Entwicklung im Rahmen milieutheoretischer Vorstellungen mechanistisch auszulegen —, so überwog dennoch die kritische Funktion des Begriffs die damit verbundenen Probleme.

Tausendfreund legt nun einen Versuch vor, gegenüber der »in den spontan sich aufdrängenden Reflexionsformen bürgerlicher Ideologie befangenen sozialisationstheoretischen Konzeption von Bildungssoziologie einen logisch angemessenen und tragfähigen theoretischen Zugang zu dem von der Sozialisationsforschung reklamierten Gegenstandsbereich zu entwickeln« (30). Nach der als »Einleitung« gekennzeichneten Auseinandersetzung mit der empirischen Konzeption der Bildungssoziologie und des in diesem Zusammenhang explizierten materialistischen Erkenntnisstandpunkts bearbeitet Tausendfreund sein Thema in drei Konkretisierungsstufen. Zunächst werden im ersten Hauptteil jene Begriffe entwickelt, die für die Analyse des Bildungswesens aus der Perspektive einer materialistischen Kulturtheorie benötigt

werden, es geht darum, »allgemeine theoretische Grundlagen für eine kulturtheoretische Gegenperspektive zu sozialisationstheoretisch-empiristischen Konzeptionen von Bildungssoziologie zu entwickeln« (34); ausführlich dargelegt werden u.a. die Begriffe »Arbeit«, »Individualentwicklung«, »geistige Produktion«, »Lebensweise«, »Kultur« und »Bildungsprozeß«.

Im zweiten Hauptteil behandelt Tausendfreund den Zusammenhang von kapitalistischer Aneignungsweise und bürgerlicher Kulturhegemonie, während im letzten Hauptteil der Arbeit in Ansätzen eine kultursoziologische Analyse des bürgerlichen Bildungsmonopols auf der Basis des entwickelten Instrumentariums skizziert wird.

Nach der Lektüre der über 300 engzeilig — und damit ausgesprochen leseunfreundlich und unübersichtlich — beschriebenen Seiten, läßt sich ein Fazit dahingehend ziehen, daß es über weite Strecken gelungen ist, den in Hinblick auf die Analyse organisierter Bildungsprozesse relevanten Begriffsapparat einer materialistischen Kulturtheorie zu entfalten, wenn auch manche Erörterung — zumindest was ihre Darstellungsbreite und ihren späteren »Einbau« anbelangt — die Stringenz der Darstellung eher schmälert (so z.B. die Abschnitte zur Ästhetik). Interessant sind auch die meistenteils ausgesprochen subtilen Begriffsklärungen, bei denen nicht nur die Grenzziehungen zwischen marxistischen und nicht-marxistischen Positionen herausgearbeitet, sondern auch innermarxistische Positionsdifferenzen deutlich gemacht werden. Zugleich zeigen sich hier auch Schwächen, wenn z.B. in Zusammenhang mit der Definition des Kulturbegriffs (163f.) die innermarxistischen Klärungsversuche zum Problem »Natur-Beherrschung« unerwähnt bleiben, obwohl dies nicht nur für den Kultur-, sondern ebenso für den zu entwickelnden Bildungsbegriff von Bedeutung wäre.

Darüberhinaus wäre es wünschenswert gewesen, wenn Tausendfreund herkömmliche Sozialisationstheorien und -forschungen stärker in seine Argumentation einbezogen hätte — die etwas mehr als 30 Seiten unter der Überschrift »Die Reproduktion sozialstruktureller Ungleichheit als Thema bundesrepublikanischer Bildungssoziologie« (266ff.) geben nur einen unzureichenden Einblick in die Theorie- bzw. Forschungslage; völlig ausgespart bleiben z.B. alle Arbeiten bzw. Ansätze, die das Problem »Ungleichheit« in Zusammenhang mit beruflichen und sprachlichen Sozialisationsprozessen bearbeiten.

Resumée: Ein theoretisch eher anspruchsvolles Buch, wichtig in seiner Funktion als Begriffsapparat für eine materialistische Bildungssoziologie.

Hermann G. Ebner (Oldenburg)

Geschichte

Behringer, Wolfgang: Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der Frühen Neuzeit. R. Oldenbourg Verlag, München 1987 (533 S., br., 48,- DM)

Nachdem Hexen und Hexenverfolgung lange Zeit von der historischen Fachwissenschaft eher stiefmütterlich behandelt worden sind, hat dieses Thema in den letzten zwei Jahrzehnten einen enormen Aufschwung erlebt. Ihm ist auch die Dissertation von Wolfgang Behringer (1985 bei R. von Dülmen) gewidmet. Es handelt sich dabei um eine vergleichende Regionalstudie, die das »alte Herzogtum Bayern, das daran angrenzende Ostschwaben und südliche Teile des heutigen Mittelfranken und der Oberpfalz« (VIII) umfaßt. Die Studie ist flüssig und doch ohne die beim Thema Hexen häufig anzutreffenden einseitigen — populären — Verallgemeine-

rungen geschrieben. Sie weist sich durch Kenntnis der einschlägigen Quellen aus. — Behringer arbeitet in überzeugender Weise den Zusammenhang zwischen der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnenden gesellschaftlichen Krise (die ihrerseits in die Krise des 17. Jahrhunderts einmündet) und der Zunahme der Hexenprozesse heraus. Dabei waren insbesondere zwei Momente von Bedeutung: Zum einen nahm in Zeiten materieller Existenzkrisen die Bereitschaft weiter Kreise der Bevölkerung zu, Hexenverfolgungen durchzuführen oder zu dulden. So »korrespondieren« die beiden größten Hexenverfolgungswellen (1586-91/1626-31) mit den verheerenden Agrarkrisenperioden (1585-94/1624-29). Zum anderen führte eine »Krise des religiösen Bewußtseins« (Dülmen) zu einem gesteigerten Hexenwahn. Nach Behringer trug ein »konfessionsübergreifender Mentalitätswandel« der Oberschichten, der seinen markantesten Ausdruck in einer verinnerlichten Religiosität hatte, zu einem tiefen Mißtrauen dieser Schichten gegenüber der Volkskultur und besonders deren magischen Komponenten bei. Soziale oder wirtschaftliche Krisen wurden nun vermehrt als Teufelswerk betrachtet. »Der christlichen Obrigkeit fiel unter dieser Bedingung die Aufgabe einer unbarmherzigen Hexenverfolgung zu, von der man sich nicht nur unter der bäuerlichen Bevölkerung, sondern auch bei den Obrigkeiten aller Konfessionen eine unmittelbare Abhilfe erwartete, auch und vor allem in bezug auf die materiellen Nöte der Untertanen.« (427)

Nach einer forschungsgeschichtlichen Skizze über Hexenprozesse als einem »Thema der Historiographie« (I.1) und einer Übersicht der »Hexenprozesse und Hexendiskussionen in Südostdeutschland« als einem »Forschungsproblem« (I.2) thematisiert der Verfasser im ersten Kapitel (II.) sozialhistorische Aspekte, die er selbst als »sozialgeschichtliche Annäherungen« versteht. Dabei untersucht er im ersten Teilkapitel (II.1) in quantifizierenden Quer- und Längsschnitten das Ausmaß der Verfolgungen, um so regionale und zeitliche Schwerpunkte zu erhalten. Die Ergebnisse werden mit entsprechenden Daten aus Franken in Beziehung gesetzt, um auf diesem Wege Spezifika, aber auch Gemeinsamkeiten der Region »Südostdeutschland« herauszuarbeiten. In Teilkapitel II.2 wird kurz die Rezeption des »inquisitorischen kumulativen Hexenbegriffs« in Südostdeutschland dargestellt. In Teilkapitel II.3 wird schließlich unter der Leitfrage: »Eine Krise des späten 16. Jahrhunderts?« zunächst der Zusammenhang zwischen Agrarkrisen und Hexenverfolgungswellen entwickelt. Im Anschluß daran wird die Frage untersucht, wie sich der Mentalitätswandel der Oberschichten von einer »diesseitsorientierten, Renaissance-Mentalität« zu einer »konfessionell-religiösen, asketischen und jenseitsorientierten« (II2) Sinndeutung auf das Hexenthema ausgewirkt hat. — Dem Rezensenten fehlt allerdings ein Aspekt, nämlich der, ob nicht die zweifelsohne vorhandene mangelhafte seelsorgerliche Begleitung der unteren Bevölkerungsschichten auch zu einem gesteigerten Hexenglauben geführt hat.

Kapitel III behandelt ausführlich unter verschiedenen Gesichtspunkten die große Verfolgungswelle um 1590. Interessant ist, daß es erst im Jahre 1589 zu regelrechten Hexenverfolgungen im Herzogtum Bayern gekommen ist (142). In den Kapitel IV bis VI wird die Entwicklung der Hexenfrage in der Zeit nach der großen Verfolgungswelle von 1590 thematisiert. In Kapitel IV wird die bemerkenswerte Sonderstellung Südostdeutschlands in der Hexenfrage auf das Entstehen einer katholischen Verfolgungsgegnerschaft zurückgeführt, die auch in den 1620er Jahren Einfluß auf die Hexendiskussionen im Reich gewonnen hat. Der Verfasser kann plausibel machen, daß diese Gegnerschaft und nicht das Erscheinen der Schweden in Bayern die Hexenverfolgungen dort beendet hat. In Kapitel V werden das sporadische Auftreten von Hexenverfolgungen bis ins 18. Jahrhundert und der »Strukturwandel« desjenigen Perso-

nenkreises dargestellt, der der Gefahr ausgesetzt war, der Hexerei verdächtigt zu werden. Kapitel VI befaßt sich schließlich mit der »katholischen Schlußdiskussion« über das Thema Hexen.

Beachtung verdient der beigegefügte Anhang. Er enthält eine chronologische Prozeßliste der Zauber- und Hexenprozesse in Südostdeutschland im Zeitraum von 1300-1800, ein Literaturverzeichnis und ein Sach-, Orts- und Personenregister.

Dirk Fleischer (Selm)

Troßbach, Werner: Soziale Bewegung und politische Erfahrung. Bäuerlicher Protest in hessischen Territorien 1648-1806. Drumlin-Verlag, Weingarten 1987 (335 S., br., 38,- DM)

Schon seit Mitte der siebziger Jahre sind die Bauern auch in der Bundesrepublik zum Gegenstand historischer Forschung geworden, und gerade die zahlreichen Revolten, Aufstände und Verweigerungsaktionen, die Bauern zwischen dem 16. und dem frühen 19. Jahrhundert unternommen haben, scheinen eine besondere Anziehungskraft auf Historiker auszuüben. Das mag einerseits mit der simplen Tatsache zu tun haben, daß bäuerlicher Widerstand in besonderer Weise Anlaß für die Produktion von schriftlichem Quellenmaterial gewesen und daher leicht zugänglich ist. Zum anderen aber widersprechen all diese Protestfälle dem Vorurteil vom dummen, dumpfen Bauern.

Auch Werner Troßbach ist es in der Teilausgabe seiner Bochumer Dissertation, um die Korrektur solcher Mythen zu tun. Während er dem allgemeinen Ablauf und den konkreten Ursachen der untersuchten Konflikte nur einen äußerst verknappten Überblick widmet, analysiert er detailliert Inhalte und Formen des bäuerlichen Kampfes und konzentriert seine Aufmerksamkeit auf langfristige Entwicklungen und Lernprozesse in den Protestbewegungen. So zeigt Troßbach überzeugend, wie diese Bewegungen ihre Organisationsstrukturen und ideologischen Konzepte in einer Mobilisierungsphase ausarbeiten, wie sie vielfältige Taktiken und Methoden der Auseinandersetzung mit ihrer Herrschaft entwickeln und auf diese Weise außerordentlich langlebige und zähe Widerstandstraditionen begründen können. Im Gegensatz zur Legende vom »naturhaften«, eruptiven Charakter der Revolten kommt er zu dem Ergebnis, daß die verschiedenen Protest- und Widerstandsaktionen der Bauern in der Regel genau geplant und vorbereitet waren, ja, daß Spontaneität »eine revoltierenden Bauern fremde Verhaltensweise« gewesen sei (120). Noch weit interessanter als die im großen und ganzen auch schon aus anderen Arbeiten bekannte Darstellung von »symbolischen Verbindungen«, demonstrativen Aktionen und größeren »Bauernschlachten« sind allerdings Troßbachs Überlegungen zum Stellenwert des feudalistischen Rechtssystems und der bäuerlichen Prozesse gegen ihre Herrschaften. Bereits vor einigen Jahren hatte Winfried Schulze auf diese Prozesse aufmerksam gemacht und sie als wesentliche Ursache für die oft relativ unblutige Beilegung von Konflikten im Alten Reich bezeichnet, genauere Analysen darüber, wie die Bauern mit dem Rechtssystem umgingen und welchen Stellenwert die Prozesse für ihren Widerstand hatten, fehlten jedoch bisher weitgehend.

Troßbach kann nun eindrucksvoll zeigen, auf welche Weise die Bauern nicht nur formal die Möglichkeiten des Reichsrechts nutzten, sondern tendenziell die Funktion des Prozeßweges, Herrschaft zu legitimieren und zu stabilisieren, unterlaufen und den Prozeß für eigene Interessen unfunktionaler konnten. Nicht nur trugen die oft sehr langwierigen Prozesse zu einer »Verstetigung« des bäuerlichen Widerstandes bei (182) und strukturierten wesentlich den Konfliktverlauf. Vor allem unterschoben die Bauern dem System eigene Deutungen, die seiner Funktion geradezu entgegen-

gesetzt waren. So wurden negative Urteile »als irreal abgetan« (187), als obrigkeitliche Fälschungen oder Verdrehungen abgewehrt, während positive Entscheidungen zu einzelnen Streitpunkten gern als globale Siege über die Herrschaft gewertet oder als Anlaß zu neuen, weiterreichenden Forderungen genutzt wurden. Troßbach kommt daher zu dem Fazit: »Noch in den Institutionen des spätfudalen Staates bewahrt und bewährt sich die Beharrlichkeit bäuerlichen Eigensinns.« (277)

Ebenso anregend ist die Darstellung zur Rolle der Deputierten, die die Gemeinden in ihren Prozessen beim Reichshofrat in Wien vertraten. Troßbach kann dabei auf eine Reihe interessanter Briefwechsel der Deputierten mit ihren Gemeinden aufbauen, die zeigen, daß »gesellschaftliche Mobilität im 18. Jahrhundert auch die Horizonte einer 'peasant society' kontinuierlich erweitert hatte« (216). Neben dem Erfahrungsgewinn durch den Aufenthalt in einer Großstadt und den Umgang mit dem Apparat des Reichshofrates, in dem bäuerliche Deputierte zu umfassenden juristischen Kenntnissen kommen konnten, ergab sich allerdings ein widersprüchliches und spannungsreiches Verhältnis zwischen den Deputierten und ihren Gemeinden, da diese nicht nur hohe Mittel zur Finanzierung des Prozesses und der Reise aufbringen und Familie und Hof des Gewählten während seiner Abwesenheit versorgen mußten, sondern auch erwarteten, daß genügend »Fleiß« und Einsatz der Deputierten zu einem positiven Urteil führen müßten (245). So konnten Deputierte zwar eine gewisse Autorität erlangen und sogar zeitweise den bäuerlichen Widerstand von Wien aus leiten und strukturieren, standen aber unter dauerndem Rechtfertigungs- und Erfolgsdruck, der bei einem negativen Prozeßausgang zu prekären Ergebnissen führen konnte, da nun die Deputierten persönlich für diesen Mißerfolg verantwortlich gemacht wurden.

Zusammen mit einigen anderen neueren Widerstands-Untersuchungen belegt Troßbachs Studie die Fruchtbarkeit des Themas für eine Erforschung bäuerlicher Lebenswelten und Mentalitäten in der Frühen Neuzeit. Sie weist allerdings indirekt auch auf ein wichtiges, bisher nur ungenügend aufgearbeitetes Problem hin: Der Stellenwert solcher Protestbewegungen im bäuerlichen Alltag bleibt weitgehend ungeklärt. Zwar verweist Troßbach auf die Verwurzelung wichtiger Organisationsformen und Widerstandsaktionen im Alltagsleben, aber weder untersucht er diesen Zusammenhang systematisch, noch stellt er den allgemeinen Charakter der Beziehungen zwischen Bauern und ihren Herrschaften dar. Leider trägt in diesem Kontext auch die allzu knappe Zusammenfassung der untersuchten Konflikte nicht zu einer besseren Orientierung bei. Daher besteht die Gefahr, den vielfältigen bäuerlichen Protest zum Normalfall der sozialen Beziehungen zu stilisieren. Aber die anhaltenden Beschwerden der Herrschenden über Widersetzlichkeit und »Boshaftigkeit« ihrer bäuerlichen Untertanen sollten nicht darüber hinwegtäuschen, daß die spätfudalen Herrschaftsverhältnisse im wesentlichen bestehen blieben und bäuerlicher Protest nur eine Form des Umgangs mit diesen Verhältnissen blieb, deren Stellenwert gegenüber anderen Formen noch geklärt werden müßte.

Trotz dieses Einwandes hat die Widerstands-Forschung mit Troßbachs Arbeit ein Niveau erreicht, das es erlaubt, bäuerliche Protestbewegungen nun nicht mehr allein auf die territorialstaatliche Entwicklung zu beziehen, sondern sie in ein differenziertes Bild der bäuerlichen Lebensverhältnisse zu integrieren.

Matthias Uecker (Gladbeck)

Agethen, Manfred: Geheimbund und Utopie. Illuminaten, Freimaurer und deutsche Spätaufklärer (Studienausgabe). R. Oldenbourg Verlag, München 1987 (337 S., br., 48,- DM).

Die Beschäftigung mit den Sozietäten im Aufklärungszeitalter, besonders den Geheimgesellschaften, hat in den letzten zwei Jahrzehnten einen enormen Aufschwung erfahren. Mit der Bamberger Dissertation (1983 bei Eberhard Schmitt) von Manfred Agethen ist nach dem lesenswerten Buch von Richard van Dülmen (Der Geheimbund der Illuminaten, Stuttgart 1975) diesem Orden in relativ kurzer Zeit eine zweite gewichtige Studie gewidmet worden. Es handelt es sich um eine ideengeschichtliche Schrift, in der versucht wird, dem Orden anhand der programmatischen Äußerungen seiner führenden Mitglieder gerecht zu werden. Der Verfasser zieht darüber hinaus immer wieder Linien zu anderen Sozietäten, zu den Freimaurern, und auch zu anderen ideologischen Bewegungen, z. B. zum Deismus. Er weist sich durch sein Buch als Fachmann aus, der die einschlägige — sowohl die öffentlich zugänglichen als auch die »privaten« — Quellen zum Orden systematisch verarbeitet hat.

Die Illuminaten, dies zeigt Agethen deutlich auf, zielten mit ihrem Programm — trotz der Idee der Volksaufklärung — auf eine Elitenbildung hin. Er kann auch überzeugend darlegen, daß das dem Orden anhaftende »Signum der politischen Radikalität«, so nicht haltbar ist. Der Illuminatenbund »gehört nicht in die Geschichte der Umsturzbewegungen, sondern in die Geistes-, Kultur- und Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts (300).

Nach Ausführungen über die Träger der Aufklärung, über die Aufklärung und den fürstlichen Absolutismus, die Organisationsformen der Aufklärung und einer kurzen »forschungsgeschichtlichen« Skizze des Themas: »Freimaurer, geheime Gesellschaften und Illuminatenbund« stellt der Verfasser im I. Kapitel die Anfänge und die Ausprägungen der Freimaurerei im 18. Jahrhundert in Deutschland dar. Von England kommend verbreitete sie sich rasch auch im Reich. Zurecht wird die Freimaurerei von Agethen als eine Religion der Gebildeten verstanden. Unabhängig von der Verbreitung der freimaurerischen Gesellschaften wurde am 1. Mai 1776 der Illuminatenbund gegründet, dessen Existenz untrennbar mit dem Namen des Ingolstädter Professors Adam Weishaupt verbunden ist. Die äußere Geschichte des Bundes, der lediglich acht Jahre existierte, ist der Gegenstand des II. Kapitels. Nach anfänglich geringer Resonanz hat der Orden durch die Bemühungen von Adolph Freiherr von Knigge wesentlichen Zulauf erfahren. Ordensinterne Probleme und staatliche Maßnahmen in Bayern im Zusammenhang mit dem bayerisch-österreichischen Tauschgeschäft führten zur »vollständigen organisatorischen Zerschlagung« des Bundes.

Kapitel III handelt von der Typologie utopischer, eschatologischer und sektiererischer Denk- und Lebensformen. Diese waren in vielfältiger Weise für den Orden bestimmend. Dabei haben mittelalterliche Traditionen für den Orden eine große Bedeutung gespielt. Kapitel IV untersucht die Geschichtsphilosophie des Ordens. Sie hat ihr eigentliches Zentrum in der Forderung nach einer »im Geheimen organisierten Bildungs- und Wissenschaftselite« (112), die nach Auffassung von Weishaupt in der Konsequenz des göttlichen Heilsplanes liege und zwingend notwendig sei zur Überwindung der restriktiven Gegenwartszustände.

Im Kapitel V werden die Mittel, aber auch die Funktionen der Geheimhaltung im Illuminatenbund dargestellt. Die Geheimhaltung, d. h. die Abgeschlossenheit vom gesellschaftlichen Leben sollte bedeutsame wissenschaftliche Arbeiten ermöglichen. Die Ergebnisse sollten dann allerdings auch Spezialwissen des Ordens bleiben. Es muß jedoch gesagt werden, daß die wissenschaftlichen Erträge der Ordensmitglieder im Vergleich zu jenen der Akademien gering waren. Kapitel V be-

handelt eingehend das Bildungsprogramm des Ordens. Ausgehend von der Vorstellung, daß eine kontinuierliche Vervollkommnung des Menschen durch Bildung möglich sei, sollte eine menschenwürdigere Gesellschaft entstehen. Das Bildungskonzept selber läßt sich mit den Worten »Disziplinierung als Preis der Freiheit« (187) charakterisieren. Trotz ihrer Gegnerschaft zum Jesuitenorden bedienten sich die Illuminaten dabei jesuitischer Techniken der Menschenführung, der Disziplinierung und der Überwachung. Da im absolutistischen Staat von der Obrigkeit eine Sozialdisziplinierung der Bevölkerung betrieben wurde, sollten die Bestrebungen der Aufklärer als »Sozialdisziplinierung von unten« bezeichnet werden, um so den Gegensatz zu der Sozialdisziplinierung durch die Obrigkeit deutlich zu machen.

In den letzten zwei Kapiteln untersucht Agethen die Rekrutierungs- und Protektionspolitik des Ordens (VII) und sein religionspolitisches Programm (VIII). Während die Mehrheit der Illuminaten an einem entkirchlichten Christentum festhalten wollte, gingen die maßgeblichen Repräsentanten (Weishaupt, Knigge) über diese Position hinaus und lehnten die durch die öffentliche Autorität gestützte christliche Religion überhaupt ab. Der Verfasser betont jedoch, daß diese Position »in der Wirklichkeit des Ordens« nie zum Tragen gekommen ist. Dirk Fleischer (Selm)

Eberan, Babro: Luther? Friedrich »der Große«? Wagner? Nietzsche? Wer war an Hitler schuld? Die Debatte um die Schuldfrage 1945-1949. Minerva Verlag, München 1985 (290 S., br., 32,- DM)

Die in Stockholm als germanistische Dissertation angenommene Arbeit einer in Deutschland lebenden Schwedin ergänzt die laufende Historikerdebatte über die Frage nach der Bewertung der deutschen Geschichte. Sie geht aus von der bei den Westalliierten verbreiteten Vorstellung einer Kollektivschuld der Deutschen am Nationalsozialismus und untersucht, wie dieser Vorwurf gemeint war und welche Reaktionen er zuerst bei deutschen Emigranten und dann im besiegten bzw. befreiten Deutschland hervorrief. Dabei kommen Deutsche verschiedener Konfessionen, ideologischer Positionen und Generationen zu Wort. Die Verfasserin verspricht, als neutrale Ausländerin eine gezielte Bevorzugung zu vermeiden. Die von ihr, wie sie meint, erst während der Analyse des Quellenmaterials herausgearbeiteten Grundpositionen in der deutschen Publizistik sind: Dogmatisches Christentum (evangelisch und katholisch), »Weimardeutsch« (für eine von der Goetheverehrung bestimmte schöngeistige Haltung), Psychoanalyse (z.B. C.G. Jung, A. Mitscherlich), Existenzialismus (z.B. K. Jaspers, Hannah Ahrendt), »Potsdamdeutsch« (für ein selbstkritisches Preußentum) sowie Marxismus. Grundlage der Untersuchung bilden vor allem Zeitschriftenaufsätze und in geringerem Maße Zeitungsartikel. Wie die Autorin ihr Versprechen einlöste, bei ihrer Arbeit die teilweise strenge Kontrolle der Besatzungsmächte ebenso zu berücksichtigen wie psychisch bedingte Sperren, bewußt Verschwiegene, ins Unterbewußtsein Verdrängtes, ist nicht immer zu erkennen. Wichtig bleibt der Hinweis auf die wahrscheinlich tiefe Kluft zwischen öffentlicher und veröffentlichter Meinung in der Nachkriegszeit. Die Repräsentanz der Quellen ist damit ungewiß.

Nach einer Darstellung der Entwicklung des Deutschlandbildes der Siegermächte werden Beurteilung und Reaktion auf den Kollektivschuldvorwurf zuerst in der Exilpresse, dann in von den Alliierten herausgegebenen Blättern, schließlich in Lizenzzeitschriften untersucht. Ein wichtiger Kritik- und Ausgangspunkt ist der auch im westlichen Ausland verbreitete Glaube an das Vorhandensein spezieller Wesenszüge, die einen Menschen als Mitglied einer Nation ausweisen.

Die historisch-genetische Betrachtung der Schuldfrage beginnt mit der Darstel-

lung verschiedener Interpretationen des Erbes der germanischen Vorzeit. Katholische Autoren z.B. behaupteten ein Verdienst ihrer Kirche, die es verstanden hätte, die erobernden, friedlosen germanischen Wandervölker durch das Christentum zu domestizieren. Luther und die Reformation wurden vielfach als Keime für späteres Unglück angesehen. Marxisten kreideten dem Reformator sein Eintreten im Bauernkrieg für die Fürsten an. Die »Weimardeutschen« hätten im 16. Jahrhundert lieber einen Erfolg der Humanisten gesehen. Katholiken behaupten, Luther habe den Weg für staatliche Autonomie und Macht geebnet und verwiesen auf die mögliche Gegenmacht einer 1933 ungespaltenen Kirche. Friedrich »der Große« stand nach Luther an zweiter Stelle der »gängigen Sündenböcke der deutschen Geschichte«. Anklagen von angelsächsischer, schweizerischer und katholischer Seite gipfelten in dem Vorwurf, Friedrich habe innenpolitisch durch Erziehung der Untertanen zu Militarismus, Kadavergehorsam und Staatsvergötzung sowie außenpolitisch durch Mißbrauch der Macht zu Gewaltpolitik und Expansion einen negativen Beitrag zur deutschen Geschichte geleistet. Katholische Zeitschriften kritisierten, Friedrichs Orientierung an der Aufklärung sei für eine Zerstörung alter Traditionen und christlicher Werte verantwortlich, während die Marxisten ihm im Gegenteil gerade ein Festhalten am Feudalsystem und eine nur oberflächliche Befolgung aufklärerischer Prinzipien ankreideten. Die »Potsdamdeutschen« vermochten Kritik hier nicht zu akzeptieren. Für sie hatten sich friderizianische und preußische Tugenden im Widerstand des 20. Juli 1944 glänzend bewährt. Fortgesetzt werden Anklage und Verteidigung wichtiger Personen und Abschnitte der deutschen Geschichte am Absolutismus, bei Kant, Goethe, Fichte, Schelling, Hegel, Marx, Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, Spengler, dem Vertrag von Versailles und der Weimarer Republik sowie Hitler und dem Nationalsozialismus. Diese vielen Gegenstände jeweils aus mehreren Perspektiven zu untersuchen, birgt den Nachteil, daß jeder Aspekt nur kurz beleuchtet werden kann, die marxistische Deutung von Hitler und Nationalsozialismus z.B. auf nur einer Seite, die Beurteilung Bismarcks in allen Lagern auf vier Seiten, die Nietzsches auf fünf Seiten. Hier sind die Proportionen fragwürdig. Auch die Auswahl der Schwerpunkte ist nicht unproblematisch. Die Behauptung, der Versailler Vertrag habe wesentlich zum Scheitern der Weimarer Republik beigetragen, war vor und nach 1945 gewiß weit verbreitet. Aber war dies nicht mehr das Resultat jahrelanger Propaganda als der Vertragsbedingungen?

Die Autorin erhebt nicht den Anspruch, Geschichtskennntnisse zu besitzen, die es ihr erlauben würden, die vielen vorgetragenen Argumente auf ihren Wahrheitsgehalt abzuklopfen. Statt dessen führt sie die Hitler-Biographie von Joachim Fest als aufklärerisches Werk an. Fritz Fischers Bücher über Ursachen und Ziele des Ersten Weltkrieges fehlen hingegen in der Literaturliste ebenso wie andere wichtige Bücher zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Insgesamt ist das Buch jedoch durch die Fülle der Hinweise und skizzierten Perspektiven äußerst anregend.

Jörg Berlin (Hamburg)

Recker, Marie-Luise: Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg. Studien zur Zeitgeschichte. Oldenbourg Verlag, München 1985 (325 S., br., 58,- DM)

Die vorliegende Studie wurde — um es vorwegzunehmen: erstaunlicherweise — von der Universität Münster als Habilitationsschrift angenommen. Seit 1984 ist die Verfasserin als Professorin für Neuere Geschichte tätig. In der Einleitung wirft sie eine Vielzahl von Fragen auf, die sie — ohne deren Zustandekommen zu begründen und ohne irgendwelche Interdependenzen darzulegen — in schier endloser Abfolge

aneinanderreihet. U.a. will sie analysieren, ob ein von ihr vermuteter »Funktionszusammenhang zwischen Krieg und verstärkter sozialer Intervention des Staates auch für das Dritte Reich gilt«, ob sich »die rassenideologische Programmatik auch in der Sozialpolitik durchsetzen« konnte, und inwieweit sich die faschistischen »von den Nachkriegssozialprogrammen in anderen europäischen Staaten (unterschieden) und ... somit als spezifisch 'nationalsozialistische' Modellvorstellungen angesehen werden« können (10f.). Zur Klärung der von ihr aufgeworfenen Fragen richtet Recker den Blick stramm auf »die Pläne, Absichten und Maßnahmen der politischen Führung des Deutschen Reiches« (11); dies führt sie zu einer öden Chronologie von Entwürfen, Besprechungen, Gegenentwürfen, Korrespondenzen, Verordnungen und Kompetenzstreitigkeiten des höheren und höchsten politischen Personals im faschistischen Deutschland, aus der der/die Leser/in nur »lernen« kann, daß Ley manchmal nicht so wollte wie Seldte, daß Bormann und Göring auch über Sozialpolitisches sprachen, daß Sauckel anderes vorhatte als Speer, manchmal aber auch gleiches; dann waren da noch ein gewisser Herr Goebbels, der den »totalen Krieg« wollte, des weiteren engstirnig-egoistische Gauleiter, einige Reichstrehänder der Arbeit und — last not least — die »Betriebsführer« (so wörtlich u.a. 92, 193, 227). Über allen thronte jener Herr Hitler, den wir aus anderen Büchern schon kennen, und dessen Ratschluß uns allen bis heute weitgehend unergründlich ist.

Diese bornierte Sicht des faschistischen Herrschaftssystems wird noch gesteigert durch Reckers dilettantischen Umgang mit den Quellen: Wiederholt und über weite Strecken erzählt sie den Akteninhalt nur nach, ohne ihn zu gewichten, zu strukturieren oder auf ihren Fragenkatalog zu beziehen. Dabei bemüht sie sich nicht einmal, den Text mit eigenen Worten wiederzugeben, sondern sie übernimmt das Vorgefundene ohne Überarbeitung. Ganze Sätze und Absätze hat sie anscheinend wortwörtlich — also unter Einschluß der verquasteten Terminologie und des bürokratischen Satzbaus, aber ohne Zitathinweis — aus den Akten ins Buch übertragen. Wenn sie von einem Grundbetrag in der Invalidenversicherung von »gegenwärtig 50 RM« schreibt (102), oder von einem »gegenwärtig häufig zu beobachtende(n) Absinken der Arbeitsleistung« berichtet (125), dann ist nicht etwa von einer erneuten Währungsreform — RM statt DM — und nicht von den achtziger Jahren die Rede, sondern vom Jahre 1941. Beim Abschreiben der Akten hat Recker schlicht übersehen, daß zumindest das Wörtchen »gegenwärtig« hätte herausfallen müssen, wenn der/die Leser/in den Schmu nicht bemerken soll. Reckers mangelnde Distanz zum Material geht schließlich sogar so weit, daß im Buch ungeprüft und mit verblüffender Selbstverständlichkeit vom »Prinzip volksgemeinschaftlicher Solidarität« und von denjenigen die Rede ist, »die sich außerhalb der Volksgemeinschaft gestellt hatten und hierfür von den ordentlichen Gerichten oder dem Sozialen Ehrengericht mit einer entsprechend hohen Strafe belegt worden waren« (101).

Dieser unverständige Umgang mit den archivalischen und gedruckten Quellen sowie der auf die Regierenden verengte Blickwinkel bewirken, daß Recker an der selbstgestellten Aufgabe scheitert, die NS-Sozialpolitik während des Zweiten Weltkrieges wissenschaftlich zu bearbeiten. Was sie statt dessen anbietet, sind komprimierte Wiedergaben willkürlich zusammengestellter Unterlagen zum »Arbeitseinsatz«, den sie fast ausschließlich unter dem Aspekt seiner Effektivierung zum Zweck der Kriegsverlängerung behandelt, zur Lohn- und Steuerpolitik und zum Wohnungswesen. Nur am Rande werden Sozialversicherungssysteme abgehandelt. Die Auswirkungen auf die Lage der arbeitenden deutschen und ausländischen Menschen im faschistischen Herrschaftsbereich, deren Sorgen und Nöte, Ausmaß und Ausdrucksformen ihrer Zustimmung oder Ablehnung zur bzw. der NS-Sozialpolitik bleiben

unberücksichtigt. Nur beiläufig werden einmal die miserablen Lebens- und Arbeitsbedingungen sowjetischer Arbeiter und Kriegsgefangener erwähnt (163); hier und da berichtet Recker auch von »Verstöße(n) gegen die Arbeitsdisziplin« und »Schutzhaft durch die Gestapo« (z.B. 172) — solche Hinweise dienen aber nicht der Auseinandersetzung mit dem repressiven Charakter faschistischer Herrschaft, sondern i.d.R. der Erörterung der Frage nach der »Erfüllung der Arbeitspflicht« (191).

Völlig unverständlich bleibt, weshalb die Verfasserin zwar den Volkssturm als Teil der Sozialpolitik behandelt (sie widmet ihm sogar einen eigenen Abschnitt, 285ff.), nicht aber den Arbeitsschutz (auch: Jugend- und Frauenarbeitsschutz), die Wohlfahrtspflege, die berufliche Bildung oder die Behindertenpolitik (Stichwort: »lebensunwertes Leben«).

Daß Recker, die offensichtlich einer konservativen Geschichtsbetrachtung zu-neigt, die Funktion des Faschismus für den Kapitalismus, Arbeiterbewegung und Bourgeoisie, Klassen und Klassenkampf nicht thematisiert, kann nicht erstaunen und könnte noch hingenommen werden. Verblüffung und auch Verärgerung ruft es aber hervor, wenn sie unter diesen Umständen in ihrer »Schlußbetrachtung« einen »Abbau klassen- oder schichtenspezifischer Abgrenzungen ... als Folge der staatlichen Arbeitseinsatzpolitik« (299) festgestellt haben will. Woher sie diese »Erkenntnis« nimmt, wird wohl ebenso ihr Geheimnis bleiben wie die noch ausstehenden Antworten auf die von ihr eingangs gestellten Fragen. Stefan Bajohr (Düsseldorf)

Ökonomie

Wasmus, Henning: Produktion und Arbeit. VSA-Verlag, Hamburg 1987 (366 S., br., 32,- DM)

Der Autor behauptet, daß der ökonomische Produktions- und Reproduktionsprozeß nicht gleichzeitig (bloßer) *Umformungsprozeß* und *Überschußproduktion* sein kann. Entweder stellt der Output des ökonomischen Systems nur eine Umformung der Inputelemente dar, oder aber es besteht eine Output/Input-Größendifferenz, die Überschuß genannt wird (14, 27 u.ö.). Die Behauptung der Ökonomen, daß ein Überschuß produziert werde, führt der Verfasser auf eine »fehlerhafte« Rechnung zurück: während einerseits nur monetäre Kosten verursachende Inputelemente gezählt werden, liegen der Outputmessung alles (also auch natürliche, kostenlose) Inputelemente zugrunde (35f.). Die daher erforderliche »Kürzung« des Outputs um die Produktionsleistung der Naturelemente (36) mache die Umformungsvorstellung zwingend (38).

Der Verfasser will zeigen, wie die ökonomische Theorie am Konformismus-/Vorschußproblem scheitert. Dazu destilliert er aus den Lehrbüchern (!) der Volkswirtschaftslehre eine »*Faktortheorie*«, in der die ökonomische Produktion als einkommenserzielende Leistungsgabe von Produktionsfaktoren (Arbeit, Kapital, Boden) aufgefaßt wird (40ff.) und ergänzt dieses Konstrukt um eine Modell der zweisektoralen einfachen Reproduktion (76ff.).

Die *makroökonomische Kreislaufanalyse* wird offenbar als Verallgemeinerung der genannten »*Faktortheorie*« verstanden. Um das obengenannte Problem zu vermeiden, soll die Kreislauftheorie und die auf ihr beruhende volkswirtschaftliche Gesamtrechnung den Verbrauch der Produktionsmittel (Anlagenverschleiß, Vorleistungen) vom Bruttoproduktionswert subtrahieren (154f., 269f.). Das Problem der Doppelzählungen bei den Vorleistungen hält der Verfasser für nicht existent. Aber der Anlagenverschleiß (in Gestalt der Abschreibungen) wird als Teil der Bruttowert-

schöpfung (Bruttosozialprodukt) beibehalten. Auch die *Mikroökonomie* wird als Zweig der »heute herrschenden Faktortheorie (274) vorgestellt. Der marginalistischen Tauschtheorie (Grenznutzentheorie) hält der Autor vor, daß sie die für die Lösung des Umformungs-/Überschußproblems entscheidende Frage unterschiedlicher Produktionsklassen nicht berücksichtigt (288ff.) und daß Tauschwerte bzw. »relative Preise« nicht durch Bezug auf den Grenznutzen erklärt werden können (287, 293f.). Eine den ökonomischen Überschuß ermöglichende Konstellation der Input- und Outputpreise kann somit nicht erklärt werden (299f.). Aber auch unabhängig von diesen fehlenden tausch- und preistheoretischen Grundlagen hänge die marginalistische Produktionstheorie (Grenzproduktivitätstheorie) in der Luft: Der Verfasser zeigt, daß die für die Ermittlung der einzelnen Faktorleistungen erforderliche Isolierbarkeit/Substituierbarkeit der einzelnen Faktoren einen suboptimalen Faktoreinsatz, die Existenz von Reserven etc. voraussetzt (309ff.). Damit entfällt auch diese Überschußerklärungstheorie.

Der Verfasser meint nun zeigen zu können, »wie aus der immanenten Kritik eine positive Darstellung der Aufhebung der Widersprüche hervorwächst« (186). Was bei genauerer Betrachtung »hervorwächst«, ist die Annahme des Autors, daß zentrale *Marxsche Theoreme* zutreffen (vgl. die Setzungen 186, 188, 189, 190) und der Aufhellung des Umformungs-/Überschußkomplexes dienlich sein können: a) der »Doppelcharakter der Arbeit«, der die Gleichzeitigkeit von Wertschöpfung (Einkommenserzielung) und Wertübertragung erklären soll (205ff., 217); b) die Betrachtung der Arbeitskraft, die die Unterscheidung zwischen Arbeit als Produktionsinput und der Lebensmittel als Regenerationsinput ermöglicht (222ff.), schließlich c) die Reproduktionsschemata, die zeigen, wie produzierte Neuwerte in Konsumgüter (bei einfacher Reproduktion) umgesetzt werden können (243f.).

Drei Einwände: *Erstens* kann bezweifelt werden, daß die Umformungs- und Überschußeigenschaft des Produktionsprozesses *unmittelbar* im Widerspruch zueinander stehen müssen. Die Umformung bezieht sich auf naturwissenschaftlich-technische Größe (Masse und Energie), während der Überschuß das Ergebnis spezifisch-gesellschaftlicher Bewertungsverfahren (gesellschaftliche Nützlichkeit, gesellschaftlich anerkannte Arbeit etc.) sein soll. Was für den Verfasser eine »fehlerhafte« Rechnung ist (vgl. oben), muß als eine spezifische Selektionsleistung gesellschaftlicher Steuerungsverfahren gesehen werden: Produktionsinputs werden, weil sie Träger von natürlicherseits erstellten »Gratisproduktivkräften« sind, unvollständig bewertet, während in der Bewertung des Produktionsoutputs alle Produktionsleistungen registriert werden. In der ökonomischen Theorie (der marxistischen ebenso wie der nichtmarxistischen) wird diese Selektionsleistung der ökonomischen Bewertung z.T. dadurch verdunkelt, daß Inputs, Outputs und Überschüsse ihrer monetären Form entkleidet, »naturalisiert« werden (z.B. eine Gütermenge als Darstellung des »Mehrprodukts«). Diesen »immanenten Widerspruch« verfolgt der Verfasser allerdings nicht, da er nach einem von Preisen unabhängigen Maß für die Produktionsaufwendungen sucht (z.B. 38). Gleichwohl ergibt sich aber *mittelbar* ein Widerspruch zwischen Umformungs- und Überschußeigenschaft, wenn berücksichtigt wird, daß Umformung im naturwissenschaftlichen Sinn zugleich Degradierung (Entropiezuwachs) ist. Die ökonomische Bewertungsblindheit gegenüber den Schadstoff- und Abfalloutputs macht sich tendenziell als Kostensteigerung auf der Inputseite und damit als Beschränkung der Überschußproduktion geltend.

Zweitens wird die nichtmarxistische Ökonomie zu einem kryptischen Konstrukt verhunzt. Die »Faktortheorie« ist das Ergebnis des Versuchs, unter das Marxsche Verdikt über die seinerzeitige »Vulgärökonomie« die gesamte zwischenzeitliche

Theorieentwicklung zu subsumieren. Der Verfasser konstruiert seine Vorstellung von bürgerlicher Ökonomie aus einer unsystematischen Zitatensammlung aus Lehrbüchern der Volkswirtschaftslehre, die als gemütliche Kompilationen unterschiedlichster Theoriezusammenhänge zur »Mikro-« und »Makroökonomie« schlechte Repräsentanten seines Kritikobjekts sind (gerechterweise hätte der Verfasser sich dann auch auf Lehrbücher des Marxismus-Leninismus beziehen sollen, statt auf das Marxsche »Kapital«).

Die Grenzproduktivitätstheorie wird z.B. lediglich in ihrer altertümlichen Fassung diskutiert (beschränkte Anzahl von Faktoren, unbeschränkte Substituierbarkeit). Kein Wort von der kapitaltheoretischen Debatte um die Grenzproduktivitätstheorie (einschließlich einer angemessenen Würdigung von Sraffas Beitrag, der zeigt, wie die Abgrenzung von »Kapital« (Produktionsmittel) und Einkommen von der Verteilung abhängt!). Ebenso wenig wie die Marginaltheorie wird auch die von Keynes inspirierte Kreislauftheorie (einschließlich der darauf aufbauenden volkswirtschaftlichen Rechnungssysteme) in ihrem spezifischen Begründungszusammenhang vorgebracht. Dies würde offenbaren, daß die hier obwaltende Betrachtung volkswirtschaftlicher Aggregatbeziehungen, insbesondere von Einkommensverwendungsmustern überhaupt nichts mit einer wie auch immer gearteten »Faktorentheorie« zu tun hat.

Drittens kann der Optimismus des Verfassers bezüglich der Lösungstauglichkeiten der Marxschen Theoreme — zumindest in ihrer hier vorgetragenen Interpretationen — für die »immanenten Widersprüche« durchaus problematisiert werden. Der »Doppelcharakter der Arbeit«, in der Sonderheit aber die »abstrakte Arbeit« (einschließlich der Auffassung von Arbeit »als Opfer von Ruhe, Freiheit und Glück«, (204) werden im Anschluß an Ambivalenzen der Marxschen Darstellung zu »Natureigenschaften der gesellschaftlichen Arbeit« (202ff., vgl. 233) stilisiert und damit von dem bei Marx gegebenen Plausibilisierungszusammenhang »Tauschanalyse« einerseits und »Wertformentwicklung« andererseits gelöst. »Wie es zum Austausch kommen konnte bzw. mußte, warum sich die abstrakte Arbeit als Maß der gesellschaftlichen Beziehungen durchsetzen konnte« (209), bleibt nach eigenem Eingeständnis unerklärt. Insofern nichts als kühne Hypothese! — Schwierigkeiten bei der Erklärung der Verwandlung des Werts der Produktionsmittel in einen Wertbestandteil der produzierten Ware werden durch schlichtes Referieren des Marxschen Theorems der Wertübertragungsfunktion der konkreten Seite der Arbeit (213ff.) »gelöst«. Demgemäß soll die Arbeit in ihrer konkreten Eigenschaft den Wert reproduzieren. Kein Erörtern der Frage, was Werteigenschaften eines Dings mit der konkreten Seite der Arbeit zu schaffen haben sollen; kein Erörtern des Umstandes, daß Marx diese Wertübertragung an der Warenproduktion fremde Gleichgewichtszustände koppelt ... Diese Art von kritikloser Marx-Glorifizierung desavouiert sich gänzlich, wenn die Abweichungen der Werte von den Produktionspreisen kommentiert wird: »Gesamtgesellschaftlich erwirken diese Modifikationen nur Abweichungen einzelner Austauschverhältnisse von Waren gegenüber solchen von Durchschnittswaren« (220, vgl. 336). Vor dem Hintergrund der nunmehr ein Jahrhundert währenden Debatte um die Transformation der Werte in Produktionspreise (mit ihren desaströsen Resultaten für den marxistischen mainstream) kann dies nur als blanker Unsinn bezeichnet werden. Einzig frommer Wunsch ist es daher, wenn behauptet wird, die Marxsche Werttheorie sei die einzige widerspruchsfreie Erklärung von Produktion, Verteilung und Reproduktion (216, 263). Interessanter, weil neue Perspektiven eröffnend, ist dagegen die Betrachtung der Arbeitskraft und ihrer Regeneration. Die unterschiedliche Rolle der Arbeitskraft gegenüber den als Inputwerten auftretenden Produktionsmit-

tern ernötigt, von der Marxschen Vorstellung, die Arbeitskraft selber werde nach Maßgabe der in ihr »vergegenständlichten« Arbeit getauscht, Abstand zu nehmen (231, 234, 251). Vielmehr gehen in die Reproduktion der Arbeitskraft auch die durch die Familie bereit gestellten Nichtwarenelemente ein, ist sie selber das Ergebnis eines Naturprozesses usw. (230, 242). Statt aber diese, über die Betrachtung der Warenproduktion mittels Waren hinausgehenden Dimensionen im Blick auf die obige Fragestellung Überschuß/Umwandlung weiter zu verfolgen, wird sich mit der Feststellung begnügt, daß auch das familiäre Reproduktionssystem nur ein Umformungssystem sein könne (228f.) und der Wert der Arbeitskraft dem Wert der Inputgüter für dieses System gleich sein soll (234). Wie es möglich ist, daß »die Produktionsleistungen der Arbeitskraft ... zunehmend das Niveau der Regeneration (überschießen)« (235), bleibt so unerklärlich. Um dieses Paradoxon aufzulösen, bedürfte es nicht nur der genaueren Analyse der Indienstnahme von »Gratisproduktivkräften« im Produktionsprozeß des Kapitals, sondern auch der Reflexion der jenseits des Warencharakters liegenden »Assimilationskapazität« der Arbeitskraft. Die Formen einer monetären Ökonomie im allgemeinen und einer kapitalistischen Warenökonomie im besonderen sind offenbar mit spezifischen Nutzungsmustern von »Arbeit« und »Natur« verknüpft. Ob deren Entschlüsselung noch als »Form des Wert« möglich ist, kann bezweifelt werden ... In diesem Sinne mag dieser Band als ein Beitrag verstanden werden für das Bemühen, anstelle scheininkonsistenter Modellhermetik der ökonomischen Theorie ihre thermodynamische Öffnung voranzutreiben.

Frank Beckenbach (Bonn)

Katzenstein, Peter J.: Small States in World Markets. Industrial Policy in Europe. Cornell University Press, Ithaca. London 1985 (288 S., br., 11,95 \$)

Katzenstein will zeigen, daß die kleinen Länder des kapitalistisch entwickelten Europa — Belgien, Dänemark, die Niederlande, Norwegen, Österreich, Schweden und die Schweiz — besser als die großen Ländern gewappnet sind, den Herausforderungen ökonomischer Veränderung und Krise zu begegnen und daß sie daher — vor allem von den USA — als lehrreiches Beispiel anzusehen sind (191). Seine These ist, daß die kleinen Länder über ein wesentlich flexibleres wirtschaftspolitisches Reaktionsvermögen verfügen, welches dazu geführt hat, daß die meisten dieser Länder die USA im BIP pro Einwohner nicht nur eingeholt, sondern z.T. sogar überholt haben. Die größere Verwundbarkeit kleinerer Ländern, die sich aus deren besonderer Abhängigkeit vom Weltmarkt ergibt, erweist sich Katzenstein zufolge bei näherem Hinsehen als Vorteil. Denn dieser Sachverhalt zwingt Kapital und Arbeit geradezu zu korporatistischer Zusammenarbeit, und im Korporatismus gründet das flexible Anpassungsvermögen der kleinen Länder (vgl. 64). Die polit-ökonomischen Differenzen innerhalb der Gruppe dieser Länder umschreibt Katzenstein mit der Unterscheidung zwischen liberalem (Benelux, Schweiz) und sozialem (Skandinavien, Österreich) Korporatismus.

Die Beurteilung des Bandes hängt in hohem Maße davon ab, ob man den Anspruch des Titels (»industrial policy«) und der Einleitung ernst nimmt oder ob man es schlicht als einen Beitrag zur Korporatismusdiskussion betrachtet. In ersterem Fall muß das Urteil m.E. ausgesprochen negativ sein. Unhaltbar ist bereits die einleitende Behauptung (3), die ausgewählten Länder seien ökonomisch besonders »erfolgreich«. Das Pro-Kopf-Einkommen dieser Länder auf Dollarbasis ist ein denkbar dürftiger und zudem schlechter Indikator zur Erhärtung dieser Behauptung, denn auch »große« Länder wie die BRD, Frankreich oder Japan haben sich in dieser Hinsicht den USA angenähert. Obendrein ist es zweifelhaft, hier ein einziges Jahr (1982)

als Bemessungsgrundlage zu wählen, ein Jahr, in dem der Dollar dann auch noch sehr niedrig notiert war. Eine nähere Differenzierung anhand einschlägiger OECD-Daten, die Katzenstein allerdings nicht bietet, zeigt, daß das Leistungsprofil der kleinen europäischen Länder nicht sonderlich vom Durchschnitt abweicht. Hervorzuheben ist nur die erfolgreiche Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in Norwegen, Schweden, der Schweiz (hier allerdings nur auf Grund einer Abschiebepolitik gegenüber Ausländern) und in minderm Maße in Österreich, der dann jedoch die Massenarbeitslosigkeit in Belgien, den Niederlanden und auch Dänemark gegenübersteht. Daß Katzenstein mit seinen Daten größtenteils im Jahre 1980 stehenbleibt, ist beinahe unbegreiflich, denn gerade anhand der Analyse der Jahre einer sich verschärfenden internationalen Krise hätte er seine These von der besonders flexiblen »industrial policy« der kleinen Länder prüfen müssen. Von einem 1985 erschienenen Buch scheint mir dies nicht zuviel verlangt.

Was Katzenstein mit »industrial policy« meint, ist auch nicht deutlich. Meint er die Wirtschaftspolitik in all ihren Facetten, oder meint er nur die industrielle Modernisierungspolitik? Weder von ersterer noch von letzterer präsentiert er eine systematische Beschreibung. Er liefert auch keine Analyse der spezifischen industriellen Struktur der einzelnen kleinen Länder, ihrer speziellen internationalen Abhängigkeit und Anfälligkeiten, auf die dann »flexibel« reagiert wurde. Worin diese Flexibilität besteht, bleibt überdies vage, und wie Flexibilität in der Industrie- oder Wirtschaftspolitik mit dem Korporatismus zusammenhängen, erfährt der Leser auch nicht. Letztlich bleibt in diesem Buch damit sogar der ökonomische Stellenwert des Korporatismus im Dunkeln. Katzenstein erzählt sozusagen eine Geschichte über einige kleine Länder Europas und streift dabei Aspekte von deren polit-ökonomischer Realität. Das Bild, das dabei entsteht, genügt hinsichtlich seines proklamierten Themas aber keinerlei ernsthaftem Anspruch komparativer Analyse.

Die Beurteilung ist etwas günstiger, wenn man das Buch als Beitrag zur Korporatismusforschung liest. Diskussionswürdig und informativ sind gewiß die ausführlichen Exkurse zu den historischen Bedingungen des Korporatismus der kleinen Länder, worin der Autor vor allem die wenig entwickelte Feudalstruktur (Ausnahme Österreich), damit zusammenhängend die Existenz einer traditionell nur schwachen Rechten und das proportionale Wahlsystem dieser Länder hervorhebt. Die mit letzterem verbundene Schwierigkeit der Erlangung absoluter parlamentarischer Mehrheiten für sowohl die Rechte als auch die klassischen (Industrie-)Arbeiterparteien habe dann eine »culture of compromise« (32) geschaffen, die den großen Ländern — mit Ausnahme vielleicht der BRD-fremd sei (vgl. 189f.). Inwieweit Katzenstein den Spezifika der einzelnen Länder gerecht wird und ob sie tatsächlich allesamt in besonderem Maße korporatistisch sind, sei hier einmal dahingestellt, aber als historisierend-einleitender Übersichtstext ist seine Arbeit durchaus ansprechend.

Von den theoretischen Voraussetzungen her ist jedoch auch die Analyse des Korporatismus nur wenig durchdacht. Die eingehende Diskussion verschiedener Korporatismusansätze — auch der kritischen — unterläßt Katzenstein beispielsweise. Und die »Kultur des Kompromisses« wird ebensowenig machttheoretisch differenziert wie die Kompromisse zwischen Kapital und Arbeit näher spezifiziert werden. Das konkrete Zusammenspiel von gegensätzlichen *und* gemeinsamen Interessen wird nirgends analytisch gewichtet, auch scheint das korporatistische Kompromißverhältnis Katzenstein zufolge unabhängig zu sein von der wirtschaftlichen Entwicklung (vgl. 198f.). Schließlich: daß die »Ideologie der sozialen Partnerschaft geteilt wird von sowohl der Wirtschaft als auch den Gewerkschaften« (87f.), müßte doch näher ausgeführt werden. Und zwar unter Beachtung eines Kontextes, worin nicht

nur wachsende Export- und Importströme zunehmende internationale Verflechtungen und Abhängigkeiten signalisieren, sondern wo sich gerade auch das Kapital in einem Internationalisierungsprozeß befindet. Wie steht es denn mit der nationalen Identität des multinationalen Kapitals und international operierender Finanzinvestoren? Katzenstein stellt diese und ähnliche Fragen nicht einmal. Er hat ein Lesebuch zur ökonomischen Länderkunde geschrieben, dessen Systematik und Erkenntniswert aber sehr zu wünschen übrig lassen. Uwe Becker (Amsterdam)

Davis, Mike: Prisoners of the American Dream. Politics and Economy in the History of the US Working Class. Verlag Verso, London 1986 (330 S., br., 7,95 £)

Der US-amerikanischen Arbeiterbewegung geht es gar nicht gut. Der gewerkschaftliche Organisationsgrad der Lohnarbeiter ist im Privatsektor auf knapp 15 Prozent abgesunken; große, traditionsreiche Industriegewerkschaften wie die United Steelworkers oder die Union of Autoworkers waren die Hauptverlierer — sie sind ein Drittel bis die Hälfte ihrer Mitglieder losgeworden. Nur weil der Organisationsgrad im öffentlichen Sektor einigermaßen stabil bei 35 % geblieben ist, konnten die US-Gewerkschaften im Durchschnitt noch ca. 19 % der abhängig Beschäftigten erfassen. Das einst vielgerühmte System des institutionalisierten Arbeitsfriedens in der Industrie ist Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre mit all seinen korporatistischen Verzerrungen regelrecht zusammengebrochen. Die diversen »deunionization«-Strategien der Unternehmer haben in der Tat die Gewerkschaften vielerorts fast vollständig vertrieben und das vormalige System der Industrietarifverträge durch wüste Lohndrückerei ersetzt — der gute alte sweat-shop ist wieder da und in größerem Umfang als je zuvor. Die Gewerkschaften haben sich auf die Verteidigung ihrer letzten Bastionen zurückgezogen und begnügen sich damit, die Senioritätsrechte eines kleinen Kerns von (weißen und männlichen) Facharbeitern aufrechtzuerhalten. Etliche frühere high-wage-Sektoren sind in kürzester Zeit (mit Lohnkürzungen von bis zu 60 %) in low-wage Sektoren verwandelt worden. Sozialleistungen, die in den USA zu einem erheblichen Teil auf Betriebs- oder Branchenebene ausgehandelt werden, sind in einem auch für Kohl- oder Thatcher-geschädigte Mitteleuropäer kaum vorstellbaren Ausmaß gestrichen bzw. fragmentiert worden. Politisch ist die Arbeiterbewegung in den USA in der Reagan-Ära so zersplittert und unselbständig wie selten zuvor. Der Niedergang der Hegemonie der USA auf dem Weltmarkt in der gegenwärtigen zweiten »Großen Depression« dieses Jahrhunderts geht mit schlimmen Niederlagen und Rückschlägen für die amerikanische Arbeiterbewegung einher.

Mike Davis versucht in den sieben Essays, die sein Buch enthält (einige sind schon früher in Aufsatzform, z. B. in der *New Left Review*, erschienen), die Chancen einer US-amerikanischen Linken im Blick auf die Stärken und Schwächen der traditionellen Arbeiterbewegung und im Kontext der Strukturveränderungen des Kapitalismus in den USA und in der Welt zu beurteilen. Ökonomen vom Fach werden dieses Buch »zu politisch«, traditionelle Politologen werden es »zu ökonomisch« finden — womit seine Stärken gut benannt sind. Der Autor zeigt, daß man alte wie neue soziale Bewegungen bis hin zum Aufstieg der »Neuen Rechten« in den USA nur begreift, wenn man den (wechselnden) ökonomischen Kontext kennt, in dem sie entstehen können bzw. bestehen müssen. Er demonstriert, daß sich ökonomische Strukturveränderungen in der Gegenwart, auch in einer für europäische Maßstäbe noch kaum »durchstaatlichten«, dafür aber nicht weniger politisierten Ökonomie wie der US-amerikanischen, nur erklären lassen, wenn man berücksichtigt, daß und wie diese durch politische Prozesse und Institutionen vermittelt sind.

Warum gibt und gab es in den USA keine sozialistische, nicht einmal eine starke sozialdemokratische Arbeiterbewegung? Diese alte Frage beantwortet Davis differenziert und kritisch gegenüber den in der marxistischen Tradition beliebten Thesen von der (vorübergehenden) »Unreife« der amerikanischen Arbeiterklasse oder vom »Ausnahmecharakter« der USA schlechthin (Kap. 1. u. 2.). Er erklärt die politische Schwäche der amerikanischen Arbeiterbewegung strukturell mit der enormen internen Fragmentierung der Klasse der Lohnarbeiter — eine Fragmentierung in ethnische, religiöse, kulturelle Gruppen, die sich aus den Besonderheiten der Industrialisierung der USA, den aufeinanderfolgenden Einwandererwellen, dem boomtown-Charakter der industriellen Expansion, Versäulungsbestrebungen gerade bei den »alteingesessenen« protestantischen Yankees, einer bewußten und erfolgreichen divide-et-impera-Politik vor allem der Großunternehmen ergibt. Diese Fragmentierung führt zusammen mit der enorm hohen geographischen Mobilität der US-Arbeiter zu einer ökonomischen und politischen Hierarchisierung der US-Arbeiterklasse — mit den weißen, protestantischen, qualifizierten und organisierten Facharbeitern aus der alteingesessenen Bevölkerung an der Spitze und den jeweils letzten Neuankömmlingen, farbige oder nicht englischsprachig, unorganisiert und von allen qualifizierten und stabilen Beschäftigungen durch kooperative Strategien von Betriebsgewerkschaften und Unternehmen ausgeschlossen als Unterschicht. Diese interne Hierarchie besteht auch nach dem Ende der freien Einwanderung in die USA — vor dem Ersten Weltkrieg eine zentrale Stütze der kapitalistischen Weltökonomie — weiter, auch wenn es eine beträchtliche intergenerationelle soziale Mobilität in dieser Hierarchie gibt. Die Unterschicht der »working poor« wird fortlaufend ergänzt. Heute besteht sie vorwiegend aus farbigen (schwarzen und hispanischen), unqualifizierten, weiblichen und zum Großteil illegal zugewanderten Arbeitern. Die Dominanz ethnisch-kultureller Gruppenbildung, verstärkt durch die räumliche Segregation der proletarischen Wohnbevölkerung, erklärt auch, warum lokale Gewerkschaften und Parteiparate rasch und mit schöner Regelmäßigkeit zu lokalen Patronagesystemen werden, die die guten Jobs in der lokalen Industrie (und nicht zu vergessen, die Jobs und Wahlämter in der lokalen Verwaltung) für die eigenen Leute reservieren und die jeweils anderen fernhalten. Daß der Sozialismus europäischer Machart auf lokale Gemeinschaften deutsch- und jiddischsprechender Einwanderer beschränkt, mithin marginalisiert blieb, nimmt danach nicht wunder.

Die strukturelle Schwäche der vielfach gespaltenen amerikanischen Arbeiterklasse, die Bereitschaft ihrer privilegierten Fraktionen, mit »ihren« Unternehmen zusammenzugehen, bilden den Ausgangspunkt für Davis' Darstellung der Geschichte des US-Kapitalismus. Er orientiert sich dabei am Fordismus-Konzept der »ecole de régulation« und arbeitet mit Fleiß die spezifischen Charakterzüge des US-amerikanischen Fordismus ohne Wohlfahrtsstaat und ohne Korporatismus und der fordistischen Nachkriegsexpansion unter US-Hegemonie heraus. Daher ist er auch — im erfrischenden Gegensatz zum mittlerweile üblichen Herumhantieren mit Neologismen à la Postfordismus — in der Lage, treffend zu beschreiben und ein gutes Stück weit zu analysieren, was sich in der US-Ökonomie und auf dem weiten Weltmarkt abspielt, seit diese Form eines »high productivity, mass consumption capitalism« in die Krise geraten ist (Kap. 3 bis 6). Fordismus à la américaine, das macht Davis klar, ist etwas ganz anderes als Fordismus im Kontext der mehr oder minder »keynesianischen«, mehr oder minder »korporatistischen« Wohlfahrtsstaaten West- und Nordeuropas. Da die US-Hegemonie im Nachkriegseuropa keineswegs auf einem Weltmarktmonopol beruht (190), sind die USA, allen Anstrengungen zur »Amerikanisierung« Europas zum Trotz, auch nicht in der Lage, ihr spezielles Ak-

kumulationsmodell zu exportieren. Zwar erfolgt auch in Westeuropa eine Dynamisierung des Lohnsystems (mit Inflationsausgleich und »produktivitätsorientierten« Lohnerhöhungen), aber eben nicht auf der instabilen betriebskorporatistischen Grundlage wie in den USA (vgl. 112ff., 190ff.). Während sich die USA-Gewerkschaften auf den in der Tat von Henry Ford propagierten »corporate welfareism« einlassen, d.h. sich damit begnügen, für ihre Mitglieder in den gewerkschaftlich gut organisierten Branchen und Betrieben Mini-»welfare states in single industries« auszuhandeln (210), gehen die westeuropäischen Wohlfahrtsstaaten über das in den USA dominante System der »deferred wages« (Lohnabzüge für betriebliche Sozialleistungen) weit hinaus. Das System der sozialen Sicherung in den USA, das noch stets bedeutende Teile der Arbeiterklasse ausschließt und den übrigen unsichere, je nach Ort, Beruf, Betrieb oder Branche ganz verschiedene Sozialleistungen bietet, ist jedenfalls dazu angetan, vorhandene Spaltungen zu vertiefen bzw. neue Gräben zwischen über- und unterprivilegierten Teilen der Arbeiterklasse aufzureißen (vgl. 116ff.).

Mike Davis analysiert die »Krise des Fordismus« von vornherein als einen langandauernden, überzyklischen Umbruch, eine ganze historische Phase der Neuformierung des US-Kapitalismus. Schließlich hat auch die Etablierung des fordistischen Modells bald 20 Jahre gedauert. Anzeichen, daß die fortgesetzte Expansion der industriellen Massenproduktion langlebiger Konsumgüter auf ökonomische (und außerhalb der USA auch politische) Grenzen stößt, häufen sich seit Anfang der siebziger Jahre. Verschiedene Fraktionen des US-Kapitals suchen in unterschiedlichen Allianzen und Koalitionen diverse Auswege aus bzw. Zukünfte jenseits dieser Krise. In der Analyse dieser Strategien (Neo-Fordismus, Globaler Fordismus, Überkonsumtion) und ihrer jeweiligen politischen Folgen für die Ablösung der Hegemonie des mit dem Fordismus aufgestiegenen großindustriellen Kapitals (in Liaison mit den großen, auf konsumtive Kredite spezialisierten Handelsbanken) besteht m.E. das Hauptverdienst des Buches (Kap. 5 und 6). Davis vertritt die Ansicht, daß sich in den USA ein Modell der »Überkonsumtion« bereits durchgesetzt habe, was weltweit neo- und global-fordistischen Strategien den Rang ablaufen und zu einem neuen »Amerikanismus« ohne Fordismus führen werde (vgl. 182, 196ff., 200ff.). Das neue Akkumulationsmodell der »Überkonsumtion« ergibt sich aus dem Zusammenspiel mehrerer Entwicklungstendenzen in der US-Ökonomie seit Anfang der siebziger Jahre. Einmal sind in den USA die »neuen Mittelschichten« dank der Zunahme »tertiärer« Beschäftigungen in der Industrie und der raschen Expansion des privaten Dienstleistungssektors schneller gewachsen als je zuvor. Ohnehin waren und sind in US-Betrieben die Ränge des mittleren und unteren Managements überfüllt und leisten sich US-Unternehmen ein Vielfaches der in Westeuropa oder Japan üblichen Vorarbeiter, kommerziellen, administrativen oder juristischen Spezialisten (vgl. 211, 213ff.). Gleichzeitig hat eine wahre »low wage revolution« die Zusammensetzung der Arbeiterklasse gründlich verändert: Einer schrumpfenden Zahl vollzeitbeschäftigter, hochbezahlter und qualifizierter, überwiegend männlicher Produktionsarbeiter steht eine rasch wachsende Zahl von unqualifizierten, unregelmäßig und/oder teilzeitbeschäftigten, unterbezahlter und überwiegend weiblicher Arbeiter im privaten Dienstleistungssektor gegenüber (vgl. 208ff., 215ff.). Nicht nur weil die Märkte für langlebige Konsumgüter langsam gesättigt sind, sondern auch weil die Masse der Lohneinkommen nicht mehr steigt und es stets weniger vollzeitbeschäftigte und hochbezahlte, daher kreditwürdige Lohnarbeiter gibt, wird der proletarische Massenkonsum als Motor des Wachstums vom »gehobenen« Konsum der oberen Mittelschichten verdrängt (vgl. 211f., 234f.). Gerade die großen Industrieunternehmen

ziehen immer mehr Kapital von der Produktion langlebiger Konsumgüter ab und stecken es in flüchtige high-profit Anlagen wie Finanzierungsgeschäfte, Grundstücksspekulation, Ölexploration (233, 241). Damit wächst die tertiäre Beschäftigung (z.B. im Effekten- und Grundstückshandel) und gedeiht eine neue Rentierschicht, die ihrerseits wieder zahlungskräftige Bedürfnisse nach Dienstleistungen der feineren Art anmeldet. Sehr zu Recht vermerkt Davis, daß die rasche Durchsetzung dieser Tendenzen ohne politische Interventionen, ohne Reagonomics unerklärlich bleibt: Die extrem regressiv wirkende Reagansche Steuerrevolution von 1981 und die fortschreitende »Deregulierung« im Finanzsektor, d.h. die Aufhebung etlicher institutioneller Regelungen aus New Deal-Zeiten wie Zins-Plafonds, strikte Trennung von Handels- und Investitionsbanken, die das industrielle Kapital von der Kontrolle des Geld- und Rentierkapitals befreien sollten und befreiten, sind hier zu nennen (vgl. 164f., 233f., 235ff.). Nicht zu vergessen die enormen Rüstungsexpansion, das Hauptmittel zur Restrukturierung im Kernbereich der alten »fordistischen« Industrien — weg von der Massenproduktion standardisierter Konsumgüter und hin zur hochspezialisierten, flexiblen Produktion von high-tech Produkten in kleinen Serien. Die schuldenfinanzierte Rüstungswelle gibt zugleich den Hauptstoß für den enormen Zustrom ausländischen Geldkapitals in die USA und für eine erneute Blüte des Papier-Unternehmertums, das sich in fortwährenden Revirements von allen möglichen Beteiligungen ergeht und der Börse bzw. den Industrieanwälten zu ungeahnten Umsätzen verhilft (vgl. 243, 244ff.).

Dollarsturz und Börsenkrach sind deutliche Anzeichen für das Ende der Schwindelblüte dieses Akkumulationsmodells. Seine Stabilität in den USA beruht fürs erste noch auf der Schwäche der Gegenkräfte, die Davis in einem düsteren Szenario der Drei-Spaltung der US-Gesellschaft skizziert. Unter der dominierenden Gruppe von Mittelschichtsangehörigen und stabil und vollzeitbeschäftigten weißen Arbeiter lebt die Masse der unterbezahlten, weiblichen und/oder farbigen working poor mit vollen Bürgerrechten, die sich wieder von einer wachsenden Masse halb- oder illegaler Neueinwanderer oder Gastarbeiter ohne bzw. mit reduzierten Bürgerrechten erhebt (vgl. 304f.). Unter diesen Umständen ist klar, daß eine linke Massenbewegung in den USA nur als Bewegung für die ökonomischen und sozialen Bürgerrechte der unteren zwei Drittel Erfolg haben kann und auf die Mobilisierung der schwarzen und hispanischen (und weiblichen) »working poor« setzen muß (vgl. 310ff.). Allerdings hat eine solche reformistische Massenbewegung im gegenwärtigen Parteiensystem der USA keinen Ansprechpartner, wie Davis ausführlich zeigt (Kap. 2 und 7). Also müßte man die alte Frage situationsgemäß neu stellen: Wann gibt es in God's own country wenigstens eine Christdemokratie? Michael Krätke (Amsterdam)

Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; V: =Veröffentlichungen M: =Mitgliedschaften

Albert, Claudia, 1953; Dr.phil. V: *Der melancholische Bürger* (1981). A: Exil, Arbeiterkultur-Theorie. M: GEW

Anders, Günther: siehe *Argument* 167

Bajohr, Stefan: siehe *Argument* 167

Beckenbach, Frank, 1950; Dr.rer.pol., Mitarbeiter am Institut für ökologische Wirtschaftsforschung. V: *Gesellschaftliche Folgekosten* (Mithrsg., 1988); *Zwischen Gleichgewicht und Krise* (1987). A: Politische Ökonomie

Becker, Uwe, 1951; Dr., Universitätsdozent. V: *Arbeid en historische vormen* (1982); *Kapitalistische Dynamik und politisches Kräftepiel* (1986). A: Politische Theorie, Politische Ökonomie

Benton, Sarah, Redakteurin beim *New Statesman* (London)

Berg, Günter, 1959; wiss. Mitarb. an der Univ. Kiel/Projekt: Große Frankfurter und Berliner Bertolt-Brecht-Ausgabe. A: Literatur und -theorie des 19. und 20. Jh. (z.Zt. speziell Brechts Lyrik)

Berlin, Jörg, 1944; Dr.phil., Historiker. V: Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jh. und zur Geschichtsdidaktik

Conert, Hansgeorg, 1933; Dr.rer.pol.; Hochschullehrer für Politikwissenschaft an der Univ. Bremen. V: *Reformismus und Radikalismus in der bremischen Sozialdemokratie vor 1914* (1985); *Ökologie und Gesellschaft* (1984); *Gewerkschaftliche Bildungsarbeit und Interessenvertretung im Betrieblichen Alltag* (Mitautor, 1980). A: Wirtschaft und Gesellschaft sozialistischer Staaten. M: GEW

Ebner, Hermann G., 1949; Dr.phil., Hochschulassistent. V: *Didaktische Modelle zur Aus- und Weiterbildung von Ausbildern* (Mitautor, 1986); *Ausbildung im Betrieb*. (Mitautor, 1985). A: Berufliche Aus- und Weiterbildung; Pädagogisch-anthropologische Technikforschung

Fleischer, Dirk, 1955; M.A. der Geschichtswissenschaft. A: Geistes- und Sozialgeschichte des 18. und 19. Jh.

Fried, Erich, 1921; floh 1938 nach der Besetzung Österreichs nach England, seit 1946 freier Schriftsteller, lebt in London. Letzte V: *Frühe Gedichte* (1986); *Mitunter sogar lachen* (1986); *Wächst das Retende auch?* (1986)

Geißler, Karlheinz A., 1944; Dr.rer.pol., Dipl.-Hdl., Prof. f. Wirtschaftspädagogik an der Univ. der Bundeswehr, München. V: *Anfangssituationen* (21987); *Zeit leben* (21987); *Die Opfer der Qualifizierungsoffensive* (Hrsg., 1988). A: Berufsbildungsforschung, Erwachsenenbildung

Hauck, Gerhard, 1939; Dr.phil.habil., Hochschullehrer. V: *Geschichte der soziologischen Theorie* (1984); *Von der klassenlosen zur Klassen-Gesellschaft* (1979); *Indien* (Mitautor, 1976). A: Soziologische Theorie, Ethnosozologie, Entwicklungsländer. M: GEW, BdWi

Hanusch, Rolf; Dr.theol., Leiter des Studienzentrums für ev. Jugendarbeit Josefstal in Schliersee. V: zur Theorie und Praxis von Jugendarbeit

Heinz, Walter R., 1939; Hochschullehrer für Soziologie und Sozialpsychologie an der Univ. Bremen. V: *Hauptsache, eine Lehrstelle* (Mitautor, 1985); *Produktion, Arbeit, Sozialisation* (Mitautor, 1976). A: Sozialisationsforschung, Jugendsoziologie, Arbeitsmarkt- und Berufsforschung

Hünlich, Reinhold, 1946; Dr.phil., Lehrer, Lehrbeauftragter an der Univ. Marburg. V: *Karl Kautsky und der Marxismus der II. Internationale* (1981). A: Geschichte der Arbeiterbewegung und des Marxismus; Alternativökonomie. M: GEW

Jendretzki, Joachim, 1959; Doktorand (Germanistik) an der FU Berlin

Klein, Thomas: siehe *Argument* 167

Koch, Johannes; Mitarbeiter im Friedrichsdorfer Büro für Bildungsplanung, Salzgitter

Kräike, Michael, 1949; Dr.rer.pol.; Ass.Prof. an der Univ. Amsterdam. V: *Viktor Agartz — Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik* (1978); *Kritik der Staatsfinanzen* (1984). A: Politische Ökonomie; Finanzpolitik; Sozialpolitik

- Kramer, Dieter*, 1940; Dr.phil., Univ. Dozent, Wiss. Mitarbeiter im Dezernat für Kultur und Freizeit der Stadt Frankfurt. V: *Der sanfte Tourismus* (1983); *Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft* (1975). A: Kultur- und Freizeitpolitik, Tourismus, Kulturwissenschaft. M: Kulturpolitische Gesellschaft
- Lacher, Michael*, 1950; Dr.rer.pol., Wiss. Mitarbeiter am Forschungsinstitut für Arbeiterbildung an der Ruhr-Univ. Bochum. V: *Die Fort- und Weiterbildung von Montagearbeitern* (Mitautor, 1987); *Regionalentwicklung und Kapitalbewegung* (1986). A: Regionalforschung, Qualifikationsforschung
- Rehmann, Jan*: siehe *Argument* 167
- Ruoff (Kramer), Karen*, 1945; PhD, Direktorin des Berlin Study Center der Stanford University. V: *Tui oder Weiser? Zur Gestalt des Philosophen bei Brecht*, AS II (1976); *Aktualisierung Brechts*, AS 50 (Mithrsg., 1980); *Rückblick auf die Wende zur Neuen Subjektivität*, in *Argument* 142 (1983); *New Subjectivity: Third Thoughts on a Literary Discourse* (Ph.Diss., Stanford 1984)
- Schlechtweg-Jahn, Ralf*, 1960; M.A. der Germanistik. A: Literaturgeschichte 12. bis 16. Jahrhundert. M: ÖTV
- Schlösser, Hermann*, 1953; Dr.phil., Germanist. freier Publizist. V: *Reiseformen des Geschriebenen* (1987). A: Ästhetik des Reisens
- Schmidt, Ricarda*, 1953; Dr.phil., z.Zt. arbeitslos. V: *Westdeutsche Frauenliteratur in den 70er Jahren* (1982). A: deutsche und angloamerikanische Frauenliteratur; E.T.A. Hoffmann
- Schneider, Norbert*, 1945; Dr.phil., Prof. für Kunstgeschichte und ihre Didaktik an der Univ. Münster. V: *Jan van Eyck, Der Genter Altar* (1986); *Kunst und Natur im Mittelalter* (Funkkolleg Kunst, 1985); *Studien zum Werk des Petrarcameister* (1986)
- Schratz, Michael*, 1952; Dr.phil., Universitätsdozent. V: *Gehen Bildung, Ausbildung und Wissenschaft an der Lebenswelt vorbei?* (Hrsg., 1988); *Zukunftsorientierte Weiterbildung* (zus. mit der Weiterbildungskommission, 1988); *Öffnung der Universitäten* (Mithrsg., 1985)
- Schreiber, Ulrich*, 1951; Ing.grad., Studienreferendar. V: *Die politische Theorie Antonio Gramscis* (1982). A: Gramsci, Eurokommunismus, Frühphase der Sowjetunion, Rosa Luxemburg. M: GEW, BdWi
- Uecker, Matthias*, 1962; Studium der Geschichte und Germanistik. A: Kultur der Weimarer Republik, bäuerliche Lebensformen in der Frühen Neuzeit. M: GEW, DFG-VK
- Ujma, Christina*, 1959; M.A. der Anglistik, Doktorandin, Redakteurin der Zeitschrift *Sozialist*. A: Marxistische Literaturtheorie, Frauenpolitik. M: stv. Bundesvorsitzende der Jusos
- Weingarten, Michael*, 1954. A: Geschichte der Physik und Biologie; Wissenschaftstheorie. M: BdWi
- Willems, Susanne*, 1959; M.A., Studium der Geschichte und Rechtswissenschaft, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Univ. Bochum. A: Geschichte des deutschen Faschismus
- Wittwer, Wolfgang*, 1943; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter. V: *Die ungleichen Partner. Berufsbildung in der BRD* (Mitautor); *Ausbildung im Betrieb* (Hrsg., 1985); *Weiterbildung im Betrieb* (1982)
- Wolf, Frieder Otto*: siehe *Argument* 167
- Wollmann, Eva*, 1956; Dipl.-Soz., studiert im sozialökonomischen Studiengang an der Hochschule für Wirtschaft und Politik Hamburg. A: Probleme und Fragen zur Sucht-Prävention
- Wolschke-Bulmahn, Joachim*, 1952; Dipl.-Ing., Wiss. Mitarbeiter an der Univ. Hannover. V: *Natur in Bewegung* (Mitautor, 1986); *Der Drang nach Osten* (Mitautor, 1987); *1887-1987. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege* (Mitautor, 1987). A: Geschichte der Gartenkultur
- Zimmer, Gerhard*, 1943; Dr.phil., Dipl.-Psych., Ing.-grad., Wiss. Angestellter am Bundesinstitut für Berufsbildung, Mitglied im Projekt Automation und Qualifikation. V: *Selbstorganisation des Lernens. Zur Kritik der modernen Arbeitserziehung* (1987); *Softwarenutzung am Arbeitsplatz und berufliche Weiterbildung* (Mitautor, 1987). A: Arbeitswissenschaft; Erwachsenenbildungsforschung; Qualifikationsforschung
- Zoll, Rainer*; Dr.phil., Hochschullehrer an der Univ. Bremen. A: Geschichte und Theorie der Gewerkschaften, Theorie und Praxis gewerkschaftlicher Bildungsarbeit

DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

links

Sozialistische Zeitung

3'88

W.Krohn: Revolutionäre Wissenschaft — Zur Genese einer wissenschaftlichen Selbstverständigung

Ben's HistoMat — Mitternachtszeitung für gebildete Leser

P.Bellocchino: Rätsel um Eco

M.Charlier: Verspäteter Antifaschismus

G.Scheit: Das Altern der modernen Literatur — Ästhetik nach Auschwitz bei Georg Lukács und Leo Kofler

J.Brückner: Porno statt PorNo — und anderes zur narzißtischen Reproduktion

G.Fuchs: Fremde Blicke

Zeitschriftenschau — Die flambierte Frauenbewegung

geplant für

4/5'88

W.Krohn: Die Verschiedenheit der Technik und die Einheit der Technik

U.Timm: Notizen zu einer Ästhetik des Alltags

S.Kebir: Franz Fanon — revolutionärer Therapeut und Psychologe der Entkolonialisierung

A.Neusüss: Epitaph für Mannheim

A.Hüfner/P.Maiwald: Arabesken am Rand der Geschichte — Der Lyriker Heinz Czechowski

Th.Neumann: Karl Marx flog über das Kuckucksnest

5. Jg. 1988

Erscheint monatlich (außer Juli/Aug.) — Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald — Redaktion: Michael Ben, Thomas Neumann — Einzelheftpreis 15,- DM, Abo 12,- DM + Versandkosten — Düsseldorf: Debatte, Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1

3'88

Kommentar

A.Stolzenwaldt: Rheinhausen — ein Neubeginn?

Aktuell

L.Spira: Waldheim: Zweite Phase

M.Massarrat: Unruhen in den besetzten Gebieten

J.Freund: Verwerflich wie eine Gotteslästerung

S.Schneelicht: Chile: Wahlen in einem verhöckerten Land

Hintergrund

J.Hirsch: Volkszählung: Das vertrackte Verhältnis von symbolischer und realer Politik

Th.Jahn: Grüne: Sprachverlust und Handlungsunfähigkeit

Thema: Neues Denken?

Ch.Barthel: New Age — oder was?

F.Reusswig/J.Stahl: Existenz als Utopie — Jonas und Heidegger

L.Baier: Heideggers Kurssturz

International

J.Gieseke: Vom Dogma zur Realanalyse

H.-D.Köhler: Schwarzhemden

Geschichte

Th.Blanke: Die Göttinger Sieben

4'88

AIDS als ideologische Krankheit
Antisemitismus der Linken

Lafontaine contra Gewerkschaften

Tradition linker Theorie 1968-1988

Neue Entwicklungen in Südosteuropa —

Balkankonferenz und die Folgen

Rüstungsexporte Israels

18. Jg. 1988

Redaktion: N.Apostolidou, H.Bürgwinkel, M.Brumlik, D.Diner, R.Detobel, D.Claussen, J.Esser, H.Grün, J.Hirsch, J.Huhn (presserechtlich verantwortlich), J.Klein, P.Lindloff, D.Mater, L.Lodovico, R.Pusch, F.Schneider, B.Sigthoff, R.Roth. Herausgeber-Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro, Postfach 591, Ludwigstr. 33, 6050 Offenbach 4. — Erscheint monatlich, Einzelheft DM 3,-, Jahresabo DM 35,-, einschl. Versand. Verlag 2000 GmbH, Postfach 591, 6050 Offenbach 4

Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus

3'88

Kommune-Thema

M.Krol/J.Litynski: Zeitungsmachen in Polen
Magazin

W.Schenk: DDR: Alles im Rahmen des Normalen?

B.Laubach: § 218 und kein Ende.

St.Schnitzler: Rheinhausen

A.Vollmer: Kommentar aus Bonn

G.Schulze-Rau: ÖTV-Realismus?

G.Fritz: Österreich: Auf dem Weg zur Normalität

Aktuelles

W.Polster/G.Seiler/K.Voy: Auto: Individuelle Rationalität und das gesellschaftliche Irrationale

G.A.Erler: Straßenverkehr, Geschlechtsverkehr und Postmoderne

J.Schnappertz: Nato-Austritt oder Auflösung der Militärbündnisse (III)

P.B.Olney/R.Keil: Neue Ökonomie und die Bekleidungsindustrie in Los Angeles

H.Calderón: Chile-Plebiszit 1988

Debatte

E.Weber: Krise der Grünen

R.Hesse: Die Forderung nach »Selbstanerkennung der BRD« und der Deutschlandvertrag

Schwerpunkt

K.Schlögel: Reise durch sowjetischen Alltag

A.Lütke: Mythen, Erfahrungen, Alltagsgeschichte

K.-L.Schibel: Bahros Buch »Logik der Rettung«

6. Jg. 1988

Redaktion: M.Ackeremann, G.Heinemann, M.Ibrahim-Knoke, J.Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 6 DM. Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt II. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach II II 62, 6000 Frankfurt II

3'88

Gedenkblatt für Therese Giehse

Zeit — Technik — Arbeit

K.Zwickel: Modernisierungsstrategien der Gewerkschaften

F.Schoser: Modernisierungsstrategien der Unternehmen

H.Hinz: Kooperation oder Konkurrenz im Innovationsprozeß

O.Ulrich: Was könnte sozialdemokratische Technikpolitik sein?

W.Haller: Arbeitszeitverkürzung für die öffentlichen Dienste

N.Notter: Beschäftigungsförderung — Ein Gesetz bestand die Probe nicht!

W.Brandt: Rede zur Eröffnung der August-Bebel-Ausstellung in Berlin

H.König: Ortega und die Bundesrepublik

H.Ehmke: Zur Diskussion um Volksabstimmungen

D.J.Weder: Kernkraft, SPD und direkte Demokratie

K.Kamberger: Nationalmuseen

P.Steinbach: Fehlentwicklungen deutscher Diskussionen über Geschichtsbewußtsein

E.J.Haeberle: AIDS als politisches Problem

K.Kühne: Kommt eine weltweite Depression?

G.Napolitano: Über das SPD/SED-Papier

35. Jg. 1988

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten. Jahresabo 66 DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2

rote blätter

2-3'88

Hochschule

Kahlschlag in NRW

Fachhochschuldiplome: Ende offen

Elitekult und Alltag

Ulrich Becks »Risikogesellschaft« Halbierte Aufklärung

Perestrojka im MSB

Nachrichten

Titel

Rheinhausenreport

Interviews mit: Pfarrer Kelp: Abteilungsleiter Laakmann

Gero von Randow fragt: Ofen aus - Letztes Gefecht

Politik

Rainer Opolkas Essay über die Lebensbedingungen

Plutoniumalarm

Pakistan-Connection

Anti-AKW-Aktion

Leben

Kosmische Harmonie oder neues Denken.

Zu Capras Philosophie

Neue Serie: AktivITIP — Wir seifen ein

18. Jg. 1988

Herausgeber: Bundessvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: Manfred Confurius (verantwortlich), Vera Kissel, Michael Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich (außer März und August). — Einzelheft 2,50 DM, Jahresabo 24 DM. — Redaktionsanschrift: rote blätter, Postfach 2006, 5300 Bonn 2, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag: Plambeck & Co, Xantener Str. 7, 4040 Neulb

Zeitschrift für
Sozialistische Politik
und Wirtschaft



39'88

Diskussionsschwerpunkt: Die Rechte im Umbruch — Chance für die SPD?

K.Naumann: Sweet smell of success. Tendenzen und Grenzen einer »Modernisierung« der Union

W.F.Haug: Die »aufgeklärte Aufklärung« im Bund mit den »unternehmenden Unternehmern«. Perspektiven einer regierungsfähigen Linken bei Peter Glotz

E.Bock: Neofaschismus und Antifaschismus in Bremerhaven

K.Schneider: Strategien und Perspektiven Le Pens. »Ich kann als einziger die Franzosen noch zum Träumen bringen«

Interview

mit Peter Glotz: »... die tragende Säulen dieses neokonservativen Denkgebäudes sind zusammengebrochen«

Kultur

S.v.Ingersleben: Einstürzende Neubauten. Das Beispiel »konkret«

Stahlkrise

H.Badekow: Zur Vorgeschichte

M.Machnig: »Es brennt an der Ruhr ...!«

Sexualität

K.Gröning: Zur Antipornographie-Kampagne

S.v.Ingersleben: Zur linken AIDS-Diskussion

Berlin

H.W.Weinzen: Zur Programmdebatte der Sozialdemokratie über Berlin-Perspektiven

11. Jg. 1988

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Katrin Fuchs, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Ursula Pausch-Gruber, Olaf Scholz, Klaus Thüsing, Kurt Wand, Klaus-Peter Wolf, Burkhard Zimmermann. — Redaktion: J.Blume, J.Günther, F.Heidenreich, M.Karnatz, D.Scholz, A.Wehr, H.-W. Weinzen, A. Westphal. — spw erscheint 1988 in 6 Heften mit einem Jahresumfang von 576 Seiten. — Einzelheft: 9,50 DM, Jahresabo 7,50,- DM zzgl. Versand. Bestellungen: spw-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

2'88

Zeitfragen, Kommentare

B. Busch: Österreich 1938-1988

J. Roth: Neue Bausteine zu den »Sicherheitsgesetzen«

H. J. Hempel: Ein Virus vor Gericht

A. Roßnagel: Bomben, Bakschisch und Bordelle

G. Dalos: Die DDR-Szene im Selbstbild ihrer Veröffentlichungen

W. Liehr: Kirche in Brasilien

Essay

A. Söllner: Otto Kirchheimer in Amerika

Rechtspolitik im Schlepptau der Wende

J. Perels: Die rechtlichen Instrumentarien des Neokonservatismus

B. Gill: Das Embryonenschutzgesetz

B. Häusler: Die beabsichtigte Kronzeugenregelung

R. Schneider: Die sozio-kulturellen Kriterien des BMZ

E. Fischer: Ethikunterricht als Pflichtfach

Ch. Dericum: »Unbewohnbare Welten«

27. Jg. 1988

161'88

W. Marschall: Tendenzen der DDR-Kunst
Ausstellung »Die Aktdarstellung in der Kunst der DDR«

Ausstellung »Bildhauerkunst aus der Deutschen Demokratischen Republik«

S. M. Goldman: Zur Kritik neuer künstlerischer Strömungen in den USA

J. MacQueen — Bilder für die Öffentlichkeit in Chicago

J. P. Weber — Ein plastisches Wandbild in New York

A. Schwarz: Keine Sensationen!? Eindrücke von einer Moskauer Ausstellung
Die deutsch-sowjetische Ausstellung
»Schrecken und Hoffnung. Künstler sehen Frieden und Krieg«

Jürgen Webers Großplastik »Das Narrenschiff« in Hameln

T. v. Brentano: Spielplatz und Technik. Protokoll der Herstellung eines achteiligen Wandbildes

S. Jakob: R-G-K. Weg und Schicksal des sogenannten Roten Graphiker Kollektivs in Stuttgart

B. Gatermann: Das Bild einer Welt in der Welt eines Bildes. Über Max Ackermann

W. Grape: Wozu zeichenhaft und rhythmisch? Fragen zur traditionellen Plastik Afrikas

M. Caroli: Sehen lernen in Venedig

R. Neubauer: Die Göttinger Lok-Halle. Kulturpolitische Verantwortung im Konflikt kommunalpolitischer Entscheidung

G. Sprigath: Solidarität mit dem Kunstpädagogen Uli Foltz

Herausgeber: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. Redaktion: Dieter Hoffmann. — Erscheint in der Regel zweimonatlich. Einzelheft 12 DM (Doppelheft 18 DM); Jahresabo 52 DM zuzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Brauhausstraße 2, 8000 München 2

Redaktion: E. Antoni, H. Erhart, W. Grape, R. Hiepe, U. Kreppe, Th. Lieber, W. Marschall (verantwortl.), C. Nissen, C. Scheilermann, G. Sprigath, G. Zingert. — Tendenzen erscheint in 4 Nummern jährlich. Jahrsabonnement 32 DM (inkl. MWSt und Porto); Lehrlings-, Schüler-, Studenten-Abo 27 DM. — Redaktionsanschrift: Hohenzollernstr. 146 Rg. 8000 München 40. — Verlag: Pahl-Rugenstein, Gottesweg 54, 5000 Köln 51



23'88

H.Adler: Quellen des modernen lateinamerikanischen Theaters

F.Roth-Lange: »Che ist ja schon lange tot ...« Eindrücke von einem Treffen lateinamerikanischer Theatermacher

J.Weber: Arbeitsprobleme einer deutsch-peruanischen Theatergruppe

B.Panse: Auf in die Provinz! Entwicklungen des peruanischen Theaters

M.Meier: Zur Arbeitsweise »freier« Gruppen in Peru

K.Röttger: »Identidad cultural?« Schlaglichter auf das neue kolumbianische Theater

H.Adler/H.Kage: Theater in Chile

C.Medina/U.Schaar: Theater — kein Mittel für die illegale Arbeit. Ein Gespräch

E.Buenaventura/F.Roth-Lange: Unser Theater dient nicht der Volksbefreiung. Ein Gespräch

K.Lobeck De Fabris: »Moderne« Kulturen — ein Vorbild? Boliviens Suche nach einer Theatertradition

U.Schaar: Theater während der argentinischen Diktatur. Das »teatro abierto«

S.Möller-Zeidler: Theater an der Peripherie. Das Teatro União e Olho Vivo in São Paulo

H.Jarka: Theater des Widerstand. Die Wiederentdeckung Jura Soyfers

K.Hickethier: Sicheinrichten zwischen den Stühlen. Theaterwissenschaft und Film- und Fernsehanalyse

Th.Girshausen: Alte Ansprüche und neue Perspektiven? Zu dem Band »Theatermacher — Gespräche mit Regisseuren«

36'88

Schwerpunkt: Kommunizier' mal wieder! Die Post und ihre Pläne

H.Kubicek: Der Turmbau zu Bonn. Zum Bericht der Regierungskommission Fernmeldewesen

G.Voogd: Post-Pläne. Eine technische Übersicht

P.Berger: Kampf um die Telekommunikation. Wer beeinflusst die Post?

G.Voogd: »Bit für Bit kommt man sich näher« Was halten die Versprechungen der Post?

Auszug aus der OPTEK-Studie: Im Sinne der Norm. Visionen von der Informationsgesellschaft

W.Bätzing: Hat die Natur zurückgeschlagen? Die Umweltkatastrophe in den Alpen

R.Kollek: Das Undenkbare denken. Die Entstehungsgeschichte von AIDS

H.Gerhardt: Halbgott unter der Motorhaube. Ein EUREKA-Projekt: Prometheus

G.Winter/H.-W.Micklitz: Pharmapolitik in der »Dritten Welt«

H.Breger: Können Maschinen denken?

R.Keil-Slawik: Der humanistisch geweihte Techniker

Genspalte

Berichte/Projekte

Rezensionen

Nachrichten

Technoptikum

10. Jg. 1988

Herausgeber: Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsmittel e.V., Berlin, Redaktion: R.Bohn, B.Gruber, H.Hartnack, F.Iversen, U.Meyen-Skupin, E.Müller, P.Oltmanns, P.Roessler, R.Ruppert, H.Stange, F.Stucke, H.Susen, K.Tiedemann, E.Wack, — Ersch. viermal jährlich. — Einzelheft 9,50 (plus Versand), Abo 34 DM. — Redaktion: Großbeerenstr. 13A, 1000 Berlin 61; c/o Dr. Peter Roessler, Hebragasse 2, 20, A-1090 Wien. — Verlag: Wochenschau-Verlag, Adolf-Damaschke-Str. 103, 6231 Schwalbach Ts.

Redaktion: Reinhard Behnisch (verantwortl.), Paula Bradish, Dagmar Kahnes, Herbert Mehrtens, Ralph Ostermann, Franz Plich, Elvira Scheich, Rainer Schlag, Rainer Stange, Erich Tegeler, Ulrich Tietze. — Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft 6 DM, Jahrsabo 24 DM. — Verlag und Redaktion: Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61

TEXT+KRITIK

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

97'88

Peter Rühmkorf

A.v.Bormann: Peter Rühmkorfs Widersprüche

H.Uerlings: Politik und Lyrik bei Peter Rühmkorf

J.H.Petersen: Anspielung und Variation. Zu den ästhetischen Prinzipien Peter Rühmkorfs

E.Wolfheim: Marktplatz als Metapher oder Der literarische Wanderarbeiter

K.Riha: Es gibt immer noch genug Neanderthal, um mit der Tranfunzel zu missionieren. Zu Leslie Meiers »Lyrikschlachthof«

P.Bekes: Zaubergeist und Aufklärungslust. Rühmkorfs Märchen

E.Ihekweazu: Was heißt hier gescheitert? Peter Rühmkorfs theatralische Sendung

P.Bekes: Rühmkorf-Biographie — Daten, Erfahrungen, Erinnerungen

P.Bekes: Auswahlbibliographie

25'87

Prävention und soziale Kontrolle

W.Völker: Immer lustig und vergnügt. Einwände gegen den präventiven Blick

S.Köbsell: Humangenetik. »Saubere Eugenik« auf Krankenschein

F.Rühmann: AIDS-Hysterie als Ausdruck von Sexualfeindlichkeit

J.Armbruster/S.Fahr/F.Hohloch/K.Obert: Zwischen Sozialtechnologie und Entinstitutionalisierung. Prävention in der Sozialpsychiatrie

W.Lehne: Polizei und Prävention. Auf dem Weg in den Sicherheitsstaat?

W.Ehrhardt: Alltag bei der Polizei

Forum

A.Bernhard: Ökologie und Selbstverwirklichung. Anmerkungen zur Idee einer ökonomisch begründeten Bildungskonzeption

D.Wakahara: Erziehung in Japan. Die Aktualität eines Themas in Fernost

Magazin: Buchbesprechungen

D.F.Castelnuovo, M.Risso: Krankheit Heimweh

P.Alheit, Ch.Glaß: Neues aus der Arbeitslosenforschung

D.J.K.Peukert: Jugendfürsorge — Prototyp der Kolonisation

K.Bader: Begriffsarmut in der Sozialarbeit

Herausgeber: Heinz Ludwig Arnold. Redaktionelle Mitarbeiter: Ingrid Laurien, Otto Lorenz und Angelika Machinell. — Erscheint jährlich in vier Heften. — Abopreis 38 DM (zzgl. Versand). — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: N.Diemer, D.Marzi, E.Schmid, F.Schütte, Ch.Schön, J.Gotschalk-Scheibenpflug, Ch.B.Kimmich, Th.Kimmisch, T.Kunstreich, F.Düchting, R.Laux, F.Manke, B.Rose, K.Dehnboisel, H.Narr, H.Dorn, M.Trinkl, K.Bianc, D.Hail, C.Wittacke, W.Völker, G.Pabst, M.Hentschel, A.Wagner, A.Schaarschuch. — Jährlich 3-4 Hefte. — Einzelh. 9 bis 15 DM incl. Versand. Jahresabo 39 DM. — Redaktion Widersprüche: Postach 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102067, 6050 Offenbach

Ulrich Laaser / Karl Ernst Wendt (Hg.)

Schuldenkrise und Armut in der Dritten Welt

Hrsg. von
Elmar Altvater,
André Gunkler, Frank
Herbert Schui u.a.



Schuldenkrise und Armut in der Dritten Welt

Hrsg. v. Ullrich H. Laaser und Karl Ernst Wendt

Der sich mittlerweile auf 1000 Milliarden US-Dollar beziffernde Schuldenberg ist ohne existentielle Gefahren für die weitere Entwicklung der 3. Welt-Länder kaum mehr abzutragen und zementiert überdies auf lange Sicht deren Abhängigkeit von der herrschenden Wirtschafts(un)ordnung, den Auflagen der Weltbank, den privaten Großbanken und des Internationalen Währungsfonds (IWF).

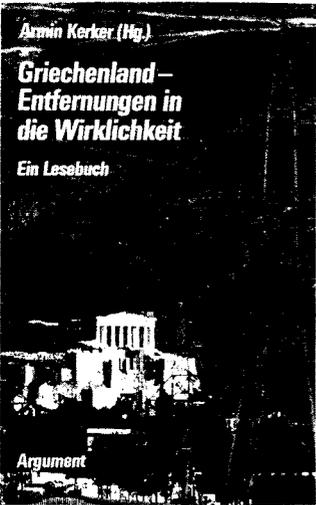
Rechtzeitig zum Jahrestreffen von IWF und Weltbank in Berlin äußern sich im vorliegenden Band international renommierte Wissenschaftler (u. a. Altvater, Frank, Schui) zu diesem Problemkomplex und diskutieren Ursachen, Entwicklungen und Lösungsstrategien der Weltschuldenkrise.

212 S., 22,- DM

Armin Kerker (Hg.)

Griechenland – Entfernungen in die Wirklichkeit

Ein Lesebuch



Griechenland –

Entfernungen in die Wirklichkeit

Ein Lesebuch, hrsg. von Armin Kerker

Entfernungen in die Wirklichkeit – das sind Auseinandersetzungen griechischer und deutscher Autoren mit der modernen Geschichte und Kultur Griechenlands: Erkundungen von Faschismus und Widerstand im Zweiten Weltkrieg, Bemerkungen zum zeitgenössischen Film und Theater, Besuche im Kafention und Studien zur griechischen Volksmusik. Ein umfassender Beitrag ist der Lage der Frauen im heutigen Griechenland gewidmet.

Autoren wie Theodorakis, Angelopoulos, Terzopoulos und Ritsos schlagen einen autobiographischen Bogen von der Vergangenheit in die Gegenwart.

350 S., 50 Abb., 28,- DM

Argument

»Der große Entwurf einer Gesellschaft,
die dabei ist, die Epoche der traditionellen Klassen- und
Industriegesellschaft hinter sich zu lassen.«

Conrad Lay, Hessischer Rundfunk

Ulrich Beck, Risikogesellschaft
Auf dem Weg in eine andere Moderne
es 1365, DM 20,-

edition suhrkamp

"edition 'die horen'"



Zerstreuung des Alphabets — Hommage à Hans Arp „edition 'die horen'“, Band 5

zum 100. Geburtstag von Hans / Jean Arp — mit Beiträgen von mehr als 80 Autoren und Künstlern aus 20 Ländern: Gennadij Ajgi, Max Bense, Chris Bezzel, Gerald Bisinger, Elisabeth Borchers, Inger Christensen, Michel Deguy, F. C. Delius, Reinhard Döhl, Helmut Eisenle, Adolf Endler, Elke Erb, Erich Fried, Walter Helmut Fritz, Csöbor Görgey, Eugen Gomringer, Peter Härtling, Michael Hamburger, Ludwig Harig, Uwe Herms, Walter Höllerer, Miroslav Holub, Felix Philipp Ingold, Ernst Jandl, Jiri Kolar, Karl Krolow, Michael Krüger, Lucebert, Christoph Meckel, Franz Mon, Harry Mulisch, Merat Oppenheim, Oskar Pastior, Karl Riha, Gerhard Rühm, Robert Sabatier, Eduardo Sanguinetti, Greta Schoon, Stefan Schwerdtfeger, Michael Seuphor, Lasse Söderberg, Antoni Tapiés, Ralf Thénor, Günther Uecker, Jean-Claude Watter, Natan Zach u. v. a. m.

Gregor Laschen (Hrsg.): Zerstreuung des Alphabets — Hommage à Hans Arp (Hans / Jean Arp 1886-1986). Katalogbuch 21 · 20 cm: Einband 4-farbig, glanzfolien-kaschiert; 168 Seiten, DM 24,80. ISBN 3-88314-517-3

Bitte fordern Sie unsere aktuellen Verlagsverzeichnisse an!

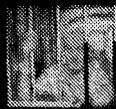
Grenzüberschreitungen oder Literatur und Wirklichkeit



Vorläufige Lyrik, Prosa
und Übersetzungen
von 35 Autoren aus 13 Ländern
herausgegeben von
Walter Neumann

edition 'die horen'

So wächst die Mauer zwischen Mensch und Mensch



Stimmen aus dem Knast
und zum Strafvollzug
herausgegeben von
Ingeborg Bredt
und Jürgen P. Tammen

edition 'die horen'

Friedenszeichen Lebenszeichen



Pazifikkrieg zwischen zwei einmütigen
und überlebenden
Ein Leesebuch zur Friedens- und
Friedensbildung von Hans J. Brand
und Jürgen P. Tammen

edition 'die horen'

Oswald Andrae Holt doch die Duums für den Sittich



Texte von Oswald Andrae
herausgegeben von
Jürgen P. Tammen

edition 'die horen'

Walter Neumann (Hrsg.):
Grenzüberschreitungen
oder Literatur und
Wirklichkeit. Vorträge,
Lyrik, Prosa und Überset-
zungen von 35 Autoren aus
13 Ländern.
296 Seiten, DM 12,—
ISBN 3-88314-165-8

Helmut Donat /
J.P. Tammen
(Hrsg.): Friedenszeichen
Lebenszeichen, Pazifismus
zwischen Verächtlichma-
chung und Rehabilitierung.
Das Lesebuch zur
Friedenserziehung.
312 Seiten, DM 15,—
ISBN 3-88314-210-7

I. DREWITZ / J.P. TAMMEN
(Hrsg.): So wächst die Mauer
zwischen Mensch und
Mensch. Stimmen aus dem
Knast und zum Strafvollzug.
196 Seiten, DM 12,—
ISBN 3-88314-115-1

Oswald Andrae: Holt doch die
Duums für den Sittich.
Niederdeutsche Texte. Lyrik,
Prosa, Lieder —
Werk & Wirkung.
Hrsg. von Johann P. Tammen.
mit Zeichnungen
von Peter K. Kirchof
256 Seiten, DM 18,—
ISBN 3-88314-292-1

Wirtschaftsverlag

nw GmbH
Verlag für neue Wissenschaft

Summaries

Rolf Hanusch: Fragmented Identity

The pedagogical concept of identity formation appears no longer adequate to address the fragmented identity concepts of teenage youths. Adorno's call for the end of forced identity as a prerequisite for the identity of the subject gains, in light of manifold evidence in youth research, new relevance for pedagogical practice.

Alessandro Cavalli: Time-Experiences. Attempt at a Typology

A study of time experience brings a dimension of coherence into the empirical multiplicity of youth behaviour. Proceeding from the variables of de/structured time conceptions and auto/heteronomous self-conceptions and drawing from material of a survey of Milan youths, four basic orientations are constructed as ideal-types: the self-structured, the other-structured, the self destructured, the other-destructured type.

Walter R. Heinz: Self-socialisation and the Labour-market

To cope with contradicting processes of flexibility of work and modernization of lifestyles on the one hand, and rising employment risks on the other, young people develop patterns of 'self-socialization', supporting arrangements with the labour market without giving up claims for meaningful work. As a main consequence a development of pragmatic attitudes toward life is predicted.

Rainer Zoll: »Not like our parents«. Hypothesis of a New Cultural Model

Under conditions of precarious employment and dissolution of traditional workers' culture the »life-world« of youths is undergoing drastic revision. There is a trend toward »individualization« and greater significance of communication in the formation of new identities and work-orientations. The hypothesis of a break in the dominant »cultural model« is based on a survey of young blue and white collar workers in the FRG and its comparison to analogous research findings in other western industrial countries.

Eva Wollmann: Free for Work. Annotations to the Church of Scientology

In conversations and in short-biographies the longings and orientations of young people who seek emancipation from social strictures in 'Dianetics' are analyzed. The themes work, money and commodity are given particular attention.

Sarah Benton: Thatcherism's »Private« Welfare-Politics

The drive of New Conservatism to eliminate welfare politics has profound implications. What is at stake is the existence of a political society in which citizens associate and demand certain rights. The line between the public and the private sphere which Thatcherism wants to redraw is shown to be an articulation of women's oppression, too.

Gerhard Hauck: Back to the Theory of Modernization?

The sociology of development seems to have gone full circle in the course of the last thirty years: from modernization theory with its sole emphasis on internal causation and the universal validity of the Western model, through dependency theory with its emphasis on external causation and its critique of Western ethnocentrism, back to modernization theory again. However, dependency theory's critique remains valid. The postulate that capitalist development in the West reposed on internal dynamics of rising mass incomes as well as the belief that 'occidental rationalism' is of universal validity are shown to be based on false premisses.

Hansgeorg Conert: Gorbatschew's Reforms

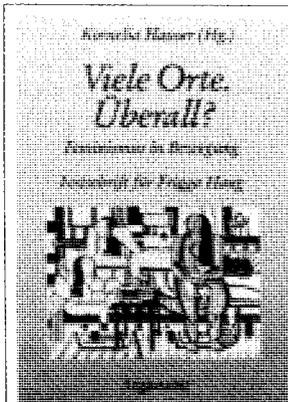
The differences between approaches to reform in the fifties and sixties and those of Gorbatschew is seen in the inclusion of the political and social order in the realm of intended structural change. The reform conception continues to be incoherent as a whole, the structural, personal, ideological and socio-cultural problems of the realization are considerable. A well-founded estimation on their chances of success is at the present time impossible.

Geschichte

<i>Behringer, Wolfgang</i> : Hexenverfolgung in Bayern (<i>D.Fleischer</i>)	298
<i>Troßbach, Werner</i> : Soziale Bewegung und politische Erfahrung (<i>M.Uecker</i>)	300
<i>Agethen, Manfred</i> : Geheimbund und Utopie (<i>D.Fleischer</i>)	302
<i>Eberan, Babro</i> : Luther? Friedrich »der Große«? Wagner? Nietzsche? Wer war an Hitler schuld? (<i>J.Berlin</i>)	303
<i>Recker, Marie-Luise</i> : Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg (<i>S.Bajohr</i>)	304

Ökonomie

<i>Wasmus, Henning</i> : Produktion und Arbeit (<i>F.Beckenbach</i>)	306
<i>Katzenstein, Peter J.</i> : Small States in World Market (<i>U.Becker</i>)	309
<i>Davis, Mike</i> : Prisoners of the American Dream (<i>M.Krätke</i>)	311

**Viele Orte. Überall?****Feminismus in Bewegung
Festschrift für Frigga Haug**

Herausgegeben von Kornelia Hauser

Einen Überblick über ein internationales Projekt: den Marxismus für eine feministische Befreiungsperspektive nutzbar zu machen. Beiträge zur gesellschaftlichen Arbeit, zu weiblichen Vergesellschaftungsprozessen, zum biologischen und sozialen Geschlecht, zu Gleichheits- und Differenzkonzepten, zur Quotierungsdebatte, zu historischen Lebensentwürfen von Frauen, literarische Verarbeitungen weiblicher Erfahrungen. Mit einer Bibliographie der Schriften von F.Haug. 256 Seiten, br., DM 24,-

Literatur im
historischen ProzeßStephan/Weigel (Hg.)
Weiblichkeit
und Avantgarde
Argument**Weiblichkeit und Avantgarde**

Hrsg. v. Inge Stephan und Sigrid Weigel

Auffallend viele Frauen stehen im Mittelpunkt des neuerwachten Interesses am Konzept der Avantgarde, das im Kontext des deutlichen Überdresses an (weiblicher) Erfahrungsliteratur zu sehen ist. Der Ort von Frauen in der Geschichte der Avantgarde soll befragt werden: Russische Avantgarde (A.Achmatowa, M.Zwetaewa), G.Stein, H.D., D.Barnes, M.Fleißer, U.Zürn, H.Müller, B.Strauß, M.Duras, Performance-Künstlerinnen.

Literatur im Historischen Prozeß 16
Argument-Sonderband 144
190 Seiten, DM 18,50/15,50 f. Stud.

Argument-Rückschau

167: Politik des Kulturellen

V.Braun: Rede zum Schriftstellerkongreß / H.Fleischer: Die Perestrojka erreicht die Philosophie / W.F.Haug: Gramsci und die Politik des Kulturellen / U.Maas: Der Sprachwissenschaftler Gramsci / H.Krüger: Qualifizierungsoffensive — Chance für Frauen? / G.Bensussan: Die Judenfrage in den Marxismen / S.E.Liedman: Institutionenbezogene Ideengeschichte / G.Leaman: Iran-Contra-Affäre / Besprechungen: Blumenberg, Volkskultur, Geschichte der Sozialwissenschaften, Bildungstheorie und Sozialisation, Arbeiterbewegung, Faschismus, Wirtschaftsplanung

166: Politik mit Biologie

D.Haraway: Geschlecht, Gender, Genre / V.Stolcke: Alte Werte — Neue Fortpflanzungstechnologien / H.Allen: Sklavin ihrer Hormone — Prämenstruelle Spannung und Gesetzgebung / G.Bauer: Hitlers Heil im Mund seines Volkes / G.Auernheimer: Klafkis Didaktik / K.A.Geißler, H.Heid: Opfer der Qualifizierungsoffensive / Th.Bergmann: Gemeinsame Erklärung SPD-SED / Besprechungen: Frauen und Philosophie, Literarische Öffentlichkeit, Fünfziger Jahre, Musikgeschichte, Arbeit und Kultur, Lernen und Didaktik, Weimarer Republik, Postfordismus

165: Postfordismus — Kapitalismus quo vadis?

M.Godelier: Produktionsweise als theoretische Kategorie / J.Häusler und J.Hirsch: Regulation und Parteien / W.F.Haug: Nach dem Fordismus: Post-Fordismus? / G.T.Kaplan und L.J.Rogers: Faszination des Androgynen / R.v.Bockel: Pazifisten und Hitler / Zhao Baoxu: Dezentralisation der Macht in China / J.M.Ruiz Marcos: Nicaragua — Überlebt die Revolution? / Besprechungen: Foucault, Rhetorik und Sprachpflege, Kriegs- und Nachkriegsliteratur, Film und Video, Interkulturelle Pädagogik, Mittelalter, Modernisierung der CDU, Frauen und Ökonomie

164: Klassenkämpfe um Zeit

F.Haug: Zeit für uns. Zu Negt / O.Negt: Brief an Frigga Haug / J.P.Rinderspacher: Die ruhelose Gesellschaft / H.J.Sperling: Pausen: Zur Innenansicht der Arbeitszeit / F.O.Wolf: Alternative Lehren aus der Tarifrunde '87 / A.Dümling: Zum fünfundzwanzigsten Todestag von Hanns Eisler / D.Turner: Sexualisierte Arbeitsbeziehungen / J.Spurk: Neue Forschungen zur Arbeiterklasse in Frankreich / V.Gransow u. H.Suhr: *Amerika* Super-Amerika, Anti-Amerika / Diskussion: F.Haug: Frauenbefreiung als Männerwerk / Besprechungen: Semiotik, Armut, Allgemeinbildung heute, Geschichtstheorie, Aufklärungshistorie, Sowjetunion, Entspannungspolitik, Sexismus und Rassismus

163: Geschlecht und Rassismus

V.Stolcke: Das Erbe sichern / M.Barrett, M.McIntosh: Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus / Türkinnen in der Initiative / K.Holzkamp: »Wirkung« oder Erfahrung von Arbeitslosigkeit? / H.Thielen: Agrarreform und Ökologie in Nicaragua / F.O.Wolf: Staatliches Gewaltmonopol als Definitionsmonopol von »Gewalt« / Literaturbericht: Alternative Kommunalpolitik / Besprechungen: Philosophiedidaktik, Literatur und Revolution, Ethnologie, Religion, Erziehung und Politik, Frauen in der Geschichte

162: Untergang der Gemeinwirtschaft?

T.Bergmann, M.Kräfte, F.O.Wolf, K.Novy, P.Kreisky, K.Bayer, H.Oetjen zur Krise der Gemeinwirtschaftspolitik / H.G.Conert: Revolutionäre Reform? Zu Gorbatschows Projekt / C.H.Hermansson: Gewerkschafter lesen Peter Weiss / G.Baratta: Gramsci befreien / Rosa Luxemburg zur Volkszählung / Besprechungen: Kommunikatives Handeln, Ästhetik, Literaturtheorie, Kulturgeschichte der BRD, Soziologie in Frankreich, Computer in Schule und Betrieb, Quotierung, Frauen und Macht

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/579173
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel. 030/3135056
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/3417432
Berlin 33 das europäische buch, Thielallee 32; Tel. 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/8315089
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/8511509
Berlin 62 Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel. 030/784001
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/72073
Duisburg AGORA-Buchhandlung GmbH, Wallstr. 46; Tel. 0203/25507
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/231923
Frankfurt Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel. 0611/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel. 0611/777303
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/453680
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel. 040/453801
Hannover Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel. 0511/17173
Kassel Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel. 0561/15642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77704
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/420214
Krefeld Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel. 02151/66842
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/2809522
Münster Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel. 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel. 0251/44926
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13949
Schwerte Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel. 02304/80033
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/223287
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/228218
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel. 01/2512674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/433221
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/421234

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/3123102
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/2152500
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/68461
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/654767
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/68461
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/74140
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/464405
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/705295
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/4204748
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/324024
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/22201
Karlsruhe LUZIA frauen-buchladen, Viktoriastr. 9; Tel. 0721/25446
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/17210
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T3, 4; Tel. 0621/21663
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/2721205
Osnabrück mother jones frauenbücher café, jahnstr. 17; tel. 0541/43700
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/26590
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/211285
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/2026274
Österreich Wien, Frauenzimmer, Langgasse 11; Tel. 0222/438678